Püschel fecit L:

Die Vernünftige Sittenlehre

in

Briefen

an ein Frauenzimmer

von

Joh. Fr. Scholz.

Zweeter Teil.

Halle und Helmstädt,
Verlegt von Carl Hermann Hemmerde.
1758.

Vorrede.

Geneigte Leser!

Werden Sie auch böse geworden seyn, daß der zweete Band meiner moralischen Briefe so spät erscheinet? Ist es auch in allen Fällen möglich, so sehr genau sein Wort zu halten? Ich wagte es, den ersten Band derselben bekant zu machen; aber ich that es doch mit einiger Furchtsamkeit. Denn die Urteile der Menschen sind immer sehr zufällig, und daher so sehr verschieden. Ich fing an, alle Warheiten in einem neuen Kleide vorzutragen, und ich muste notwendig erwarten, wie mein Zuschnit aufgenommen und gefallen

fallen würde. Meine Absicht ging vornemlich dahin, Frauenzimmern gute Lehren auf eine gute Manier in die Hände zu spielen, und wäre ich hierin nicht glüklich gewesen, so würde es mir ungemein leicht angekommen seyn, meine Eigenliebe zu bezwingen, und auf ewig stille zu schweigen. Die Leute sagten, daß meine Briefe mit ziemlicher Zufriedenheit gelesen würden, und ich muste es um so mehr glauben, als man mir von verschiedenen Orten die Ehre erwies, nach dem zweeten Teile zu verlangen. Freilich fing mein Herz wol an, von innerer Zufriedenheit lebhafter zu schlagen, und ich schikte mich an, das Nötige zum zweeten Bande zu entwerfen. Allein die Vorsicht hatte ihn nur auf diese Zeit bestimmt. Denn sie legte mir teils einige Krankheit, teils unvermutete Arbeiten auf, die mich gänzlich hinderten, meiner eignen Neigung und den Befehlen meiner Gönner zu folgen. Izt lasse

ich

ich mich wieder öffentlich sehen, und ich hoffe und erbitte mir von meinen geneigten Lesern ein eben so gütiges Urteil für diesen zweeten Band, als für den erstern.

Doch eines und das andere habe ich noch dieses Teiles wegen zu erinnern. Es geschahe durch ein Unglük, daß die Handschrift zu den ersten fünf Briefen ein Posttag zu spät in der Drukerei ankam, und daß es also unmöglich war, daß sie noch dem ersten Teile hätten beygefüget werden können. Denn sie enthalten die Hälfte des Beweises für die Götlichkeit unserer Christlichen Religion. Vieleicht liest man sie aber auch in diesem Bande noch ganz gerne. Meine eigentliche Absicht war es, in diesem Bande die Pflichten gegen sich selbst vorzutragen, und ich sehe es schon zum voraus, daß man mir in Ansehung der Erfüllung dieses Vorsazes eine und die andere Einwendung machen mögte. Man wird es bald

sehen, daß die Ausfürung sich nur bis auf die Pflichten gegen den Leib erstreke, und daß also die Schuldigkeiten in Ansehung des äus-
sern Zustandes noch ganz übrig bleiben. Ich bedaure es. Aber es ist eine eben so grosse Pflicht, sich in tausend Umstände schiken zu lernen. Wäre man beständig Herr seiner Schiksale, und der Munterkeit seines Leibes, so würde ich mich gewis schämen, hier abgebrochen zu haben. Ein gar zu unvermuteter Tod eines sehr vornehmen Gönners und Herzens Freundes hatte meine Seele durch eine ganze Zeit so sehr niedergeschlagen, daß ich nicht vermögend war, an etwas anders als traurige Klagen zu gedenken. Die Pflicht befal mir verschiedene Arbeiten, und alles erfolgte ungemein viel langsamer, als gewönlich. Denn Tränen, die meinem hochseeligen Freunde geweihet waren, unterbrachen mich nur gar zu oft. Ich hätte daher auch gerne noch so

lange

lange zurük gehalten, bis alles fertig gewesen wäre. Allein mein Verleger ist ein bisgen eigensinnig, und ich muste gehorchen. Ich vergebe es ihm ganz gerne, da ohnedem dieser Teil gerade die Stärke erhält, die der erstere hatte, und es ist doch gut, daß überal ein Eben Maas beobachtet werde. Allein, wird man sagen, hätte dieses Eben Maas nicht doch beobachtet werden können? Hätte man nicht die Säze der Seelenlehre, die einen so grossen Raum einnehmen, entweder gar weglassen, oder doch viel in die Kürze ziehen können? Wenn ich wüste, daß man mir diesen Einwurf im Ernst machen wolte, so würde ich mich auch eben so ernsthaft vertei=digen. In Warheit! es würde mir lange so sauer nicht angekommen seyn, die ganze See=len Lehre wegzulassen, als zu entwerfen; aber mein Gewissen ist zu zärtlich, als daß ich etwas verschweigen könte, von dem ich glaube, daß es unentbehrlich zu wissen sei. Der grös=seste Teil der Pflichten gegen sich selbst, schränkt sich in die Pflichten der philosophischen Be=kehrung ein, und man ist der unglüklichste

Vorrede.

Moralist von der Welt, wenn man Leser von dieser Seite unterrichten sol, die noch nicht die geringste Kentnis ihrer eignen Natur haben. Man schreibt in einer so fremden Sprache, und bildet so unverständliche Säze, daß nicht die mindeste Warscheinlichkeit des abgezielten Nuzens übrig bleibet. Darf man wol viel Menschen glauben, die nur einigermassen eine Kentnis ihrer Seelen und ihres Leibes hätten? Es gibt Gelehrte genug, die nicht viel davon verraten sollen, und die es auch nicht wissen mögen. Denn es ist Metaphysik. Gott erbarme sich ihrer Weisheit! Moral ist wol eben ihre Wissenschaft nicht. Es gibt Seelen Lehren, oder Psychologien genug, aber ich getraue mir doch nicht, zu behaupten, daß sie von Frauenzimmern gelesen werden, und sie ihnen zu empfelen, erküne ich mich noch weniger. Ich müste immer befürchten, den allerschlechtesten Dank zu verdienen. Vieleicht würde mir das schöne Geschlecht wohl gar böse, wenn es am Ende von aller ihrer Ueberwindung weiter nichts, als schwere Wörter, leere Säze, und eine nur überaus schwache,

oder

oder gar keine Einsicht erhalten hätte. Vielleicht lebe ich länger, und so darf ich es mit meinen schönen Leserinnen durchaus nicht verderben. Gelehrte werden vieleicht den Unterschied meines Systems der Sittenlehre von der gewönlichen, und der neuerern Moral, die sich auf Grundthätigkeiten, und Causal und Real Verbindungen, und andere wunderbare Säze gründet, deutlich genug einsehen, und es mir nicht verdenken, daß ich sie um mehrerer Deutlichkeit willen auf meine eigne Seelen Lehre gebauet habe. Der Himmel wird mich bewaren, daß ich die Eitelkeit nicht begehe, zu glauben, daß ich die Metaphysiker bekehren wolle. Um Gottes Willen nicht! Aber man wird mir doch deswegen das Recht nicht absprechen können, Systeme zu verändern, auf die ich nicht geschworen habe. Ich habe frei gedacht, aber vieleicht doch manchem unparteiischen Leser nicht unangenem. Ein Moralist empfindet unter allen am meisten, wie vieles auf eine schikliche Seelen Lehre ankomt, und zu meinem Systeme der Moral gebrauchte ich gewis eine andere

Vorrede.

Psychologie. Meine täglichen Arbeiten beschäftigen mich mit diesen Gegenständen, und ich habe gewält, was mir die sicherste und brauchbarste Warheit zu seyn schien. Hätte ich unmittelbar für Gelehrte geschrieben, so würde ich tiefsinnigere Gründe und Beweise ins Feld gefüret, und nach aller Kunst demonstriret haben. Mein Frauenzimmer aber kan so etwas nicht vertragen, sie wil sich nur durch das eigne einleuchtende der Säze überfüren lassen. Tadelt man mich in meinen Meinungen, so thue man es immer hin; denn ich weis wol, daß der noch nicht geboren sei, und am allerwenigsten in unserm Jarhunderte geboren werden werde, der es allen recht machen kan. Ich bin auch nicht mit allen zufrieden, und wie würde ich auf die Thorheit verfallen können, zu verlangen, daß alle andere es mit mir seyn solten? Wil man mit mir streiten, so versichere ich zum voraus, daß ich mich vertragen, und einen ieden bei seinem besten Glauben lassen werde. Ich habe nichts mehr gesucht, als meine schönen Leserinnen zu einer hinlänglichen Kentnis ihrer eignen

Seele

Seele zu bringen, bei einer Gelegenheit, wo es schiklich und nüzlich war, und billigen sie meine Sittenlehren, so werden sie sich auch meiner übrigen Säze annehmen. Ein Held zu werden, scheint mir noch zu schwer zu seyn, und vieleicht so lange, wie ich lebe. Mein Beruf ist nicht, Dinge schlechterdings auszufechten, wo das eigne Gefühl entscheidend spricht: Meine Seelen Lehre wird also hoffentlich weder die Ruhe der Welt, noch meine eigne stören.

Könte ich mutmaassen, daß ich schöne Leserinnen bewegen würde, mir bisweilen ihre Urteile über meine Einfälle zu erkennen zu geben, so hätte ich wol Lust, Ihnen etwas im Vertrauen zu erzälen. Es ist gewis artig. Ich bilde mir selbst etwas darauf ein, und meine wizige Nonne wird mir hoffentlich auch meine Verwegenheit verzeihen, daß ich unschuldige Geheimnisse wieder erzäle. In dem vierzigsten Briefe meines ersten Teils habe ich einige freie Gedanken des Klosterlebens wegen geäussert, und ich mutmaassete nach dem gemeinen Laufe der Welt, daß die

Ruhe

Vorrede.

Ruhe nur ein sehr seltenes Kleinod selbst der protestantischen Klöster wäre. Ich verdiente es, daß ich widerleget wurde, und in dieser Absicht erhielt ich vor einiger Zeit von einer wizigen Nonne durch einen guten Freund folgende artige Verse:

Es mag mich immerhin die grosse Welt nicht kennen,
Es mag mein Name gleich in keiner Zeitung stehn:
Ich kan in Einsamkeit mein Schiksal köstlich nennen,
Weil in Zufriedenheit die Tage mir vergehn.
Ich warte meine Pflicht, und teile meine Zeit
Vergnügt mir selber ein, zur Lust und Nuzbarkeit.
So mag mein Lebens Bach stil ohn' Geräusch ver-
fliessen,
So mag er sich ins Meer der Ewigkeit ergiessen;
Ich wart auf dieses Ziel, auf die Unsterblichkeit
Vol Hofnung, ohne Furcht, und in Gelassenheit.

Vom Kloster, C. S. B.

Nicht an dem, meine Leser! wer solte es irgend gedacht haben, daß Klöster so edle Geister einschlössen, und ich würde alles zurük ziehen, was ich geschrieben habe, wenn man mir die Versicherung geben könte, daß man noch mehr so schöne Seelen in den Klöstern nicht vergeblich suchen würde. Ich wil meine Meinung also nur kurz und gereimt aus-drüken:

Ein

Vorrede.

Ein edler Geist trägt selbst in seiner eignen Brust
Den Stof zum besten Glück, den Quel vernünftger Lust.
Jhm ist es freilich eins, in Schlössern prächtig tronen,
Und völlig unbemerkt in engen Zellen wonen.
Drum schliest das Kloster dort so edle Nonnen ein,
So wünscht ich mir im Ernst daselbst ein Mönch zu seyn.

Darf ich es wagen, alle schöne Leserinnen zu ersuchen, sich unseres Streites anzunehmen, und ihn zu entscheiden? Vieleicht aber wäre er zum Glück der Welt am besten entschieden, wenn der Himmel einen eben so edlen Mönch schikte, der diese zufriedene Nonne bewegte, das Kloster zu verlassen. Ich würde alsdenn diese Begebenheit als einen Beweis von der Vorsicht ansehen, daß so schöne Geister für Klöster viel zu gut wären. Ich empfele auch diesen Band der Briefe der geneigten Aufmerksamkeit meiner Gönner und Gönnerinnen, und nur um dis einzige bitte ich, die angemerkten Drukfehler vorher zu verbessern, ehe sie zu lesen anfangen. Sie ändern meistenteils den Verstand sehr. Die Entfernung meines Aufenthalts von dem Orte des Drukes ist die Ursach einer wenigern Genauigkeit.

Ich

Ich werde mich auf das äusserste bestreben, so bald als möglich ist, meine Briefe fortzusezen, und es sind in der That noch sehr reizende Pflichten übrig. Ich freue mich selbst auf diese Abhandlungen, und nichts wird die Hochachtung stören, welche mein Herz gegen meine geneigte Leser empfindet, und womit ich unverrükt verharre

Derofelben

Helmstädt,
den 29sten Merz.
1758.

ergebenster Diener.

Sechs und vierzigster Brief.

Mein Herr!

Sie werden leicht glauben können, daß ich dennoch noch einige Disputen mit meinem Vetter gehabt haben werde. Allein ich habe bis so weit glüklich überwunden. Seine meisten Einwürfe schienen daher zu kommen, daß er Ihren Beweis nicht im vollen Zusammenhange übersahe. Aber ich und meine Freundinnen gaben uns die äusserste Mühe, Ihre Gedanken recht deutlich einzusehen, und mein Beichtvater, dem Ihre Briefe ganz wol gefallen, unterstüzte uns. Sie sind sehr kurz gewesen, aber eine weitere Ueberlegung half uns doch zu häuffigern Einfällen, und durch Hülfe dieser haben wir mit gesamter Macht meinen Vetter endlich von der Seite besieget. Allein Mein Herr! nachdem schon alles gewonnen war, so fiel mir eine Betrachtung über unsere Bemühungen ein, die wir in Ansehung der Bücher des Alten Testaments angewandt hatten. Es schien, als wenn diese

Bemühung einigermassen unnüz sei, indem es mir vorkomt, daß man nach dem Entwurfe Ihres Beweises dennoch von der Götlichkeit der christlichen Religion überzeugt werden könne, ohne zugleich die Götlichkeit der Bücher der Juden anzunehmen. Ich seze, daß die Bücher des N. Testaments glaubwürdige Bücher sind, und so würde man die Creditive Christi und seiner Apostel vieleicht dennoch hinlänglich darthun können. Ich wil diese Frage von keinem andern entschieden haben, als von Ihnen allein. Denn ich traue Ihrer Freiheit zu Denken unter denen, die ich kenne, am meisten zu, und eben deswegen glaube ich nicht, daß Sie mühsam Gründe aussuchen werden, um einen Glauben zu rechtfertigen, der nichts nüze wäre, und im Fal ich recht haben solte, so vermute ich, daß Sie es frei gestehen werden. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihren Beweis durch diesen Zweifel unterbreche, und vieleicht wird er doch seinen Nuzen haben. Antworten Sie mir ia in dem nächsten Briefe darauf, und wenn es auch schon nur kurz wäre; denn Sie haben mich schon gewönt, nachzudenken. Ist es genug, Ihnen zu sagen, daß ich mich auf Ihre Entscheidung freue? Und warum nicht? Ist nicht dis eine eben so alte Warheit, als die Ihrige? nemlich, daß auch ich iederzeit sei,

Dero

ergebenste Freundin.

Sieben und vierzigster Brief.

Mamsel!

Haben Sie Dank, daß Sie meine Gründe so rümlich unterstüzen wollen. Der Sieg der Warheit ist allemal die kostbare Belonung eines eifrigen und uneigennüzigen Nachdenkens. Wünschen Sie Ihrem Herrn Vetter Glük; denn nunmehro wird es wol eine ausgemachte Sache seyn, daß er den übrigen Beweisgründen, die in vielen Stüken einleuchtender, und faslicher sind, auch werde nachgeben müssen. Ich verdenke es Ihnen gar nicht, daß Ihnen der Zweifel entstanden ist, den Sie mir vorgetragen haben. Sein Ursprung ist leicht. Und ich bekenne, daß ich ihn auch eine ganze Zeit geheget habe, wozu mich besonders die meisten Schriften veranlasseten, die zur Rechtfertigung unserer Religion aufgesezt sind. Sie nehmen ihren Beweis nur allein aus der Geschichte des N. Testamentes. Sol ich die Warheit sagen, so haben Sie Recht und Unrecht zugleich. Ich glaube, daß ein und der andere Beweis freilich unabhänglich von den Schriften des Alten Testamentes gefüret werden kan, und er hat auch seine gewisse Stärke. Von der Seite also haben Sie Recht. Allein wenn Sie behaupten wolten, daß ein solcher Beweis der allervolständigste wäre, und alle Arten von Menschen überzeugen könte, so haben Sie Unrecht.

Wenn Ihre Meinung ferner dahin zu gehen scheint, daß man nur um des Beweises willen der Religion, so wie er mehrenteils abgefaſt wird, die Göttlichkeit der Alten Schriften verteidigen müſſe, so haben Sie wieder Unrecht. Ich wil mich etwas weiter erklären. Solten Sie denken, daß unserer Religion überhaupt nichts daran gelegen sei, ob die Bücher des A. Testaments götlich wären, oder nicht, so irren sie unstreitig sehr. Unsere Religion ist nicht in dem einzigen Saze allein eingeschlossen: Christus ist ein warer Gesandter Gottes. Sie geht weiter, und ich werde auf alles nicht kürzer und bey einigem Nachdenken deutlicher antworten können, als wenn ich die Gründe anzeige, warum wir auf das stärkste verbunden sind, sie als götliche anzunehmen, wenn es gewis ist, daß sie es sind. Darf ich meinen Beweisen einige Kraft zutrauen, so sind die Bücher der iüdischen Offenbarung warhaftig götlich. Und wie, wenn ich Ihnen denn nun sagte, daß Bücher deren Götlichkeit wir erkenneten, schlechterdings als eine Pflicht von uns fordern könten, sie anzunehmen. Wir haben sie als götliche Geseze anzusehen, und in so fern wir nicht gewis wissen, daß sie Gott selbst wieder abgeschaffet, so sind wir als Unterthanen der Gotheit schuldig, sie auch als unsere Geseze zu erkennen, es sei denn, daß aus ihrer Beschaffenheit selbst erhelle, daß sie nicht alle Völker verbinden sollen; Gesezt aber auch dieses, so erfordert doch die Ehrerbietigkeit gegen das höchste Wesen, seine Befehle in Ehren zu halten, sie als götliche zu erkennen, und uns derselben so viel zu Nuze zu machen,

chen, als möglich ist. Nun betrachten Sie die Bücher des Alten Testamentes, wie Sie wollen, so werden alle diese Fälle stat finden, und unsere Annehmung wird von der Seite volkommen gerechtfertiget seyn. Allein das sind noch lange nicht alle Gründe. Sehen Sie ein iedes prophetisches Buch als eine neue Offenbarung an, wie es auch würklich ist, die zu verschiedenen Zeiten gegeben ist, und Sie werden ein ordentliches System der Offenbarungen haben. Es ist unmöglich, daß eine folgende Offenbarung der vorhergehenden wiederspreche, und es ist eine der leichtesten Muthmassungen, welche sich durch die Würklichkeit der Sache in eine volle Gewisheit verwandelt, daß die folgende Offenbarung allemal die vorhergehende in den Hauptstücken näher erklären, erheitern, und befestigen müsse. Es ist beinahe so, wie weise Gelehrte in dem Vortrage ihrer Lehren, um die gröste Ueberzeugung zu erhalten, zu verfaren pflegen. Erst sezen sie nach den Fähigkeiten ihrer Leser und Zuhörer ganz algemeine Gründe, diese erklären und appliciren sie in der Folge immermehr und mehr auf ihren Hauptendzwek, bis sie ihnen Licht genug verschaft haben, den ganzen Umfang ihres Hauptsazes und den ganzen Zusammenhang aller notwendigen Lehren zu übersehen. Alsdenn ziehen sie die nüzlichsten Folgen daraus, und sie glauben mit dem grössesten Rechte der Natur der Dinge und der Menschen gefolgt zu seyn. Es wird wenig Mühe kosten, dis auf das System der Offenbarungen anzuwenden, und eben dieser Leichtigkeit wegen wil ich es Ihnen überlassen, diesen Zusammen-

hang durch eignes Nachdenken zu finden. Lassen Sie mich nur daraus die Folge herleiten, daß, wenn wir verbunden sind, uns den ausfürlichsten Begrif von den Warheiten unserer Religion zu machen, den wir haben können, wir auch die ganze Dekonomie der Gotheit bei Sendung eines Mitlers, und seiner Notwendigkeit zu beurteilen uns in Stand sezen müssen. Davon würden wir ganz gewis nur höchst dunkle Begriffe zu erlangen vermögend seyn, wenn uns die Bücher des Alten Testamentes fehleten, und ich bin stark der Meinung, daß eine Ehrfurchtsvolle Bewunderung der unendlichen Weisheit Gottes eine grosse Kraft über unsere Seele habe zur Ueberzeugung von der Götlichkeit der Religion Jesu. So bald man nun die Geschichte und Bücher des A. Testamentes lieset, und ihnen einige überlegende Aufmerksamkeit schenket, so bald wird unser Geist, so zu reden, zur Verehrung der Weisheit Gottes hingerissen. Ich verliere mich bisweilen in diesen Betrachtungen so weit, daß ich nicht weis, ob aus der Götlichkeit des A. T. die Götlichkeit des N. T. oder aus dieser iene, bewiesen werden müsse. So genau hängt alles zusammen, und endlich werde ich so weit gebracht, daß mir nur die Wal unter diesen beiden Fällen übrig bleibt, entweder gar nichts, als was ich sehe, und das kaum, oder die ganze Religion der Christen zu glauben. So lange ich aber noch meinen Verstand behalte, werde ich das erste nimmer wälen können. Es ist unmöglich, Mamsel! Ihnen diese Einsicht eben so dringend zu verschaffen; sie verliert durch die almäliche Folge

der

der Gründe über die Hälfte von ihrer Gewalt; man mus sehr viel auf einmal anschauen, und dazu ist das schärfste Nachdenken nur das einzige Mittel. Wäre nicht so gar viel an der Gewisheit unserer Religion gelegen, so würde es eben so sehr nicht darauf ankommen, die stärkste Ueberzeugung und alle nur mögliche Beweisthümer zu fordern, zumal wenn sie mit einigen Schwierigkeiten verbunden wären. Allein bei der Göttlichkeit der Religion der Christen kan keine Ueberzeugung zu gros, und keine Menge von Beweisthümern zu zalreich seyn. In Warheit, Mamsel! nach meiner Erfarung würde uns die stärkste Hälfte der Beweisgründe der Göttlichkeit unseres allerheiligsten Glaubens fehlen, wenn wir nicht die Bücher der Juden als eine götliche Offenbarung erkennen wollen. Sie leihen uns Beweise aus den allerältesten Weissagungen von einem künftigen Messias und götlichen Erlöser, die sich immer klärer und klärer entwikeln, ie näher sie an die Zeiten Jesu Christi kommen; und die Schiksaale des iüdischen Volkes und ihr Gottesdienst in der Beziehung auf den Messias sind so dringende Argumente, daß mir ein Wiederstand gegen dieselben unter den gehörigen Bedingungen der Liebe zur Warheit und Uneigennüzigkeit fast unmöglich scheinet. Von den erstern Gründen werde ich reden, und der leztern werde ich nicht gedenken können, ohne ihnen durch die Kürze des Vortrages, darin ich mich einschränken mus, vieles zu entziehen. Ich verweise Sie viel lieber auf die neun und dreissigste Betrachtung über die augspurgische Confession des

unvergleichlichen Probsts Reinbeks, die ich fast unter allen für die schönste halte. Es dient nicht wenig zu der Festigkeit unseres christlichen Glaubens, den vollen Zusammenhang aller Lehren und Säze zeigen, und von denselben Grund und Ursach angeben zu können. Allein wie viel würde uns von dieser Seite nicht mangeln, wenn die Schriften A. Testamentes nicht götliche Schriften wären? Ihr Nuzen und Einflus auf diese Betrachtung ist gar zu wichtig, als daß wir irgend gestatten könten, ienen Büchern das geringste von ihrem Ansehen zu entziehen. Es würde uns eine grosse Blindheit in vielen Lehren bedeken, und diese müssen wir fliehen. Dis haben uns unsere götlichen Lehrer, Christus und die Apostel selbst zur Pflicht gemacht, teils indem sie die Bücher der Juden für götliche Schriften erklärt haben, teils indem sie sich sehr oft auf selbige beziehen, aus ihnen beweisen, und Lehren zum voraus sezen, die nur allein aus ienen Büchern erkant werden können. Solte ich mich irren, wenn ich glaubte, daß diese kurz angemerkten Gründe Ihren ganzen Zweifel, Mamsel! höben? Und ist dieses, so werde ich auch nun ungehindert zum Beweise der Götlichkeit der Bücher N. Testamentes fortschreiten dürfen.

Um die Glaubwürdigkeit der Bücher des N. Testamentes nach eben angenommenen Regeln darzuthun, mus ich wieder mit der Harmonie der heiligen und weltlichen Geschichte anfangen. Es schiene vieleicht nichts unnüzer zu seyn, als zu beweisen, daß ein Christus ehemals in der Welt gewesen;

denn

denn der Name, den wir als Christen von den allerältesten Zeiten an gefüret haben, ist ein unwiedersprechliches Zeichen, daß vor eben so langen Jaren, als dieser Name bekant worden ist, eine Person in der Welt gelebt haben müsse, von der sich diese Benennung herschreibt. Unterscheiden sich nicht die Sekten der Weltweisen ebenfals durch die Namen ihrer Stifter, und wer zweifelte, daß diese würklich gelebt hätten? Es ist überdem eine bekante, und nie wiedersprochene Tradition, daß das Volk der Christen von den Juden sich getrent habe, und dazu mus doch notwendig eine grosse Ursach gewesen seyn. Juden und Christen aber sind darin einig, daß diese Trennung um eines Christus willen geschehen sei. Doch um keiner Art der Zweifel ein Plätzgen zu vergönnen, so wil ich einige Zeugnisse aus Heiden und Juden anfüren. Die heiligen Bücher berichten uns, daß Christus zu der Zeiten des römischen Käiser Augusti und Tiberii gelebt habe. Hiermit stimt Tacitus, ein römischer Geschichtschreiber, der zu Käiser Vespasians Zeiten gelebt, in seinen Jarbüchern überein. Er spricht in dem Leben des Käisers Nero, nachdem er erzält hatte, daß Nero die Anzündung der Stadt Rom, deren er selbst verdächtig war, auf die Christen geschoben hätte, zur Erklärung des gebrauchten Namens also: „der Urheber dieses Namens (der Christen) ist Christus, der unter der Regierung des Tiberius durch den Landpfleger Pontius Pilatus ist hingerichtet worden“ dis schrieb Tacitus etwa vierzig Jare nach der Creuzigung Christi. Es würde die unverschämteste

teste That, und ein Unternehmen gewesen seyn, das dem Christentume eben zu der Zeit, da es ihm den abgezielten grössesten Nuzen bringen solte, unendlichen Schaden gethan haben würde, wenn Justinus der Märterer, ein christlicher Lehrer des zweiten Jarhunderts, sich in seiner Schuzschrift für die Christen, die an den Käiser Antonin den Frommen gerichtet ist, auf die römischen Schazbücher, die vom Cyrenio, dem ersten Landpfleger in Judäa, nach Rom gesandt worden, um den Geburts Ort Christi, und sein Alter zu beweisen, ohne Warheit beruffen hätte. Justinus erhielt würklich seinen Endzwek zum Teil; denn die Verfolgung hörte, wo nicht ganz auf, doch ward sie ungemein gelinder. Hätte Justinus nicht die ungezweifeltste Gewisheit von seiner Beruffung gehabt, so hätte er es sich nicht unterstehen dürfen, an den Käiser selbst auf die Art zu schreiben, ohne zu befürchten, daß er durch die wenige Mühe des Nachschlagens als der verwegenste Lügner verdächtig gemacht werden würde. Tertullianus, ein christlicher Scribent eben dieses Jarhunderts, beziehet sich gleichfals zu zweienmalen auf die Schazbücher der Römer. Joseph, der jüdische Geschichtschreiber, füret ein deutliches Zeugnis von Christo an, wenn er in dem achtzehenden Buche der jüdischen Alterthümer schreibt: „Es lebte aber zu der Zeit (nemlich des Tiberii, und des Landpflegers Pilatus) ein weiser Man, wenn es anders erlaubt ist, ihn einen (gemeinen) Man zu nennen, denn er that wunderbare Werke, und lehrete die, die mit Lust die Warheit annehmen. Er zog viel

Juden

Juden und Heiden an sich, dieser war Christus (der sogenante), und nachdem Pilatus ihn auf Anstiften der Vornemsten unter uns zum Creuz verdammet, verliessen ihn doch die nicht, die ihn geliebt hatten. Denn er erschien ihnen wieder lebendig am dritten Tage, nachdem die götlichen Propheten dieses, und tausend andere wunderbare Dinge mehr, von ihm vorhergesagt haben. Und bis izt hat das Geschlecht der Christen, die von ihm ihren Namen haben, noch nicht aufgehöret.“ Ich mus bekennen, daß man dieses Zeugnis Josephs nicht als volkommen ächt selbst unter den Christen der neuern Jarhunderte hat gelten lassen wollen. Man macht einige Einwürfe dagegen, allein es ist auch von andern eben so gelehrten Männern auf das beste verteidiget worden. Die Juden, die abgesagtesten Feinde des Christentums, gedenken dennoch unseres Erlösers in ihrem Talmud, welche Samlung von Schriften sie überaus hochschäzen. Sie heissen Christum bald den Jesum von Nazareth, bald den gehängten. Eben so gestehen die Juden, daß Christus zu Bethlehem von einer Jungfrau geboren sei, und den Ausspruch Jesaiä: Siehe eine Jungfrau ist schwanger, auf sich gedeutet habe. So feindseelig auch immer die Juden gegen unsere Religion gewesen sind, und noch sind, so wenig unterstehen sie sich doch, die Wunder Christi zu leugnen. Bald schreiben sie sie dem bösen Geiste zu, bald aber sagen sie, daß Jesus aus dem Tempel den unaussprechlichen Namen Gottes gestolen, und durch die Aussprechung desselben allerhand wunderbare Thaten ver-

verrichtet habe, als Blinde sehend, und Lahme gesund gemacht, Aussäzige geheilet, und Todte auferweket. Celsus, ein platonischer Weltweiser des zweiten Jarhunderts, den Origenes, ein Lehrer zu Alexandrien im dritten Jarhunderte, wiederlegt, und Käiser Julian der Abtrünnige, der im vierten Jarhunderte lebte, waren die ärgsten Feinde des christlichen Glaubens, und wenn es nur irgend möglich gewesen wäre, die Wunder Christi zu leugnen, so würden sie es gewis gethan haben. Ihre Wiederlegungen wären tausendmal stärker gewesen, und wenn sie auch nur den Schein gehabt hätten. Denn da die Christen überal die Wunder Jesu als die Hauptgründe zur Rechtfertigung ihres Glaubens anfürten, so hätte notwendig ihr ganzer Beweis wegfallen müssen, so bald man nur unter dem geringsten Scheine die Würklichkeit dieser Wunder leugnen dürfen. Man würde die Christen, wenn ihre Wunder nicht offenbar gewesen, und durch Gründe und Zeugnisse hätten bestritten werden können, eben so leicht zum Stilschweigen gebracht haben, als man die Jansenisten mit den Wundern des heiligen Paris beschämet. Allein Celsus und Julian geben alles zu. Jener schreibt sie Zauberkünsten, die Jesus in Egypten gelernt haben sol, zu, und dieser verachtet sie mit einer recht heidnischen Grosmut. Er spricht: Jesus sei zu seinen Zeiten erst dreihundert Jar genennet worden, und er habe in den Tagen, da er gelebt, eben keine so grosse That verrichtet, man müste denn sagen, daß Lahme und Blinde gesund zu machen, und die Geister in den

Fleken,

Fleken, Bethsaida und Bethania, zu beschwören, so grosse Thaten wären. In Warheit, es ist keine Kunst, über dergleichen Thaten zu spotten, und sie zu verachten, aber es ist eine Kunst, zu zeigen, daß sie durch natürliche Mittel oder durch Betrug hätten geschehen können; wenigstens haben wir bis auf den heutigen Tag noch keine Exempel davon. Die Deisten folgen hierin nur gar zu oft dem Julian; aber mit eben so wenigem Rechte, und sie widersprechen sich selbst, da sie sich auf die Unwissenheit in den Künsten und Wissenschaften, und sonderlich der Naturlehre, der damaligen Zeiten so viel zu gute thun. Woher ist es doch immer gekommen, daß Christus ohne irgend eine Anweisung unter so vielen Menschen dergleichen natürliche Künste nur ganz allein entdekt hat, und, daß von seiner Zeit an bis auf uns, bei denen doch die Künste bei nahe aufs höchste gestiegen, niemand nur auf die Spur derselben gekommen? Gewis um dieser Entdekung willen verdiente Jesus schon eine grosse Hochachtung. Jedoch wir wollen diese Betrachtungen bis auf eine andere Zeit aussetzen. Daß Christus zu den Zeiten Tiberii gekreuziget worden, ist aus dem Zeugnisse des Tacitus und Josephs klar, und selbst die Juden bestätigen es in ihren vornemsten Schriften. Besonders aber ist es merkwürdig, daß von der Verfinsterung der Sonne, die zu den Zeiten Christi geschehen, sehr viel Zeugnisse da sind. Die christlichen Lehrer der erstern Jarhunderte haben die grosse Künheit, sich mitten unter den Heiden und zu ihrer Uberzeugung auf die römischen Archive zu beruffen,

wie dis hauptsächlich Tertullian gethan hat. Es läst sich keine grössere Verwegenheit, als diese, gedenken, da sie so leicht wiederlegbar war, wenn man nicht die volleste Gewisheit zum voraus sezt. Phlegon, ein berümter Geschichtschreiber im Anfange des andern Jarhunderts, bemerket ausdrüklich, so wie die Worte Eusebius anfürt, daß im vierten Jare der zweihundert und zweiten Olympias, eine grosse und alle vorhergehende übertreffende Sonnenfinsternis geschehen sei, daß um die sechste (grosse) Stunde der Tag in die finstere Nacht verkehret worden wäre, daß man die Sterne am Himmel sehen können, und daß das Erdbeben in Bythinien viele Häuser umgestürzet habe. Nun kan aus der Zeitrechnungs Wissenschaft und der weltlichen Geschichte offenbar dargethan werden, daß der Tod Augusti und die Regierung Tiberii in das zweite Jar der hundert und acht und neunzigsten Olympiade falle. Sol nun nach dem Phlegon diese Finsternis in der zweihundert und zwoten Olympiade in ihrem vierten Jare geschehen seyn, so mus man noch vier und eine halbe Olympiade zu der 198sten hinzuthun. Diese lezten tragen aber gerade achtzehen Jare, folglich fiel die Finsternis in das achtzehende Jar der Regierung Tiberii, welches eben das Todes Jar unseres Erlösers ist. Man hat eben diese Sonnenfinsternis in den Jarbüchern der Chineser aufgezeichnet gefunden, und ob man gleich einige Einwürfe dagegen vorgebracht, so sind sie doch auch klar genug beantwortet worden.

Verdienten also die Schriften des Neuen Bundes wol nicht, eben um der Übereinstimmung der weltlichen Geschichte in den Hauptbegebenheiten, unsern Glauben? Und sind dis nicht die vornemsten, auf welche sich unsere Religion gründet? Es ist überdem nichts warscheinlicher, als daß noch mehr Begebenheiten vorgegangen sind, und deren Erzälung können wir von keinem einzigen andern Schriftsteller erwarten, als von solchen, die es sich vorgesezt hatten, die Geschichte dieser merkwürdigen Person zu beschreiben. Haben sie nun in den Hauptbegebenheiten Recht, und eine gehörige Aufrichtigkeit bewiesen, so glaubt man ihnen auch nach der grössesten Billigkeit in den Nebenerzälungen, wenn nicht die Begebenheit selbst offenbare Spuren der Fabel, und der Unwarscheinlichkeit bei sich füret. Und ich glaube, daß nicht eben gar zu viel Dreistigkeit, und nur eine ordentliche Erkentnis der morgenländischen Sitten und anderer Stüke dazu gehöre, um die Verteidigung aller erzälten Begebenheiten unserer heiligen Bücher über sich zu nehmen. Es sind aber auch ausserdem noch andere Betrachtungen, die die Glaubwürdigkeit dieser Schriften erweisen, und daß ihre Anmerkungen eben so gewis sind, als daß ich mich izt abermals unterschreibe

Dero

ergebenster Freund.

Acht

Acht und vierzigster Brief.

Ramsel!

Solte es wol wahr seyn, daß die Hauptgeschichte der Evangelischen Bücher ihre Richtigkeit hätten? Dis war die vornemste Frage, die wir beiahen musten, und die ich auch schon in dem vorigen Briefe, so weit es die Kürze meines Vortrages erlaubte, aus der Übereinstimmung der weltlichen Geschichte beantwortet zu haben glaube. Lassen Sie uns noch einige andere Betrachtungen hinzu thun. Daß die Verfasser der historischen Bücher Neues Testamentes würklich zu den Zeiten Christi gelebt, und die waren Verfasser dieser Bücher sind, scheint mir eine Sache zu seyn, die beinahe gar keines Beweises bedarf. Denn darin sind Juden und Heiden einig, daß schon würklich Christen um die Zeiten der ersten Käiser nach dem Augustus gewesen sind. Folglich auch Menschen, die die ganze Geschichte von Jesu geglaubt haben. Es wurden ordentliche und verschiedne Gemeinden gestiftet, und in allen diesen Gemeinden sind schon diese Bücher bekant gewesen, und unter den Namen ihrer Verfasser angenommen worden. Es kan keine einzige Spur der Zweifelhaftigkeit in allen den Gliedern der Tradition von diesen ersten Zeiten an bis auf uns aufgetrieben werden, und eben diese von ie

her

her unangefochtene Tradition, auſſer was die Deisten ſagen, iſt der einzige Beweis, den man in dieſer Sache haben kan, daß die hiſtoriſchen Schriften den Evangeliſten ſelbſt zugehören, und gleich in den allererſten Zeiten des Chriſtentums geſchrieben und bekant gemacht worden ſind. Entweder wir müſſen dieſen Beweis volkommen gelten laſſen, oder ich werde mit der gröſſeſten Dreiſtigkeit behaupten, daß weder Ciceros, noch Ariſtoteles, und Platos und anderer Schriftſteller Werke von ihnen ſelbſt herkommen. Und wie, wenn denn die Deiſten auf die Schriften des Schaftesbury, den ſie ſo hoch zu erheben pflegen, und deſſen Zeugniſſe von dem Socrates, den er beſonders verehrete, ſie ſo ſehr billigen, ſich ſtolz erzeigen, und ihre noch ſcheinbarſten Einwürfe daraus nemen, ſo werde ich mit eben der Künheit ſagen, daß ſie ſich ſchämen ſolten, dieſe Bücher als Schriften dieſes Lords hochzuhalten, weil ſie ein Erzbetrüger unter dieſem gräflichen Namen untergeſchoben habe. Wollen ſie mich wiederlegen? Und wodurch? Nur allein durch das Zeugnis derienigen Perſonen, die zu ſeinen Zeiten gelebt, und dieſen Herrn gekant haben. Ich zweifele noch daran, weil ich dieſe Perſonen nicht geſehen und gehört habe, und obgleich die Tradition davon bis auf meine Zeiten gekommen iſt, ſo zweifele ich doch auch bei dieſer ſo lange, bis ſie mir notwendig, den Saz eingeſtehen müſſen, daß eine richtige Tradition in Dingen, wo keine andere Beweiſe zu haben ſind, ein volgültiges Argument ſei. Unſere älteſten Urkunden nemen alle ſchon dieſe Bücher an, in den

Zeiten, da man es noch eben so leicht, als izt von Schaftesbury Büchern, ausmachen konte, ob sie den Personen zu gehören, deren Namen sie füren, und da es eine Sache war, auf der Haab und Gut, Leben und Glükseeligkeit beruhete. Die Märterer, und Verfolgten der ältern Jarhunderte, als des zweiten, und dritten, und vierten hatten ia auch die Wunder Christi, und seiner Apostel nicht gesehen, und doch sturben sie mit der grössesten Freimütigkeit auf die Warheit der Geschichte Jesu und seiner Apostel. Ihre Uberzeugung mus also die allerstärkste seyn, die man fordern kan, und diese Uberzeugung konten sie nirgends anders her, als aus diesen Büchern der Evangelisten und der gewissesten Tradition, haben. Diese Nachrichten gründen sich wieder bei uns auf Zeugnisse, die in den Büchern der Kirchen Väter stehen, und die älter als tausend Jar sind, und man müste also überhaupt alle alte Bücher leugnen und für erdichtet erklären, oder man mus alles einräumen. Das erste ist nur ein Unternemen, das man von verrükten Köpfen erwarten kan, und folglich nicht von solchen Personen, die eines Beweises fähig sind. Ich ziehe daraus die unmittelbare Folge, daß unsere historischen Bücher von solchen Personen geschrieben sind, die zu den Zeiten selbst lebten, und an den Oertern, da die erzälten Begebenheiten sich zugetragen haben. Denn alles dis fast diese unleugbare Tradition in sich. Eben diese Tradition aber lehret uns zugleich, daß diese Bücher schon in den allerältesten und ersten Zeiten bekant gemacht wor-

den

den sind. Denn der Evangelist Johannes, der der lezte unter allen Apostеln ist, ist doch nach den Zeugnissen aller alten Lehrer schon am Ende des ersten Jarhunderts nach Christi Geburt gestorben. Alle andere Evangelia sind schon vorher bekant gewesen, und Eusebius berichtet, daß Johannes die Geschichtbücher des Mathäus, Markus, und Lukas gesehen, und sie gebilliget habe. Wichtiger Ursachen, und besonderer Umstände wegen, die in den andern Evangelien fehleten, hat er das seinige hinzugethan. Auch dieses nam man mit der vollesten Uberzeugung an, und was wäre billiger, als diesen Beispielen zu folgen? Waren es nicht Personen, die noch alle Mittel in Händen hatten, auszumachen, ob diese Nachrichten wahr, oder falsch wären? War nicht die allererste Gemeinde in Jerusalem gestiftet, wo alle diese Geschichte geschehen seyn sollen? Wurden nicht von dieser Stadt aus alle Nachrichten ausgebreitet, und solten diese Bücher in Jerusalem unbekant gewesen seyn? Verehrete man nicht die Gemeinde in dieser Hauptstadt als die Mutter aller andern, und solte diese nicht auch eifrig so beträchtlicher Dinge wegen um Rat gefraget worden seyn? Es war ia eine beständige Gemeinschaft zwischen allen andern Gemeinden und dieser, und solte es nur irgend glaublich werden können, daß die andern Gemeinden auf keine Art von dem Leben, dem Charakter und den andern Umständen der Evangelisten und Apostel volständige Nachricht hätten erhalten können? Wir dürfen nur eben den Fal in unsere Zeiten sezen, oder in welche

wir wollen, so wird es uns doch nimmermehr erlaubt seyn, Personen zu denken, die ohne alle Erkundigung die wichtigsten Begebenheiten glauben solten, die eine Veränderung der angebornen Religion nach sich zögen, und die selbst zu ihren Zeiten öffentlich geschehen vorgegeben würden, nur blos, weil ein oder das andere Buch von ganz unbekanten Personen, von denen man nicht überzeugt wäre, daß sie es vollkommen wissen könten, diese Geschichte erzälten. Ich wil einräumen, daß hin und wieder einige Einfältige sich zu glauben entschliessen könten, aber solte es auch bei einsichtigen und gelehrten Personen, und denen, die sich auf das genaueste zu erkundigen im Stande wären, eben so leicht seyn? Das möchte ich wol nicht behaupten. Selbst die ärgsten Feinde, denen an dem Leugnen dieser Geschichten das meiste gelegen war, thun es doch nicht, und wie solte es irgend möglich seyn, daß da uns die allerschärfsten und bittersten Einwürfe der Feinde unseres Glaubens aufbehalten sind, nur allein diejenigen hätten übersehen, oder verloren gegangen seyn können, die gegen die Warheit der Geschichte, und Glaubwürdigkeit der christlichen Glaubensbücher gemacht worden wären? Die Christen verwiesen Freunde und Feinde auf ihre Glaubensbücher, und in den allerältesten Zeiten gab es weit feinere Sophisten, als unsere izigen Freidenker sind, allein niemand machte sich an die Warheit der Geschichte und die Gültigkeit der Bücher. Haben unsere ersten Lehrer tausend kleine Einwürfe nicht unbeantwortet gelassen, die von selbst weg-

fallen

fallen muſten, nach dem ſie die wichtigſten abgewieſen, ſo ſcheinet es mir eine höchſt unglaubliche Sache zu ſeyn, daß ſie dieienigen, worauf die Feinde am meiſten hätten trozen können, und welche die Richtigkeit der Geſchichte, und der Urkunden, woraus die Chriſten alle ihre Beweiſe namen, betroffen hätten, alle miteinander unter verſchiedenen Völkern und Zungen, gleichſam als ob ſie ſich beredet, mit Vorſaz verſchwiegen hätten. Mir deucht immer, dieſe Einwürfe gegen die Richtigkeit der Geſchichte, der Verfaſſer der Bücher, und der darinn geſezten Zeitrechnungen, zu wiederlegen, wäre ihnen leichter angekommen, und tauſendmal beſſer geglüket, als manche andere Antworten, die zu unſern Zeiten eben nicht die ſtärkſten ſeyn mögten. Man findet in den Schriften der Kirchenväter, die noch Schüler der Apoſtel waren, dieſe Bücher angefürt. Man kan mit dem volſtändigſten Rechte daraus die Folge ziehen, daß dieſe Bücher ſelbſt von denienigen Perſonen als warhaftig und glaubwürdig erkant worden ſind, die die Nachrichten wenigſtens noch aus der erſten Hand haben konten, da man noch dazu behaupten mus, daß ſehr viele zu den Zeiten, da dieſe Bücher bekant wurden, noch ſich der erzälten Begebenheiten ſelbſt erinnern konten. Allein einem Einwurfe mus ich zuvorkommen, den ich von Ihnen zu hören glaube. Sie werden ſprechen, daß die angefürte Tradition mehr beweiſe, als ſie beweiſen ſol. Denn entweder dieſe ſo ſtark getriebne Ueberlieferung ſei gar kein wichtiges Argument, oder man müſſe ſie auch eben

so viel teils bei den falschen Evangelien, teils zum Beweise gewisser Lehren in der römischen Kirche gelten lassen. Aber beides leztere gehe doch gar nicht an. Sie würden Recht haben, Mamsel! wenn es einerlei Art der Tradition wäre. Was dieienigen betrift, die für die falschen und untergeschobenen Evangelien da seyn sol, so ist doch bis bei dem allem, was man nur zugeben kan, ausser Streit, daß die Tradition nicht algemein sei. Niemals sind diese Evangelien von der ganzen Kirche angenommen worden, und niemals hat man ihnen ein gleiches Ansehen, als den Büchern, die wir noch verehren, im algemeinen zugestanden, sondern ihrer Gültigkeit in sehr vielen Gemeinden beständig wiedersprochen. Aus der Erklärung also, daß sie untergeschoben sind, kan man einen deutlichen Beweis nemen, daß die Christen sehr sorgfältig unterschieden haben, was warhaftig von apostolischen Männern herrüre, oder nicht, und eben der Mangel der algemeinen Tradition, und das Verfaren gegen diese Bücher gibt der erstern algemeinen ein grosses Gewicht. Die Tradition bei gewissen Lehren in der römischen Kirche hat mit dieser noch viel weniger gemein. Denn erstlich fehlet es ihnen an allen Beweisen dieser Tradition, ob sie nemlich würklich dasei, oder ob sie nicht vielmehr nur alsdenn erdacht werde, wenn es ihnen nötig zu seyn scheinet. Ich wil nicht mehr sagen, sonst müste ich einige Anmerkungen einstreuen, die mich von meiner Hauptsache abfüren würden. Ausserdem ist gar wol zu merken,

merken, daß unsere Tradition nicht blos auf ein Hörsagen sich gründe, wie die römische, sondern daß wir uns auf die ausdrüklichsten Zeugnisse der alten Väter stüzen. Dis macht einen grossen Unterscheid aus. Unsere Tradition ist ein Glaube, der von den allerältesten Zeiten an öffentlich bekant worden, und keinen Wiederspruch hat. Dis beweisen wir aus Zeugnissen, aber hierin wird uns die römische Kirche bis ans Ende der Welt nicht folgen können. Endlich ist es ein gar zu merklicher Unterscheid, eine Tradition, welche es auch sei, zum Beweis solcher Dinge, die durch menschliche Argumente ausgemacht werden können, und wo sie der einzige Beweisgrund seyn kan, anzuwenden, und eben derselben zu Glaubensartikeln zu gebrauchen. Das erste ist nur von uns geschehen, und das lezte unterstehen sich die Römischen. Zu Glaubensartikeln ist die götliche Offenbarung, und ihr klarer Ausspruch nur allein der Grund aller Beweise, und in diesen Fällen kan keine einzige Art von Tradition etwas gelten. Denn entweder Gott hat gar keine Offenbarung geben müssen, oder eine volständige; und so kan die Tradition unter dieser Bedingung gar nicht stat finden. Vieleicht wäre es nicht schwer, zu zeigen, daß die römische Tradition nur bei lächerlichen und falschen Säzen am besten brauchbar sei. Ist es nun aber eben um der unstreitigen Tradition willen gewis, daß die historischen Bücher Neues Testamentes von denen Personen würklich geschrieben worden sind, denen sie beigelegt werden, so

können wir daraus einen neuen Grund ihrer Glaubwürdigkeit herleiten. Ich wil mich izt nicht einmal darauf beruffen, daß es höchst warscheinlich sei, daß die Evangelisten eben sowol den heiligen Geist empfangen haben, als die andern Apostel, sondern ich wil nur den Saz izt zum voraus annemen, den ich nachher beweisen werde, daß die Apostel Jesu warhaftig götliche Boten gewesen und eine götliche Eingebung gehabt haben. Ist dieser Saz es wert, daß er geglaubt werde, so wird es auch etwas unmögliches seyn, daß die Evangelisten etwas falsches solten geschrieben haben. Denn Mathäus und Johannes waren würklich Jünger und Gefehrten Jesu selbst, und musten also unstreitig den heiligen Geist haben, weil sie zu den Zwölfen gehörten, denen der heilige Geist gegeben wurde, welche Geschichte ich nachher vertheidigen werde. Markus war ein Gefehrte Petri, den er selbst seinen Sohn nennet, und Lukas begleitete den merkwürdigen Apostel Paulum auf seinen Reisen, und von ihm komt sein Evangelium und die Apostelgeschichte her. Nichts ist leichter zu glauben, als daß diese Männer die volle Warheit geschrieben haben. Denn die erstern konten nicht irren, und die beiden lezten werden nichts haben schreiben dürfen, als was sie entweder von den Aposteln selbst gehört, oder von ihnen doch gebilliget worden ist. Und wenn dis eine ausgemachte Sache ist, wie denn daran gar kein Zweifel seyn kan, so müssen auch die Erzälungen der Evangelisten auf das genaueste wahr seyn. Noch

eine

eine einzige Betrachtung ist übrig, welche uns eben der unwiederlegliche Saz: daß die historischen Bücher würklich von den angegebenen Verfassern herrüren, an die Hand gibt. Es wird offenbar behauptet werden können, daß die Verfasser dieser Schriften gar nicht haben lügen können. Denn sie schrieben noch zu den Zeiten, da sich ein ieder nach der Warheit ihrer Erzälungen erkundigen konte. Sie schrieben für Personen, die teils an denselbigen Oertern lebten, wo die Geschichte, die von ganzen Ländern und Städten bemerkt werden muften, vorgegangen seyn solten, teils die allein durch die Warheit dieser Begebenheiten, und ihre Grösse bewogen waren, an einen gekreuzigten zu glauben. Ohne Unsinnigkeit ist es nicht möglich zu sagen, daß diese Erzälungen, ohne im geringsten wiedersprochen zu seyn, von allen diesen Personen hätten angenommen werden können, wenn sie nicht unleugbar wahr gewesen wären. Es befinden sich in diesen Büchern Erzälungen, die Stadt und Landlügen hätten seyn müssen, wenn sie nicht offenbar richtig gewesen wären. Die meisten sind zu Jerusalem geschehen, und von dieser Stadt aus haben an allen Orten, wo Gemeinden waren, Nachrichten hingebracht werden können, denn die wichtigsten trugen sich um das Oster und Pfingstfest zu, wo überaus viel fremde Völker zusammen kommen muften, unter welchen nachher teils christliche Gemeinden gestiftet wurden, teils unversönliche Feinde waren. Hätte sich ein Evangelist unterstanden, in seine Nachrichten

nur den geringsten Umstand zu sezen, der falsch gewesen wäre, so hätte er befürchten müssen, der Lügen bezüchtiget zu werden, und so würden nicht alle Gemeinden so einstimmig diese Bücher angenommen haben, indem man sie durch andere Augenzeugen der Unwarheit hätte überfüren können. Aufserdem ist es eine unmögliche Sache, daß man hätte verhüten können, daß den allerärgsten und eifrigsten Feinden Christi und der Apostel, die zu Jerusalem und anderswo waren, gar keine Abschriften dieser Bücher in die Hände gefallen wären. Und wie grossen Schein und Recht würden sie nicht gehabt haben, wenn sie die Christen hätten beschuldigen dürfen, daß sie sich mit erlogenen Geschichten gros machten. Diese Beschuldigungen, wenn sie auch nur den allerkleinsten Schein besessen, wären es gewis wert gewesen, daß man sie unter den Feinden Christi in Erzt und Marmor geäzt hätte, und nichts ist unwarscheinlicher, als daß sie nicht bis auf unsere Zeiten gekommen wären.

Es scheinet mir sehr überflüssig zu seyn, Ihnen noch mehrere Gründe von der Glaubwürdigkeit der historischen Bücher des N. Testamentes an die Hand zu geben. Erlauben Sie vielmehr, daß ich Ihnen izt darzuthun mich bemühe, daß die Briefe der Apostel würklich von diesen Personen selbst herkommen. Sie können leicht denken, daß hier abermals die Tradition ihre volle Gültigkeit haben müsse. Die allererstен Väter der christlichen Kirche, schon aus dem ersten Jarhunderte, und alle folgende nachher, füren ungemein viel Stellen aus

diesen

diesen Briefen, als ungezweifelt ächten Urkunden und waren Schriften der Apostel, an. Gilt nun das Zeugnis derienigen Personen, die volle Nachricht von einer Sache haben haben können, als ein unleugbarer Beweis, so wird auch das Zeugnis der ersten Christen in diesem Falle ohne Ausname seyn. Die Briefe der Apostel sind meistens an Gemeinden geschrieben, die von ihnen selbst gestiftet waren, und folglich war diesen Gemeinden die Art, sich auszudrüken, und die Hand der Verfasser ohne Zweifel auf das genaueste bekant. Und sind dis izt nicht noch die beiden Hauptmerkmale, dadurch man sich am gewissesten überzeugen kan, ob der Brief würklich den Verfasser habe, dessen Namen er füret? Sezen Sie noch dis dazu, daß es in den alten Zeiten keine öffentliche Posten gab, durch deren Hülfe allenfals noch ein Betrug geschehen könte, wenn wir auch dis als möglich erkennen wollen. Ein ieder Apostel hatte seinen eignen Gefehrten, eine Person, die stets um ihn war, und durch welche die Briefe unmittelbar aus der Hand der Apostel überbracht wurden. Wenn es erst nicht mehr möglich seyn wird, der Redlichkeit dieser Personen zu trauen, die nicht den geringsten Grund zur Betrügerei haben konten, so wird auch nichts mehr in der Welt gewis seyn, und wenn es auch zu unsern verderbten Zeiten angehen sollte, so müste man doch beweisen, daß es in den alten Zeiten eben so gewesen sei. Diese eigenhändigen Urschriften der Apostel, die man als ungezweifelt dafür annam, waren noch sehr lange in den christlichen Gemeinden übrig.

Ter-

Tertullianus, der ganz zu Ende des andern Jarhunderts lebte, schreibt ganz ausdrüklich davon: „Wil man seine Neugier auf die beste Art stillen, so durchwandere man die apostolischen Kirchen, wo noch ihre eigenhändigen Briefe in den Versamlungen verlesen werden. = = Ist man Achaien nahe, so kan man sie in Corinth sehen. In Macedonien zu Philippen und Thessalonich; In Asien, zu Ephesus, und in Italien zu Rom: Das Ansehen dieser Kirchen hat bei uns immer gegolten.„ Die Kirchen hatten alle ihre Archive, wo diese Exemplarien auf das Heiligste verwaret wurden, und es sind unwiedersprechliche Zeugnisse da, daß man die äusserste Sorgfalt angewandt habe, teils die Schriften der Apostel zu bewaren, teils nichts anzunemen, von dem man nicht gewis wuste, daß es von den Aposteln selbst herrüre. Niemals hat man es dahin bringen können, daß auch die Briefe und Schriften der apostolischen Schüler des ersten Jarhunderts als Glaubens Regeln algemein angenommen würden, und selbst an einigen Schriften der Apostel zweifelte man so lange, bis man alle nur ordentliche Art der Ueberzeugung hatte. Noch ein anderer Umstand. Johannes lebte bis an das Ende des ersten Jarhunderts, und es war überal unter den Christen die Gewonheit, daß eine Gemeinde allen andern die an sie geschriebene Briefe mitteilete, und daher ist es unmöglich, daß nicht die andern Apostel und Johannes diese Briefe gesehen haben solten. Es ist eine unstreitige Sache, daß diese Männer das, was göttlich war, von andern Schriften sicher

zu unterscheiden gekont haben, und sie hätten sich nur gleichsam mit einer Miene verlauten lassen dürfen, daß diese Briefe, oder ein und der andere, nicht volgültig wären, so würden sie nimmer Beifal gefunden haben. Nur noch die allerlezte Frage ist übrig: ob denn auch alle diese Bücher unverfälscht auf unsere Zeiten gekommen sind? Die Frage ist leicht beantwortet. Entweder die alten Kirchenväter sind eine Bande abscheulicher Spizbuben und Betrüger gewesen, oder sie haben nicht den Willen gehabt, die Exemplarien zu verfälschen. Das erste wird man ohne die allergrösseste Unbilligkeit nicht behaupten können; Ich wil mich mit den Worten eines neuern englischen Schriftstellers erklären. Es ist der Verfasser der geoffenbarten Deisterei, der in der fünften Unterredung so schliest: „Gesezt aber, es wären einige (Kirchenväter) so verwegen und gotlos gewesen, einen Betrug dieser Art zu versuchen, war denn niemand unter ihnen ehrlich genug, solchen Betrug zu entdeken? Hatten sie sich alle verschworen, so eine Religion zu verdrehen, für die sie eine so grosse Ehrerbietung hatten, daß sie auch dafür sturben? Wenn wir aber auch zugeben, daß diese oder iene Partei der Geistlichkeit sich so eines Betruges schuldig gemacht, so gab es doch andere Parteien, die auf sie laureten, und sich ihnen entgegen sezten, und sie hätten sich also einer ungemein grossen Gefar blosgestellet, und das Ansehen der Meinungen, die sie verteidigten, gänzlich zerstöret, wenn sie auf so ärgerlichen Kunstgriffen ertappet wären; und daß sie hätten entdekt werden müssen,

müssen, ist ausser allem Zweifel, es müsten denn ihre Wiedersacher diesem Betruge durchgeholfen, und sich gutwillig von demselben haben blenden lassen. Sie hatten keine andere Art von Versuchung, eine Stelle in die Schrift einzuflikken, oder den geringsten Gedanken oder Ausdruk in derselben zu verändern, als diese, daß sie über einige ihrer Gegner triumphiren mögten; und dieses selbst konte anders nicht ausgerichtet werden, als durch ein Wunderwerk, das eben so erstaunlich gewesen wäre, als irgend eines in der Welt. Sie müsten nemlich mit einmal und in allen Bibeln, die in den Händen der Layen sowol, als der Geistlichen in der ganzen christlichen Welt waren, den Text eingeschaltet, oder die vorgegebene Veränderung gemacht haben; ia sie müsten diese Veränderung gleichfals in ieden Schriftsteller eingeschaltet haben, der etwa die Stelle angefüret hätte, die sie eingeflikt; sie müsten sie dem Gehirne eines ieden Menschen von Layen sowol, als Geistlichen eingedruket haben, der sich vieleicht der Stelle der Schrift erinnern können, die sie erweitern oder verändern wollen.„ Eben dieser Verfasser schliest aus der Unwissenheit der Mönchs Zeiten, dem dazumal fast unbekanten Gebrauche der Schrift, und aus der Beschaffenheit der Reformation, daß auch bis dahin, und bis auf unsere Zeiten durch Hülfe der Buchdrukerei und der Streitigkeiten in allen Säkten, keine Verfälschung mögliche gewesen sei. Endlich sezt er noch dis hinzu: „Ohne die boshaftesten Lästerungen gegen die Weisheit Gottes können wir uns nicht vorstellen, daß

er

er so manche Wunderwerke gethan habe, um eine Religion auszubreiten, die sich auf die Aufrichtigkeit ihrer ersten Nachrichten gründen solte, und daß er gleichwol weder durch götliche noch menschliche Mittel hinlänglich dafür gesorgt habe, daß diese Nachrichten nicht verfälscht noch verändert würden. Wenn die gewönlichen Wege seiner Vorsehung zu diesem Endzweke nicht hinlänglich gewesen wären, so müsten wir schliessen, er würde eine ganze Reihe von Wunderwerken veranstaltet haben, sowol die Schrift ächt zu erhalten, als auch die Götlichkeit der Lehren, die darin enthalten sind, zu beweisen; denn unsere Ueberzeugung hätte eben sowol, als die Ueberzeugung der apostolischen Zeiten, ein Teil seiner Absicht gewesen seyn müssen.„

Ich wüste nicht, Mamsel! was diesen Betrachtungen eben noch zugesezet werden könte, und ich mache daher mit einer recht künen Zuversicht den Schlus, daß die Schriften des Neuen Testamentes ihre volle Glaubwürdigkeit haben. Ich werde mich also zunächst bemühen, die Creditive Christi und der Apostel von ihrer götlichen Sendung zu erweisen. Sie sollen mich auch in dieser Art der Ausfürung erbliken, als

Ihren

aufrichtigen Freund.

Neun

Neun und vierzigster Brief.

Ramsel!

Niemals seze ich mit mehrerer Freimütigkeit und Ueberzeugung die Feder an, als da ich im Begrif bin, die waren Kenzeichen und Beglaubigungs Stüke Christi und der Apostel zu verteidigen. Mir würden viel zu unglüklich seyn, wenn es uns an Beweisen der höchsten Richtigkeit unseres Glaubens in diesem Falle fehlete, und wir würden der strafbarsten Leichtsinnigkeit mit Recht beschuldiget werden können, wenn wir einer Religion unseren Beifall schenkten, die in der Ausübung so schwer, und in ihren Lehren so wichtig ist, ohne alle Beweisgründe auf das genaueste untersucht zu haben. Keine Religion leidet die Prüfung besser, als die christliche, und es sind die offenbarsten Creditive der göttlichen Sendung ihrer ersten Stifter da. Es sind Wunder, die in sich ohne alle Ausname gros sind, deren einige man aber doch angefochten hat. Es ist eine ungemein grosse Anzal von den Wundern Christi vorhanden, und sie alle zu verteidigen und auszufüren, wäre ein Unternemen, dem kaum in einem grossen Buche ein volles Gnügen geschehen könte. Ich wil also nur einige zu meinem Beweise aussondern, und sie nach obigen Regeln prüfen. Jesus wurde bei einer grossen Menge Volks von einem Aussäzigen angesprochen, um ihn

zu heilen. Der Wunderthäter strekte seine Hand aus, rürete den Kranken an, und dieser ward gesund. Lassen Sie uns ein Paar Anmerkungen machen. Man kan zugeben, daß das Heilen des Aussazes auch durch natürliche Mittel geschehen könne, allein in den dasigen Ländern und Zeiten mus es nicht leicht eine Kunst der Aerzte gegeben haben, diese Krankheit zuheben. Ein Liebling des Königs von Syrien, ein Mann, der grosse Schäze besas, und der alles daran wagen konte, um von dieser Plage erlöset zu werden, konte doch keine andere Rettung für sich finden, als wenn er nach einen Propheten in Israel reisete, und aus der Art seiner Rede, die ihm ein Verdrus gegen den Propheten eingab, siehet man klar, daß er eine Wunderhülfe erwartet habe. Solte es zu den Zeiten Christi anders gewesen seyn? Nimmer kan ich es glauben. Johannes schikte zu Jesum, und lies ihn fragen, ob er der erwartete Messias sei? Christus antwortete nichts mehr, als daß er seine Werke erzälete, unter welchen ausdrüklich das Heilen des Aussazes benennet war. Die Absicht desselben war ohne Zweifel, daß Johannes aus der Grösse dieser Thaten urteilen solte, Jesus müsse der götliche Gesandte seyn, dessen Ankunft er selbst verkündiget hatte. Allein ein elender Beweis! wenn Christus vertriebene Krankheiten genennet hätte, die oft und gegenwärtig durch natürliche Mittel und Künste vertrieben würden; Johannes würde nichts mehr aus dieser Rede haben schliessen können, als daß Christus etwa ein berümter Arzt, aber nicht der Messias wäre. Aus diesen

Umständen ist es die höchste Warscheinlichkeit, daß in den Morgenländern die Heilung des Aussazes durch medicinische Künste nicht habe geschehen können. Die Deisten sind dennoch verwegen genug, die Heilung der Krankheiten durch Jesum chimischen Künsten zuzuschreiben, die er in Egypten gelernet haben sol. Allein sie mögten doch bedenken, daß die Chimie zuerst in Arabien erfunden sei, und daß in Egypten nichts davon bekant gewesen. Woher wissen nun diese Herren, daß Christus in Egypten sich aufgehalten habe? Ganz gewis aus der Erzälung der Evangelisten; und billig müssen sie auch eben daher wissen, daß Jesus noch als ein ganz kleines Kind wieder aus Egypten zurükgekommen sei, in welchen Jaren er, als ein blosser Mensch, nimmermehr fähig gewesen ist, die so schweren Lehren und Processe der Chimiker zu fassen. Wie mögte es doch wol zugehen, daß, da von so langen Jaren her entsezliche Versuche gemacht, und Arzeneien erfunden sind, man doch beständig so unglüklich gewesen ist, niemals auf die Spur einer Arzenei zu geraten, die auch nur auf eine halb so merkwürdige Art gewürket hätte, als die chimischen Kunststüke Jesu gewürket haben müssen. Man erwäge nur den ausdrüklich angemerkten Umstand, daß Jesus blos durch das Berüren des Aussäzigen in einem Augenblike die ganze Krankheit gehoben habe. Alle natürliche Mittel, gesezt, daß hier einige dagewesen, erfordern doch ihre Zeit, in welcher sie allererst würken können, und wer sich nur irgend die Mühe nimt nachzuforschen, wie es möglich sei, daß natürliche

liche Mittel auf unsern Körper zu würken, und eine ganze Krankheit zu heben geschikt werden, der mus gestehen, daß eine Heilung einer Krankheit, die aus höchstverdorbenen und durch den ganzen Leib ausgebreiteten Säften herrürt, in einem Augenblike, warhaftig eine Sache sei, die gegen alle Regeln der Natur ist. Nimmermehr wird man doch glauben, daß das blosse Berüren, ohne eine andere Kraft, diese erstaunliche Würkung hervorgebracht habe. Nein! die Deisten schreiben es einem Anhauchen eines chimischen Geistes zu. Aber mit welchem Rechte? Entweder Christus hat es gewust, daß gerade zu der Zeit der Aussäzige ihn ansprechen würde, um sich zuzubereiten, oder alles Anhauchen einerlei Medicaments mus für alle Krankheiten helfen. Beides läst sich aber nicht wol glauben, und noch um destoweniger, ie unmöglicher es ist, daß sie beweisen könten, es sei in der That ein solches chimisches Geheimnis möglich. Und wenn wir uns auch alle unsere Rechte vergeben wolten, so können wir es doch dabei nicht, daß es schlechterdings unmöglich sei, durch dergleichen Kunst und Anhauchen zu heilen, wenn der Patient in entfernten Häusern und Zimmern sich aufhält, blos durch ein einziges Wort. Dis geschahe von Jesu bei dem Knechte des Hauptmans von Capernaum. Diese Anmerkungen werden hinlänglich seyn, diese und viele andere Arten von den Wundern Jesu zu verteidigen. Es komt alles darauf an, daß man meinen in den vorigen Briefen gegebenen Begrif zum Grunde lege, und die erzälten Umstände auf eine gehörige Art erwäge,

so bin ich gewis, daß alle angefürte Wunder Jesu nimmer aus natürlichen Kräften geschehen sind, und wenn man auch die absolute Möglichkeit der Entstehung bei wenigen einräumen wolte, daß sie dennoch damals, als sie geschahen, teils aus übernatürlichen Kräften, teils doch gegen alle Regeln der Natur würklich geworden sind. In beiden Fällen sind sie Wunder. Es gibt viele Krankheiten, von welchen mit der grössesten Gewisheit zu beweisen stehet, daß Christus sie nicht aus natürlichen Kräften, und auf die Weise, wie würklich geschehen, habe heilen können. Doch davon wil ich nicht einmal reden. Alles, was die Deisten einwenden, ist nichts mehr, als eine absolute Möglichkeit des Gegenteils, und die gilt bei Vernünftigen niemals da, wo es auf Geschichte und Erzälungen ankomt. Sie können ausserdem nicht leugnen, daß die erzälte Sache eben so wol, und eben so leicht möglich sei, als ihr Gegenteil, und folglich mus man uns, ganz überhaupt betrachtet, wenigstens eben so viel Recht zu glauben einräumen, als sie haben wollen, nicht zu glauben. In so weit sind wir beide also gleich. Aber wir werden sehr ungleich, wenn die wichtigsten Gründe der Glaubwürdigkeit der historischen Bücher, und die ganz unleugbaren Wunder der ersten Grösse auf unserer Seite sind; und diese geben unserm Glauben ein Uebergewicht, gegen welches nach der strengsten Ausrechnung die blosse Möglichkeit des Gegenteils der Deisten wie nichts zu achten ist. Lassen sie uns einmal die Verwandelung des Wassers in Wein erwägen. So viel

ist einmal volkommen unstreitig, daß es eine höchst ungewönliche Begebenheit gewesen sei, denn man hat noch weiter keine Beispiele, als dis einzige davon. Diese Verwandlung geschahe überdem im Beiseyn mehrerer Personen, und auf einmal. Ich wil zugeben, daß man allenfals izt Kunststüke besize, einer gewissen Art vom Weine den Geschmak und die Farbe des andern zu geben, wiewol doch noch immer ein ganz merklicher Unterscheid der Nachamung übrig bleibt, so hat man es doch noch nie am Wasser versucht, und mir wenigstens scheinet es nicht gar zu möglich zu seyn. Man könte einwerfen, daß, wenn man die Hauptbestandteile des Weins wüste, so würde es durch die Geheimnisse der Chimie möglich seyn, eine Nachamung davon in Absicht der Farbe und des Geschmaks zu machen. Wir wollen sehen, wie viel Warheit an diesem Vorgeben sei. Man hat wenigstens in unsern Zeiten die Bestandteile des Weins, und den Unterscheid der Weine nach ihren verschiedenen Arten ziemlich genau erforscht, und man sagt, daß man sie wisse. Allein warum hat man denn gar noch nicht an ein Mittel gedacht, schlechtem Wasser die nachgeamte Güte des Weins zu geben? Alle Vorwizige und alle Freigeister seit Baylens Zeiten wünschten ein solches Kunststük, und o! grosser Schade, daß es noch nicht erfunden ist. Solte wol nicht mehr dazu gehören, als nur die Bestandteile des Weins überhaupt zu kennen? Solte wol nicht die auf das äusserst genaueste abgemessene Proportion der Vermischung dieser Teile; in der That etwas sehr unnachamliches! auch dazu

erfordert werden? Vieleicht noch wol gar etwas mehr. Es läst sich viel von absoluten Möglichkeiten sagen, aber nur gar weniges beweisen. Und gesezt auch alles dieses, wer wird den Beweis auf sich nemen, daß Christus ein grösserer Chimiker gewesen sei, als alle, die unter allen Völkern seit beinahe zweitausend Jaren gelebt haben? Las aber auch alles erfunden werden, damals war es nicht, und noch zur Zeit ist es die grösseste Unwarscheinlichkeit, ein Pülverchen zu machen, das schlechtes Wasser, sobald es etwa nur hinein geworfen würde, zu schönem Weine machte. Wenn das ist, so wird es mir auch nicht mehr schwer werden, zu glauben, daß man Gold aus, ich weis nicht was, machen könte, so bald man nur ein Tröpfgen Tinktur darauf treufelte. Solte es auf die Art wol nicht noch einige Midas unter Menschen geben können? vieleicht! aber gewis auch eben so viel Ohren. So weit ich die Regeln der Warscheinlichkeit kenne, so scheint es eine ausgemachte Sache zu seyn, daß in den Augen der Vernünftigen iene Verwandlung allezeit ein Wunder bleiben werde. Eben so leicht solte es mir werden, die Speisung Christi einer grossen Menge Volks durch wenige Brodte und zween Fische als ein Wunder zu rechtfertigen. Ohnerachtet die Geschichte nur sehr kurz erzälet wird, so läst sich doch klärlich daraus abnemen, daß Jesus hier ein Wunder von der ersten Grösse gethan habe. Denn man kan diese Erzälung nicht anders verstehen, als daß sich die wenigen Brodte und Fische unter den Händen Jesu vermehret haben, und ein iedes Brod und ieder Fisch sich durch

ein

ein erstaunliches Wunder in so viel und so grosse Teile brechen liessen, als zur vollen Anzal der Menschen, und zum Ueberflusse hinreichten. Nimmermehr kan ein ordentliches Brod, und ein Fisch, der auch noch ein klein bisgen grösser, als ein Walfisch, wäre, nach der strengsten Rechnung so gros seyn, daß fünf Brod, und zween Fische zureichten, fünftausend Man zu sättigen. Solte sie ein Knabe haben tragen können? Am allereinfältigsten aber ist es zu sagen, daß Christus eine Menge Brods und Fische verborgen gehabt, um einen Betrug zu spielen. Seine Jünger wusten wenigstens nichts davon; denn die waren in Not; sie scheinen eine Summe Geldes anzugeben, die man aufs äusserste gebrauchte, und die ihr Vermögen weit zu übersteigen schien. Gesezt aber, daß die Reden der Jünger verstelt gewesen, so würde dieser Betrug gewis nicht verschwiegen geblieben seyn, als Judas, der bei allen Handlungen dabei war, ein Verräter ward. Schonte er der Person und des Lebens seines Meisters nicht, so würde er seiner Ehre nicht weniger geschont haben, da er nur durch eine einzige Entdekung von der Art eben so viel Geld erwerben können, und den Hohenpriestern noch weit angenemer gewesen wäre, indem sie ohne Jesus Tod, den sie doch nur in der äussersten Not beschlossen, weil alle andere Mittel fehleten, das ganze Unternemen Christi zernichtet hätten. Und solte wol eine so grosse Menge Volks auf die Manier haben betrogen werden können? Einmal gewis, diese That bleibt ein Wunder. Dreimal hat Jesus Todte auferweket,

und noch ist es der Glaube aller Menschen gewesen, daß niemand als der höchste Herr der Welt Todte auferweken könte. Es gehört gewis mehr dazu, als nur einer vertrokneten Masse Bluts die Flüssigkeit und Bewegung wieder zu geben, und noch hat man dis nicht thun können. Man darf nur den Zustand und die innere Beschaffenheit eines todten Körpers sich von den Zergliederern nach ihrer Wissenschaft, und die ist noch lange nicht volständig genug, beschreiben lassen, und man wird erstaunen, was alles geschehen müsse, wenn ein verstorbener Körper wieder lebendig gemacht werden solle. Es geht ganz gewis über alle endliche Kräfte, und wie wird denn nun die Seele, die uns so unbekante Seele, wieder mit dem Leibe verbunden werden? Haben darüber auch natürliche Mittel und andere Geister eine Gewalt? Nein Todte zu erweken ist ein Werk, das es verdienet, daß es so zu reden die höchste Almacht für sich allein behalte. Wie denn nun aber? Handelte also derienige nicht durch die Almacht Gottes, der Todte erwekte, und müste zwischen ihm und der höchsten Gotheit nicht die allerstärkste Gemeinschaft seyn? Keine Erwekung aber ist merkwürdiger als dieienige, die Jesus an dem Lazarus verrichtet hat. Lazarus war schon vier Tage im Grabe gelegen, und also schon in der Verwesung, in einem Zustande, der sicher durch nichts, als durch eine götliche Kraft gehoben werden kan. Man beweinete den Todten, und man wuste, daß Jesus ihn lieb gehabt hatte. Jesus kam hin an den Ort, und die Augen gingen ihm über. Durch

die

die Ankunft Jesu veranlast, versamleten sich sehr viele bei dem Grabe Lazari, und einige sprachen: solte derjenige, der den Blinden das Gesicht verschaft, nicht auch haben machen können, daß dieser nicht stürbe? Diese That wäre gewis kleiner gewesen, als die Erwekung. Ich verstehe diese Rede so: Wir haben Jesum bisher, um seiner grossen Thaten willen, für einen götlichen Gesandten und den Messias gehalten. Denn er machte Blinde sehend, und Lame gesund, und Aussäzige rein. Hiedurch aber daß er gemacht hätte, daß Lazarus nicht gestorben wäre, oder, wenn er ihn von der so gefärlichen Krankheit errettet hätte, würde er uns noch mehr von seiner götlichen Sendung überzeugt haben. Jesus betrübte sich über diese zweifelhafte Rede, und wurde angefeuret, ihnen die äusserste Ueberzeugung zu verschaffen. Er entschlos sich, nachdem er der Martha gesagt, wenn sie nur glauben würde, so solte sie die Herlichkeit und Kraft Gottes an ihm erbliken, und welche Rede alle Umstehende auf das äusserste aufmerksam machen muste, Lazarum zu erweken. Er fing an, durch eine feierliche Rede die höchste Gotheit aufzufordern, und durch diese Erwekung der ganzen Menge Menschen feierlichst zu erklären, daß Christus ihr warhaftiger Gesandter sei. Hier war es der Vorsehung nur gar zu nahe gelegt; denn half sie, so war der Irtum unvermeidlich, wenn Jesus nicht ein götlicher Gesandter gewesen wäre; half sie aber nicht, so wiederlegte sie auf einmal auf die feierlichste Art das Vorgeben Jesu von seiner götlichen Sendung.

Entweder es müste möglich seyn, daß das höchste Wesen die Menschen in einen unvermeidlichen Irtum stürzen könne, oder Lazarus hätte nicht müssen auferwekt werden. Der Fal war gar zu entscheidend. Aber was geschahe? Jesus befal den Todten, aus seinem Grabe herauszugehen, und in dem Augenblike rüstete er sich, und erschien würklich. Wer bei diesen Betrachtungen sich noch überwinden kan, Jesu die öffentlichsten Creditive der göttlichen Sendung abzusprechen, bei dem scheint mir gewis alle Hofnung verloren zu seyn, daß er irgend auf eine vernünftige Weise überzeugt werden könne. Was meinten Sie, Mamsel? solte nicht unser Herz in uns wallen, Jesum ungezweifelt als einen warhaftigen Gesandten Gottes anzunemen?

Die Sendung Jesu Christi war viel zu wichtig, als daß er nicht mit allen Creditiven ausgerüstet worden wäre, die seine Person von allen andern Propheten zu unterscheiden hinreichten. Ich wil noch einige bemerken. Christus hat geweissaget. Wir finden davon in den heiligen Geschichten ungemein viel Beispiele. Die Zerstörung Jerusalems ist mit ungemein klaren Worten vorhergesagt, und sie geschahe doch erst vierzig Jare nach dem Tode Christi. Weissagungen auch nur auf 10 Jare von Dingen, wozu es gar nicht die geringste Warscheinlichkeit hat, sind die gewissesten Beweise einer göttlichen Erkentnis; denn sie erheischen eine Einsicht von unzälichen kleinen Umständen und Verbindungen, die nur allein von dem göttlichen Verstande gewust werden können; geschweige also auf längere

Jare.

Jare. Hiebei sind die Deisten in ungemeiner Verlegenheit, und ihre äusserste Zuflucht ist, daß sie behaupten, daß die Evangelien erst nach der Zerstörung Jerusalems aufgesezt worden, und daß man diese Weissagungen also erst nach ihrer Erfüllung hinnein geschrieben habe. Sie haben nichts gewonnen; denn die gelehrtesten Männer haben ihnen auf die unleugbarste Art dargethan, daß die Evangelien schon vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben worden. Eben hatte Jesus diese Zerstörung verkündiget, und darauf komt er auf das Ende der Welt. Zugleich aber sagt er, daß das Geschlecht der Juden nicht eher vergehen werde, als bis eben an dis Ende. Beinahe sind doch unsere Zeiten schon zweitausend Jare von ienen entfernet, und es gibt noch sehr zalreiche Geschlechter der Juden fast unter allen Völkern. Uberdem weissagete er von seinem Verräter, Creuzes Tode, und Auferstehung. Doch kein Prophet hat den Beweis gehabt, daß die höchste Gotheit sich gleichsam selbst von freien Stüken entschlossen hätte, ohne daß sie darum angesuchet worden wäre, die Natur zu erschüttern, und ein erstaunliches Wunder zu verrichten, das sehr vielen Ländern fülbar war. Ich meine die grosse Finsternis, die am hellen Mittage zur Zeit der Creuzigung Christi geschahe. Es würde die grösseste Unbedachtsamkeit seyn, bei dieser Begebenheit natürliche Ursachen zu glauben; denn die Geschichte weiset es aus, daß gerade Volmond war, und also durch Mitwürkung der Himmelskörper keine Finsternis auf die gewönliche

Art geschehen konte. Solte wol nicht diese Finsternis, von der schon der Prophet Joel geweissaget, daß sie vor der Zerstörung Jerusalems hergehen solte, einen ganz besondern Endzweck gehabt haben: Man erwäge alle Umstände, und es mus uns in der That die Absicht Gottes, den Tod Christi herlich zu machen, und ihn von allen andern Propheten zu unterscheiden, sehr deutlich einleuchten. Christus muste als der Messias bekant werden, und Gott sparte gleichsam nichts, um ihm das grösseste Ansehen zu verschaffen. Eben deswegen fürte er ihn auch mit mächtiger Hand aus dem Grabe heraus. Die Auferstehung Christi selbst ist ein Beweis von der Götlichkeit seiner Sendung und Lehre, den die Deisten nur gar zu gern schwächen mögten, dessen Stärke aber sie durch ihre Bemühungen nur immer erhöhen. Wir könten uns mit vollem Rechte schon auf die erwiesene Glaubwürdigkeit unserer heiligen Bücher beruffen; doch kan ich mich nicht enthalten, eine ganz kurze Verteidigung dieser ausserordentlichen Auferstehung besonders zu versuchen. Denn ist sie in ein Wunder von der ersten Grösse, so ist sie auch das unwiedersprechlichste Zeugnis von der höchsten Genemhaltung Gottes aller Lehren Christi. Jesus trägt bei aller Gelegenheit den Hauptsaz vor: er sei der Messias, und durch den Glauben an ihn müsse alle Welt die verlorne Seeligkeit wieder erlangen. Zum Erweise dieses Sazes thut er Wunder von der ersten Grösse. Viele glauben an ihn, aber dennoch tödten ihn die Geistlichen

der

der Juden blos einzig und allein um dieser Lehre willen. Gott aber erwekt diesen getödteten auf das feierlichste, und durch eben diese Grösse des Wunders, und durch die dadurch auf einmal vergebens gemachte Absicht der Juden, bezeugt Gott auf das klärste, daß Jesus sein Gesandter gewesen, den er durchaus dafür erkant haben wolle. Es ist eine schlechterdings unglaubliche Sache, daß die Apostel und Jünger Jesu diese Begebenheit erdichtet hätten. Denn wenn sie nur halben Menschen Verstand gehabt hätten, so würden sie nimmer mehr an eben demienigen Orte, wo diese erlogene Geschichte geschehen seyn solte, zu erst angefangen haben, sie auszubreiten. Wusten sie denn nicht, daß in Jerusalem ihre Todfeinde waren, die Tag und Nacht darauf sannen, mit Recht oder Unrecht ihnen etwas aufzubürden? Und wie leicht hätte es nicht bei dieser Gelegenheit geschehen können, alle Zeugen Jesu auf einmal verdächtig zu machen? Es würde unsinnig gewesen seyn, zu sagen, daß eine Person auferstanden wäre, ohne Personen anzugeben, die sie gesehen hätten. Dergleichen Personen werden auch würklich namhaft gemacht, und nur ein einziges strenges Verhör vor der Obrigkeit würde die Warheit haben heraus bringen müssen. Es wird zwar nur der Soldaten gedacht, die vor Gericht gezogen worden, aber dis waren auch die ersten Augenzeugen, und ihre Aussage verhinderte alle fernern Untersuchungen. Die Pharisäer waren von der Warheit der Geschichte überzeugt, und weil ihnen zu viel daran gelegen

legen war, dennoch durch allerhand Künste die Begebenheit zu unterdruken, so musten sie auch das fernere Verhör unterlassen, welches die Warheit der Geschichte nur immer mehr unterstüzt hätte. Sie musten gerichtliche Untersuchungen vermeiden, damit allerhand Geschwäze, die sie ausstreuen wolten, desto weniger wiederlegt werden könten. Sie haben sich aber dennoch betrogen. Es wird an unserer Ueberzeugung nichts mehr fehlen, wenn diese Geschichte erweisliche unverwerfliche Wort- und Sachzeugnisse hat. Wortzeugnisse, die von Personen herkommen, die die grössesten Verfolgungen und den Tod über ihrer Aussage ausgestanden haben. Es ist freilich wahr, daß eine in sich unwarscheinliche Begebenheit durch keine Zeugnisse gewis gemacht werden könne; aber man wird sich auch gewaltig verstossen, wenn man diese Unwarscheinlichkeit von der Auferstehung Christi behaupten wolte. Ist es nicht andem, daß eine Begebenheit, die in sich nicht unmöglich ist, keinen Widerspruch in den erzälten Umständen hat, und mit den Sitten, Gewonheiten und Beschaffenheiten, der Zeiten und Personen volkommen übereinstimmet, in sich und nach allen Umständen warscheinlich sei? Mir deucht immer, daß diese Regel in sich so klar sei, daß sie ein ieder ohne Beweis zugeben müssen. Solte eine Auferstehung von den Todten in sich eine unmögliche Sache seyn, so würden wir auch sehr viel Dinge aus der Zal der möglichen ausnemen müssen. So bald man ein Wesen erkennet, daß

aus

aus Nichts Etwas machen kan, so ist die innere Möglichkeit einer Auferstehung volkommen erwiesen. Man gehe alle Umstände der Erzälung auf das genaueste durch, und kein Deist wird so scharfsinnig seyn können, einen Wiederspruch unter denselben zu entdecken. Vielmehr stimmen alle Umstände auf das strengste mit den Zeiten, Sitten, Gewonheiten, dem Charakter und den Absichten der Personen überein. Christus hatte sich bei seinen Lebzeiten als einen ausserordentlichen Propheten erwiesen, und seine Auferstehung zum voraus gesagt. Daher kam es, daß man Hüter vor sein Grab sezte, um vor Betrug gesichert zu seyn. Seine Verkündigung des Auferstehens war Feinden und Freunden zu wichtig, als daß man nicht alle Neubegierde dabei bezeugt haben solte. Vielleicht sind auch die Weiber durch die Aussage der Soldaten desto stärker angefeuret worden, zum Grabe hinzugehen. Was die Umstände bei der Auferstehung selbst anbetrift, so darf man nur an den äussersten Unglauben der Obersten im Volk, an ihre unermüdete Bemühung, Christi Begebenheiten zu verkleinern, an das zweifelhafte Verlangen aller, das die stärkste Ueberzeugung forderte und an die ware Absicht Gottes gedenken, um zu gestehen, daß keine geringere Umstände, sondern noch wol eher grössere zu erwarten gewesen. Nun lassen Sie uns die Glaubwürdigkeit der Zeugen dieser Geschichte untersuchen. Es werden uns die Wache, die Weiber, die Jünger Christi, und fünfhundert andere Menschen als Augenzeu-

gen

gen angegeben. Man wird nicht zweifeln, daß man diese Auferstehung sicher habe erfaren können. Die bemerkten Umstände sind warhaftig einleuchtend genug, um würklich erfaren zu werden. Man lese nur die Geschichte. Man hat Jesum öffentlich am Tage gesehen, gesprochen, und betastet; man hat mit ihm gegessen. Sichere Anzeigen, daß der vor iedermans Augen warhaftig gestorbene Jesus wieder lebendig geworden sei. Ich behaupte, daß diese Augenzeugen sich nicht haben irren können. Was wäre irgend für ein Grund da, zu sagen, daß die Soldaten, die Jünger, die Weiber, die fünfhundert Brüder nicht gesunde Sinne gehabt haben solten? Sie werden doch haben sehen, und hören können, und mehr brauchten sie nicht. Die Soldaten und Weiber erzälten alle Umstände genau, und es mus ihnen also nicht an Aufmerksamkeit gefehlet haben. Jesus ist am Tage erschienen, und gesprochen worden, und seine Auferstehung geschahe gegen den Morgen, und ein Engel vom Himmel kam, dichte in dem Angesichte der Soldaten, und wälzete den Stein ab. Sein Kleid war wie der Bliz, und in dem Schreken, der die Wache betraf, haben sie doch dis unterscheiden können, und sie müssen Jesum auch haben aus dem Grabe heraus gehen sehen; denn sie erzälten alles den Hohenpriestern haarklein. Nichts ist unglaublicher, als daß eine ausschweifende Phantasie römische Soldaten, deren Naturel es gar nicht war, betöret hätte, und die Weiber und Jünger und die fünfhundert Brüder,

die

die ihn am Tage gesehen, und gesprochen, wiederlegen alle Würkung der Phantasie. Thomas und die übrigen Jünger thaten warhaftig alles, was man nur auf das äusserste verlangen kan, um sich von der Würklichkeit einer Sache zu überzeugen. In Warheit, es gibt tausend Begebenheiten, die überal geglaubt werden, und die nicht den dritten Teil so scharf geprüfet, und bewiesen worden sind, als diese. So wenig nun diese unverwerfliche Augenzeugen selbst haben betrogen seyn können, eben so wenig haben sie auch betrügen wollen. Sie müsten unsinnig gewesen seyn, in Jerusalem die Auferstehung zu predigen. So lange die Jünger bei Jesu waren, kan man ihnen keine einzige Handlung aufrüken, aus welcher sich ein Betrug nach dem Tode Jesu mutmassen liesse. Es waren einfältige Personen, und die Natur hat es recht wol gemacht, daß sie mit der Einfalt fast durchgängig ein redliches Herz verbunden hat. Sie hatten doch alle vorher einigen Besiz von Gütern, und man weis, wie hoch Personen von der Art auch nur ihr weniges zu schäzen pflegen. Tausend Verdrüslichkeiten und Angst hatten sie schon bei Lebzeiten Christi ausstehen müssen, und dieser aufrichtige Lehrer, der niemals iemanden durch Versprechungen angeloket, sagt ihnen auf das deutlichste vorher, daß sie auf das ärgste verfolgt werden würden. Eben da Christus gestorben war, eben da wäre es die beste Zeit gewesen, zurük zu ziehen, und sich mit Ehren aus dem Handel zu wikeln, und vieleicht würden sie

noch eben so gut, als Judas, von den Hohenpriestern haben Geld erpressen können, ihre Narung wieder anzufangen, wenn sie sich nur von Jesu hätten losſagen wollen. Am allerleichtesten aber wäre es ihnen gewesen, nach der Auferstehung Christi ein ansehnliches Handgeld zu empfangen, wenn sie nur hätten einmal leugnen wollen, daß sie Jesum gesehen hätten. Nein! sie predigen öffentlich, sie predigen zu Jerusalem, sie halten fest an Jesu, sie lassen sich verfolgen, gefangen nemen, und tödten, um des Sazes willen, daß Christus auferstanden sei. Zieht man die Apostelgeschichte und die Briefe der andern Jünger Jesu zu Rate, so kan man abermals nicht das mindeste unredliche in ihrem Charakter entdeken. Eine Geschichte aber, die durch das Zeugnis teils so vieler Personen, teils so unverwerflicher Zeugen bestätiget ist, hat den höchsten Grad der Warscheinlichkeit. An Sachenzeugnissen fehlt es dieser Geschichte warhaftig auch nicht. Wir wollen strenge seyn, und nichts als ein Sachzeugnis der Auferstehung annemen, es sei denn, daß es eine unleugbare Begebenheit sei, deren Würklichkeit man nirgends anders her, als aus der Auferstehung Christi begreiffen kan. Jesus war ungezweifelt gewis in das Grab gelegt worden, und dennoch war es an dem Tage leer, da er auferstanden seyn solte. Daß der Leib Christi von den Jüngern gestolen, oder von dem Erdbeben verschüttet worden, wiederlegt sich aus der Geschichte von selbst. Wie wäre es doch zugegangen,

daß

daß die Schweistücher im Grabe geblieben, und nur der Körper allein versunken wäre? Bei dem Lazarus wenigstens musten sie aufgelöset werden, wenn der Körper frei seyn solte. Christus wandelte vierzig Tage öffentlich im iüdischen Lande, und das kan wol kein anderer als ein Lebendiger thun. Nach dieser Zeit wurde er am hellen Tage, im Angesicht der Jünger aufgenommen gen Himmel. Wenn man alle Umstände erwäget, so war es wol nicht leicht möglich, daß seine Jünger, haben betrogen werden können, noch betrügen wollen, und von der Zeit an ward ihr Entschlus, Jesum den Auferstandenen vor aller Welt zu predigen bestärkt. Neben ihnen hatten sich schon hundert und zwanzig Personen entschlossen, eben das zu thun. Nach zehen Tagen hatten sich die Jünger und Anhänger Jesu am Morgen versamlet, und sie empfingen den heiligen Geist. Dis hatte ihnen Christus versprochen. Die Begebenheit war feierlich. Es geschah ein gros Brausen, wie ein gewaltiger Wind, und erfülte das Haus der Apostel, das Gerücht davon verbreitete sich durch ganz Jerusalem, und es lief eine grosse Menge von Menschen zu. Pfingsten war ein Fest der Juden, zu welcher Zeit sich alle Juden aus allen Gegenden des iüdischen Landes und wo sie nur woneten nach Jerusalem begeben musten. Es waren gerade Leute von ungemein verschiedenen Sprachen zugegen. Kaum hatten sich diese auf das Gerücht versamlet, so hörten sie mit der grössesten Verwunderung die Apostel die Sprachen der Länder

reden, woher sie gekommen waren. Leute, die in Galiläa geboren, und nirgends anders hingekommen waren, fingen auf einmal an, mit der grösten Fertigkeit fremde Sprachen zu reden. Warhaftig ein Wunder, das nur ein einziges Mal in der Welt geschehen! Die Apostel waren es nicht allein, sondern die ganze Gemeinde der warhaftig Gläubigen, die den heiligen Geist empfingen. Petrus und die eilf Jünger, die vor den andern noch so einiges Vorrecht hatten, weil sie beständig um Jesu gewesen, traten auf, und verteidigten sich, gewis auch in verschiednen Sprachen, etwas weitläuftiger gegen einige Lästerer. Sie erzälten den ganzen Zusammenhang der Geschichte Jesu, seine Auferstehung und Himmelfart; sie beriefen sich auf die eigne unleugbare Erfarung ihrer Zuhörer, und auf das erstaunliche Wunder, das eben izt in ihrer aller Gegenwart geschehen war. Warhaftig! diese Beweise waren zu stark, und es war gar sehr natürlich, daß drei tausend Seelen an Christum gläubig wurden. Hier ist der sichtbarste Anfang der Gemeinde Jesu, und wenn es möglich gewesen wäre, dieser Geschichte, und der Auferstehung Christi zu wiedersprechen, so müsten wir uns erstlich mehr als drei tausend unsinnige Leute einbilden, die sich zu einer höchst verfolgten Sekte armer Schiffer bekanten, nur weil ihnen diese ins Gesicht logen, und sie mit sehenden Augen blind machten. Zum andern ist es gar auf keine einzige Weise begreiflich, wie diese unberedten Personen in andern Ländern, deren

Spra-

Sprachen sie gar nicht gewust, dennoch würklich grosse Gemeinden angelegt hätten. Nur allein die Begebenheit der Ausgiessung des heiligen Geistes ist hinreichend, diese Sache begreiflich zu machen. Sachzeugnisse der Auferstehung Jesu genug! Zeugnisse, die auf keine Art wiederlegt werden können! Sezen Sie die wunderbare Bekehrung Pauli noch dazu, bei der ich gern einige Anmerkungen machte, wenn ich mir selbst hiebei eine gehörige Kürze zutrauen dürfte. Lesen Sie aber nur die Geschichte dieses Mannes, und es kan Ihnen an schönen Gedanken nicht fehlen. Namsel! so gewis ich glaube, daß ein Gott ist, und die Creaturen liebe, und daß vor tausend und mehr Jaren Menschen auf der Welt gelebt haben, so gewis glaube ich, daß Jesus ein warhaftiger Gesandter Gottes, und der Messias, und seine Religion eine volkommen göttliche sei.

Sezet man die Göttlichkeit der Bücher des Alten Testamentes zum Grunde, wie daran gar kein Zweifel seyn kan, so haben wir einen Beweis von der göttlichen Sendung Christi, der gar keine Ausname leidet. Nichts ist gewisser, als daß in ienen Büchern der Mittelpunkt aller Weissagungen die Ankunft des Messias sei. Und eben aus dieser Gesichtslage lassen sich alle Geseze und Geschichte des iüdischen Volkes volkommen verstehen, die sonst ganz unbegreiflich wären. Gott gab sich alle Mühe, den Messias der Welt so genau zu

charakterisiren, daß er nicht verfehlt werden konte. Gott lies die Zeit, den Ort, den Stam, das Geschlecht des Messias, und die Ausbreitung seiner Lehre in aller Welt auf das deutlichste vorhersagen, und bestimte auch die Creditive, die er als ein götlicher Gesandter aufzeigen solte. Daniel zählt in dem 9ten Cap. seiner Weissagung die Jare, und die Schiksaale, die in dieser Zeit und nach derselben das iüdische Volk betreffen solten. Micha benent im 5. Cap. den Geburtsort Bethlehem. Moses gibt den Stam Juda, und Jesaias Cap. 7. das Geschlecht Davids und eine Jungfrau zur Mutter des Messias an. Eben Jesaias im 35. Cap. gibt Wunder zu den Creditiven an, und Joel im 3. Cap. spricht, daß eine überaus grosse Finsternis geschehen werde. Alle Propheten behaupten, daß dem Messias alle Völker anhangen würden. Rechnet man die Wochen Daniels nach der grössesten Strenge, die vierhundert und neunzig Jare ausmachen, und von dem zwanzigsten Jare der Regierung des Persischen Königs Artaxerxis mit der langen Hand anfangen, so sind es gerade eben so viel Jare, als man bis auf den Anfang der Ausbreitung des Evangelii durch den Ausgang der Apostel aus Jerusalem zälen mus. Das zwanzigste Jar der Regierung dieses Königes fält nach der sichersten Rechnung in das zweihundert und neun und neunzigste Jar nach Erbauung der Stadt Rom. Das achtzehende Jar der Regierung Tiberii aber nach den heidnischen Schriftstellern in

das

das 785. Jar nach Erbauung der Stadt Rom. Nun lesen wir in dem Propheten Daniel, daß das Todes Jar Christi zu Ende der 69sten Jarwoche fallen solle, das machen aber 486 Jare aus. Wenn also von dem 299sten Jare bis auf das achtzehende Jar Tibers 846 Jare sind, und Christus, wie oben erwiesen worden, in diesem achtzehenden Jare getödtet ist, so wird wol kein Zweifel seyn, daß Jesus als der Messias ganz genau um die bestimte Zeit erschienen sei. Man darf nur 299 Jare von 785 abziehen, so bleiben gerade 486 Jare übrig. Wir haben oben schon angemerkt, daß es unstreitig richtig sei, daß Jesus zu Bethlehem geboren worden, und wenn man den Geschlechtsregistern der Evangelisten folget, so stamt Christus sowol von Seiten seiner Mutter, als seines Pflegevaters des Josephs von David ab.

Wollen Sie Mamsel! eine weitläuftigere Ausfürung von dieser Erfüllung der Weissagungen des Alten Testamentes lesen, so preise ich Ihnen abermals die neun und dreissigste Betrachtung des gründlichen Reinbeks an. Izt aber erlauben Sie mir, aus dem, was ich bisher vorgetragen, den Schlus zu ziehen, daß Jesus warhaftig Creditive seiner götlichen Sendung gehabt habe, die ohne alle Ausname sind, und die aufrichtige Herzen zwingen, seiner Lehre den vollen Beifall zu geben. O! daß doch diese wenigen Anmerkungen, die ich gemacht, auch über das Herz Ihres Herrn Vetters eben die Gewalt erhalten

mögten, als sie über das meinige haben! Und solte es mir nicht ein warhaftiges Glük seyn, in Ihrer Bekantschaft zu stehen, und ein seeliges Vergnügen, mich zu nennen

Dero

ergebensten Freund.

* *

Funfzigster Brief.

Mamsel!

Es sind nur noch wenige Punkte übrig, die mir auszumachen obliegen, um Ihnen in der möglichsten Kürze einen volständigen Beweis der wichtigsten Sache von der Welt geliefert zu haben. Wir müssen wissen, ob die Apostel, deren Briefe wir haben, auch ihre richtigen Creditive ihrer Sendung aufweisen können? Ich zweifele nicht daran, und wenige Anmerkungen werden hinreichen, unsern Glauben zu bestärken. Die meisten unter den Aposteln, ausser Paulo, hatte der grösseste Gesandte Jesus Christus selbst als seine Freunde und Jünger aufgenommen, und er selbst hatte ihnen den Befehl gegeben, in alle Welt auszugehen, und eben die Lehre zu predigen, die man aus seinem Munde schlechterdings als eine

göttliche

götliche erkennen muste. Er versprach ihnen, den heiligen Geist zu geben, und stets bei ihnen zu seyn. Müssen wir Jesu Worten glauben, so müssen wir auch seine Apostel als warhaftig göttliche Gesandten annemen. Eben diese Apostel, die Jesus auserwälet hatte, empfingen öffentlich im Beiseyn und nach der Uberzeugung einiger tausend Seelen, die nicht abergläubisch waren, den heiligen Geist. Diese Ausgiessung war warhaftig eine überaus feierliche Erklärung Gottes selbst, daß er diese Personen als seine ungezweifelten Boten, die nichts, als was er ihnen selbst durch den heiligen Geist eingeben würde, reden solten, von aller Welt angesehen wissen wolle. Es waren nur gar zu viel fremde Juden aus verschiedenen Völkern zu Jerusalem, da diese Ausgiessung geschahe, und daher kam es, daß die Apostel so leicht in allen umliegenden Ländern Gemeinden anrichteten. Die in Jerusalem gegenwärtig gewesenen Juden erkanten sie, als diejenigen wieder, die den heiligen Geist empfangen hatten. Die Heiden hörten ihre Predigten, und sahen ihre Wunder, wie denn Paulus derjenige gewesen ist, der unter die Heiden ausgieng, und Wunder that. Die ausserordentliche Bekehrung Pauli, die mit einem ausdrücklichen Befehle Christi, in seinem Namen zu predigen, verbunden war, und die Wunder, die Paulus verrichtete, sind Beweise genug, daß er ein warhaftiger Gesandter Gottes gewesen. Hat Paulus nicht auf der Insel Melite, blos durch Beten und Hände auflegen viele Krankheiten geheilet? Hat er nicht andere grosse Thaten gethan? O! Lesen Sie

die Apostelgeschichte, und Sie werden Reden und Thaten finden, die Mark und Bein durchdringen, und bei gerürtem Herzen keinen einzigen Zweifel übrig lassen. Solten wir härter seyn, als die Jüden, die doch bei tausenden sich der Macht des Evangelii unterwerfen musten? Die Apostel, deren Briefe wir haben, sind warhaftig götliche Gesandten.

Solte es wol möglich seyn, daß ein götlicher Gesandter irren könte? Steht er nicht in der genauesten Gemeinschaft mit Gott, und solte er nicht, menschlich zu reden, seine förmliche Instruktion haben, was und wie er lehren solle? Dis wird selbst eine götliche Eingebung seyn müssen, und dieses scheinet von einem Boten der Gotheit gar nicht getrennet werden zu können. Wir würden indessen doch meines Erachtens etwas zu weitgehen, wenn wir die Art und Weise dieser Eingebung bestimmen wolten. Es sind der höchsten Gotheit sehr viel Wege möglich, auf die Geister zu würken, da ohnedem ihre Kräfte zu handeln von dem Einflusse der Almacht erhalten werden, und so gewis es ist, daß diese Personen selbst von ihrer Eingebung haben überzeugt seyn können, so schwer ist es doch, anderen die Art derselben begreiflich zu machen. Es ist uns genug, daß wir sicher schliessen können, daß sie eine Eingebung haben haben müssen; die Art derselben aber mus uns gleichgültig bleiben. Man kan von einem Gesandten Gottes nach der Natur der Dinge nichts als den waren Willen der Gotheit erwarten, und Weisheit und Gerechtigkeit Gottes haben

schlech=

schlechterdings verhüten müssen, daß keine Unwarheit aus ihrem Munde gegangen sei. Lassen Sie uns also Namsel! auch die Bücher des Neuen Testamentes mit einer vollen Ueberzeugung als göttliche Offenbarungen annemen.

Hier endiget sich der Haupt Beweis für die Götlichkeit unserer Religion, und ich wüste nicht, was man noch gegen die Warheit derselben einwenden könte. Doch ich erinnere mich, daß ich in den vorigen Briefen an Sie, Namsel! noch dis mit zu einem Kenzeichen einer annemungswürdigen Religion angegeben habe, daß sie eine innere Warheit haben müsse. Mit dem grössesten Rechte glaubte ich diese in der innern allergenauesten Uebereinstimmung aller geoffenbarten Säze mit sich selbst, mit dem volkommensten Begriffe von der Gotheit, mit andern unleugbaren Folgen, die die Vernunft aus den Grundsäzen der Offenbarung unstreitig richtig zieht, und selbst mit algemeinen Lehrsäzen der Vernunft, die alle Menschen erkennen müssen, zur Ehre der Offenbarung zu sezen. Ich bin kühn genug, die Deisten aufzufordern, sowol uns einen unnüzen Lehrsaz zu zeigen, der nicht entweder zur Erläuterung, oder nähern Bestimmung, oder richtigem Beweise eines andern wichtigen Sazes diene; als auch einen oder den andern, der mit dem in der Offenbarung selbst vorgetragenen Begriffe von Gott und götlichen Eigenschaften, als zum Beispiel seiner Güte, Weisheit, und Gerechtigkeit streite; oder aber sie mögen uns auch Lehren aufweisen, die

von

von allen Menschen erkanten Warheiten wiedersprächen. Allein Säze einer oder der andern Sekte unter den Weltweisen, oder gar leichte Einfälle der Deisten werden wir nimmermehr als Vernunft erkennen. Ich würde mit der grössesten Freimütigkeit izt einen Beweis unserer Religion von der Seite wagen, wenn es mit einer solchen Kürze geschehen könte, als ich beobachten mus. Ich verspreche, mich darauf gefast zu machen, wenn ich das Glük haben solte, bald zu Ihnen kommen zu dürfen. Indessen muß ich doch etwas weniges sagen. Die Geheimnisse unseres Glaubens, und der Versönungs Tod Jesu scheinen den Deisten etwas zu seyn, das sie gar mit ihrer Vernunft nicht räumen können. Wie kan, sprechen sie, eine Religion götlich, und geoffenbaret seyn, die Säze einschliest, welche gar kein Mensch, und keine Vernunft begreiffen kan? Wenn sich die Gotheit offenbaret, so mus sie sich so deutlich offenbaren, als möglich ist. Der lezte Saz ist wahr. Die Gotheit hat sich in denen Stüken, wo die höchste Deutlichkeit möglich war, auch auf das deutlichste geoffenbaret. Alle Säze, die wir als Geheimnisse verehren, beziehen sich teils auf das götliche Wesen selbst, teils auf Verordnungen und Ratschlüsse Gottes, welche sich auf die unendliche Erkentnis und die Wal der unendlichen Weisheit Gottes stüzen. Wolten sich die Deisten erkünen, zu sagen, daß es gar keine der menschlichen Vernunft unbegreifliche Säze gäbe, die wir dennoch glauben müsten, so würde sie die tägliche Erfarung wiederlegen. Es giebt ungemein

viele

viele Geheimnisse der Natur, und noch hat mich keiner überzeugen können, daß die gewönlichen Lehrsysteme der Physik eine gewisse und deutliche Warheit hätten. Es ist nicht alles Erklärung, was diesen Namen füret, und wenn wir teils den Wiz, theils das blendende der mathematischen Linien, und Zirkel, und Charaktere davon absondern, so wird wol nicht eben gar zu viel Einsicht übrig bleiben. Wir glauben diese Dinge zur Schmeichelei unserer Wisbegierde so lange, bis wir etwas besseres erfunden haben, und wenn man es aus Ehrfurcht, und der Natur so grosser Dinge wegen, als die geoffenbarten sind, wagen dürfte, Hypothesen zu verkaufen, so scheint es mir nicht eben unmöglich zu seyn, auch hierin der schwachen Vernunft ein Blendwerk vorzumachen. Und vieleicht haben wir leider in diesem Stüke mehr zu bedauren, als zu bewundern. Spreche ich mit billigen Verehrern der Vernunft, so müssen sie doch einräumen, daß alles das der Vernunft zu hoch sei, was sich auf die Unendlichkeit des götlichen Wesens, und seiner Eigenschaften gründet. Und wenn das ist, so müssen schlechterdings in unserer Religion Geheimnisse von dieser Art seyn. Eben darum erkenne ich sie als eine besonders götliche, weil sich ihre Hauptlehren so tief in dem götlichen unendlichen Wesen gründen, und Geheimnisse sind also weit eher ein Beweis der Götlichkeit, als ein Gegenbeweis. Solten und musten wir auch bei einer geoffenbarten Religion Menschen bleiben, so muste sich Gott auch in seiner Offenbarung nach dem Grade der Fähigkeit richten, der unserer Natur

wesentlich war, und so sind abermals bei dieser so vortreflichen Religion Geheimnisse unvermeidlich. Dürfen wir nun dis zum voraus sezen, so hat es mit dem Versönungs Tode Christi gar keine Schwierigkeit. Er ist und bleibt ein Geheimnis, und nichts scheint mir verwegener zu seyn, als bald diese, bald eine andere Hypothese ins Feld zu füren, um die Art der Möglichkeit einer Genugthuung und Gerechtigkeit für alle Menschen zu bestimmen. So bald es wahr ist, daß alle Menschen in Adam gesündiget haben, so bald mus uns eine beruhigende Verwunderung der Weisheit, Güte, und Gerechtigkeit der unendlichen Gotheit durchdringen, die alle Menschen durch Christum hat erlösen wollen. Hier verliert sich meine Vernunft, ich bewundere, und grüble nicht, denn die Ratschlüsse Gottes sind unerforschlich, ich hoffe, ich glaube, ich halte mich an die Götlichkeit der Lehren, und meine beruhigte Seele empfindet eine lebendige Ueberzeugung, und verlacht alle Einwürfe, und Erklärungen schwülstiger oder verirter Geister, die weiter zu gehen sich verwegen können, als die Grenzen der Menschheit es erlauben. Sie fallen gewis. Schöpfer! du bist gros, und ich begreiffe deine Wege nicht weiter, als du sie mir selbst kund gethan hast. Doch glaube ich feste, und glaube ich das, was du mir zu glauben befolen hast, so irre ich nicht.

Nunmehro, Mamsel! bin ich mit dem verlangten Beweise fertig. Wolte ich weitläuftig seyn, so könte ich izt von der Unwarscheinlichkeit und Nichtigkeit

keit der heidnischen Orakel, und der mahomedanischen Religion viele Anmerkungen einstreuen. Doch wozu würde es nüzen? Kan wol noch irgend ein Mensch, der etwas von dem Lichte der Wissenschaften erfaren, und nicht in der äussersten Blindheit lieget, glauben, daß die heidnische Religion eine ware, eine gotgefällige seyn könne? Sie hat Spuren der Unsinnigkeit, der äussersten Torheit und Blindheit, und der unverantwortlichsten Betrügereien. Sie verdient nicht, daß man viel von ihr rede. Zwei kleine Betrachtungen können hinreichen, der mahomedanischen Religion unsern Beifal zu entziehen. Unsere Religion ist, von Christo an gerechnet, siebenhundert Jar älter, als die mahomedanische. Ich mache daraus den Schlus, daß, wenn die mahomedanische eine warhaftig götliche seyn solte, sie sich eben so stark auf die unsrige gründen müste, als diese sich auf die iüdische steifte. Ist der Saz richtig, wie er gar keinen Wiederspruch leiden kan, so müsten wir in unserer Offenbarung Weissagungen und Verweisungen auf einen künftigen Propheten finden. Allein weit gefehlet! Warnungen finden wir genug, niemanden bei Verlust der ewigen Seeligkeit zu glauben, der ein ander Evangelium predigen würde, als das Christus geprediget hat. Mahomed thut es gewis. Er kan keinen Glauben finden. Es ist nur gar zu handgreiflich falsch, daß er der Tröster seyn könte, den Christus versprochen. Derienige, der nur irgend gesunden Menschen Verstand hat, und die Worte Christi von dem Tröster lieset, wird ihre deutlichste Erfüllung schon in der

Aus-

Ausgiessung des Heiligen Geistes finden. Mahomed kan nicht einmal mit so viel Warscheinlichkeit als Moatan und Manes sich den Tröster nennen, und doch wird er iene Betrüger, die doch noch Christen seyn wolten, nicht dafür gelten lassen. Elender Tröster! Dis ist das erste. Wir sind nicht befugt, iemanden als einen göttlichen Gesandten anzunemen, der keine Creditive aufweisen kan. Das kan Mahomed nicht. Sein ganzer Beweis ist eine Lüge. Wunder und Weissagungen waren seine Sache nicht; er muste leichtgläubigere Leute haben, als die so etwas forderten. Ob ein gezüktes Schwerd, und Brandschazungen eine göttliche Sendung bescheinigen können, wird wol so zweifelhaft nicht seyn. Sind Alexander und die Anzal der Helden der alten und neuen Zeiten auch göttliche Gesandten gewesen? Die verwüsteten Länder werden entscheidende Antwort geben. Jedoch Mahomed spricht: daran solle ihn die Welt als einen Propheten erkennen, daß er gelehrter und beredter sei, als alle seine Landesleute, ohne daß er einen Unterricht gehabt. Schade! daß man nicht eher an diesen Beweis gedacht, und die Welt würde eine entsezliche Menge von Propheten haben. Doch wenn Mahomed gar läge? War er nicht ein Faktor einer grossen Handlung? Hatte er nicht öftere Reisen gethan, wo er mit Christen, Juden, und Weltweisen bekant worden war? Seine Gelehrsamkeit war sehr natürlich, und gar zu viel darf er sich auch eben nicht darauf zu gute thun. Seine Landsleute waren sehr dum, und er nur ein

klein

Klein bisgen klüger. Ein einziger Rabbi der Juden, und ein Catechet der Christen hatten gewis mehr Gelehrsamkeit. Schreiben und Lesen mus er gewis schon lange vorher gelernt haben, ehe er in die Handlung kam, sonst hätte man ihn erst noch in die Schule schiken müssen. Daß aber sein Alcoran ein Muster eines schön geschriebenen Buches sei, ist eine Sache, die sich weit leichter nicht glauben, als glauben läst. Es ist eine Samlung von Zettelchen, die sich von dem Engel Gabriel wol etwas besser vermuten liessen, und die Einfälle enthalten, zu welchen weiter nichts, als eine gute Dosis von Menschheit, und Einbildung und List erfordert wird. Was er Gutes hat, war lange vor ihm bekant, und was er elendes hat, das wollen wir sehr gern ohne allen Neid, und ohne alle Nachamung seiner eignen Erfindung zu schreiben. Wenn Mahomed nicht mit Feuer und Schwerd komt, so wird ihn wol nicht leicht ein Europäer als einen Befehlshaber des Verstandes erkennen.

Nun, Mamsel! darf ich doch wol schliessen? Sind Sie mit meinen Gründen zufrieden? Lesen Sie nur darüber, und machen Sie Anmerkungen dazu, so wird alles schon gut seyn. Wenn ich kan, so wil ich zum mündlichen Verhör über meine Säze kommen, und vieleicht werden Sie noch Zeit genug übrig haben, eine ganze Menge von Artikeln aufzusezen. Ich habe freilich etwas frei geschrieben, aber doch, wie ich hoffe, nicht unbedächtlich. Solten Sie mich dessen klar überfüren können, so wieder-

ruffe ich ohne alle Weigerung. Dis, wissen Sie, stimt mit meinem Charakter überein, und so mus es auch machen

Deroselben

aufrichtiger Freund.

Ein und funfzigster Brief.

Mein Herr!

Nicht andem? Noch gerade werde ich doch anfangen dürfen zu mahnen? zu mahnen? werden Sie sagen; ia ia! Denn denken Sie nur, wie lange Zeit schon verflossen sei, daß ich keinen Brief von Ihnen empfangen habe. Sie, Sie wolten mein Moraliste seyn, und doch schon izt aufhören, mir Pflichten zu erklären, die ich so gerne wissen mögte. Bei Leibe nicht! Alles würde ich Ihnen verzeihen können, aber dis nicht. Nein! ich mahne Sie um den zweeten Teil Ihrer Sittenlehre, welcher die Pflichten gegen sich selbst enthalten mus. Weigern Sie sich nur nicht, Sie dürfen es nicht; denn ich habe Brief und Siegel von Ihnen. Wollen Sie sich wol an Ihren zwölften Brief erinnern? Schreiben Sie nicht: "Die Pflichten gegen uns selbst sind beinahe die wichtigsten, und sie werden uns lange Zeit Stof genug zu unsern Briefen darreichen. Wir werden uns in unserer Schwäche

und

und Stärke fülen lernen, und ein Blik in das menschliche Herz wird uns ein manches Geheimnis entdeken, das uns selbst in Verwunderung sezen wird. Ich werde versuchen, ob „ „ „ „ . Ein deutliches Versprechen, Mein Herr! von grossen Dingen der Zukunft, von den Pflichten gegen uns selbst. Eben dieses Versprechen wiederholen Sie am Ende des sechs und dreissigsten Briefes. Sie merken an, daß mir daran gelegen seyn könte, das menschliche Herz zu kennen. Freilich ist mir daran gelegen, und eben deswegen würden Sie es vor Ihrem eignen redlichen Herzen nicht verantworten können, mir eine Verheissung gethan zu haben, die Sie nimmer zu erfüllen Willens wären. Sie haben mich einmal neugierig gemacht, und ich sage Ihnen mit der grössesten Freimütigkeit, oder Unverschämtheit, wie Sie es nur heissen wollen, daß es Ihre Schuldigkeit sei, meine Begierde zu beruhigen. Die Ehrfurcht gegen mein Geschlecht erfordert es; und werden Sie sich unterstehen wollen, sie zu verlezen? Beinahe solte ich mich berechtiget halten können, Ihnen eine Straffe aufzulegen, daß Sie mich so lange haben warten lassen, und wenn Sie wüsten, was Amalgen sagte, so stünden Sie keinen Augenblik an, sich Ihre Verzeihung durch den Anfang der Pflichten gegen uns selbst zu erwerben. Ich bin noch etwas gelinder, und vieleicht haben Sie doch auch diese Gelindigkeit in diesem Falle einer Betrachtung zu danken, die ich Ihnen nicht verheelen kan. Vieleicht, dachte ich, hat mein Herr Moralist, „ „ „ und das ist doch Ihr liebster Name? „ „ „ Vieleicht

hat Er mir zu viel versprochen, da Er sich anheischig gemacht, mir das menschliche Herz aufzuschliessen. Vieleicht hat ihm seine eigne Hofnung geteuschet, und vieleicht hat er Tiefen und Abgründe entdekt, die schlechterdings unerforschlich sind. Solte ich wol das Recht haben, die Erfüllung eines Versprechens zu erwarten, das nicht erfült werden kan? Ich erinnerte mich zugleich an alle Klagen der Moralisten, daß das menschliche Herz für ihre Ausspähung zu dunkel sei. Nun wol, Mein Herr! ich wil einmal dem Strome folgen, und Ihnen verzeihen, daß Sie Ihren Briefwechsel aufgeschoben haben, wenn dis die ware Ursach der Verzögerung seyn solte. Wir wollen das Bündnis machen, daß ich zufrieden seyn wil, wenn Sie mir auch das menschliche Herz nicht volkommen kennen lehren; aber unter dieser Bedingung sollen Sie eben gehalten seyn, mir doch alles zu sagen, was Sie entdekt haben. Und nunmehro haben Sie keine Entschuldigung, Ihren Briefwechsel mit allernächstem wieder anzufangen. Sehen Sie meine Billigkeit, aber vergessen Sie ia nicht, Charaktere einzustreuen; denn die lese ich besonders gerne. Ich befürchte freilich, daß Sie bisweilen nicht werden umhin können, das Herz der Menschen einer Falschheit zu beschuldigen; aber bedenken Sie auch, daß es allerdings noch hin und wieder aufrichtige Menschen gebe, wie ich mich denn selbst in der grössesten Aufrichtigkeit unterschreibe

Derselben

verbundenste Freundin.

Zwei

Zwei und funfzigster Brief.

Mamsel!

Sie mahnen mich um den zweeten Teil meiner Sittenlehre, und das ist es eben, was ich gerne haben wolte. Merkten Sie die kleine List nicht, daß ich auf die Art wieder einen Brief von Ihnen herausloken, und zugleich erfaren wolte, ob Sie und die muntere Amalgen noch Lust hätten, Sittenlehren zu lesen? O! hätten Sie doch geschrieben, Mamsel! was Amalgen gesagt hat. Die Lose! hat mich doch wol gar nicht ausgeschimpft? Doch nein! sagen Sie es nur nicht; ich bin schon zufrieden, weil ich meine Absichten erreicht habe. Aber bald, bald Mamsel! bald hätten Sie mich irre gemacht. Sie stellen mir das Herz der Menschen als gar zu unerforschlich vor, und Ihr Zweifel an einer Kunst, es inwendig kennen zu lernen, gewan eine grosse Gewalt über mich. Von dem Augenblike an, sezte ich ein Mistrauen in meine eigne so mühsam erworbene Wissenschaft, und bald hätte ich mich entschlossen, sie Ihnen noch ein Weilgen zu vorenthalten. Doch die Billigkeit Ihres Bündnisses, und die Erinnerung an die Bedingung meines Versprechens, welche beide volkommen übereinkamen, machten mir wieder Mut, eine Ausfürung zu wagen, welche freilich ungemein viel eigne Schwierig-

keiten bei sich füret. Beharren Sie nur strenge auf Ihrem Vertrage, und denn wird es freilich möglich seyn, daß Sie meine Briefe mit grösserm Vergnügen werden lesen können. Denn eine gar zu grosse Hofnung des Künftigen ist nicht selten der Grund einer Unzufriedenheit bei ihrer würklichen Erfüllung. Redlich werde ich Ihnen sagen, was ich gefunden habe, und dis versichere ich Ihnen zum voraus, daß die genaueste Aufmerksamkeit auf die Erfarung der Grund meiner Entdekungen gewesen ist. Bleibt mir die Versönung mit der schönen Amalgen in der That unter der Bedingung möglich, daß ich die Erklärung der Pflichten gegen uns selbst anfange, so ist sie schon gewis; denn eben bin ich im Begrif, Ihnen den ersten Vorschmak davon zu liefern.

Erinnern Sie sich Mamsel! daß ich alle Pflichten gegen Gott aus dem Grundsaze, daß wir uns zu bemühen verbunden sind, ware Spiegel der Gotheit zu werden, hergeleitet habe; und ich wüste nicht, wie es zugehen solte, daß ich dieses ersten Gesezes vergessen könte? Ganz gewis nicht; es hat zu viel Eindruk auf mein Herz gehabt, und ich würde mich der grössesten Uebereilung selbst Schuld geben müssen, wenn ich dieses Grundgebot als den Erkentnis Grund der ganzen Sittenlehre angenommen hätte, ohne Ueberzeugung, daß er völlig zureichend sei. Nein! es bleibt dabei, daß wir nicht erschaffen seyn könten, wenn wir nicht glänzende Spiegel der höchsten Gotheit werden solten. Nimmermehr ziehe ich meine Meinung zurük; denn alle Pflichten gegen

uns

uns selbst, die ich Ihnen vorzulegen, die Ehre haben werde, zielen unmittelbar darauf ab, uns in den Stand zu sezen, liebenswürdige Spiegel der allerliebenswürdigsten Schönheit zu werden. Ich wil Ihnen die Schönheit der Gotheit in der Schönheit der Menschheit, die wir nach den Regeln der Moral uns zu erwerben verbunden sind, mit lebendigen Farben malen. Und o! wie ehrwürdig, wie vortreflich wird nicht die menschliche Natur nach diesem Gesichtspunkte geschildert werden müssen! Ich empfinde schon das heiterste Vergnügen zum voraus, das ich haben werde, wenn Sie zu sagen gezwungen sind: ein Mensch nach dieser Moral sei eine halbe Gotheit, und doch könne man nicht anders, als diese Pflichten für menschliche zu erkennen. O! ein einziges Urteil, ein Urteil, das Sie nicht werden zurük halten können, daß ein Mensch, der seine Pflichten gegen sich selbst beobachtet, es warhaftig wert sei, von einer unendlichen Gotheit geschaffen zu seyn, wird mich auf die schönste Art ergözen, und mir ein Beweis werden, daß meine Moral eine richtige, und der Menschheit anständige sei. Ich werde überzeugt werden, daß das Gefühl seiner vernünftigen Pflichten in allen Fällen beruhigend, beglükend, beseeligend seyn müsse. Sind wir dazu hervorgebracht, daß wir Spiegel der Gotheit werden sollen, so ist warhaftig eine iede Handlung, die etwas dazu beiträgt, daß wir sicher in den Stand gesezt werden, ein beständiger, ein lebendiger Spiegel der Gotheit zu seyn, eine wichtige Pflicht. Nicht ohne Grund habe ich also gesagt, daß die Schul-

digkeiten gegen uns selbst bei nahe die wichtigsten wären. Denn es sind alle die Handlungen, welche wir unmittelbar in Ansehung unserer selbst vornehmen, um uns selbst teils geschikt zu machen, das Bild der Gotheit an uns in vollem Glanze funkeln zu lassen, teils dasselbe selbst in lebendigen Handlungen auszudruken. Gewis eine Menge von Pflichten, die einen sehr grossen Grad der Begerungswürdigkeit haben müssen, und die ein Herz, das Schönheit, das Tugend liebt, ganz gewis eifrig, geflissentlichst eifrig begeren, und zu beobachten suchen mus. Wir würden in der That der menschlichen Natur grosses Unrecht thun, wenn wir ihr eine würksame Neigung zur Schönheit überhaupt sowol, als zur Schönheit der Handlungen und des Herzens, absprechen wolten; nur Schade, daß es ihr sehr ofte so schwer fält, die ware Schönheit einzusehen. Dis ist der einzige Grund, aus welchem das so wiedersprechende Betragen der Menschen herflieſt. Und wie glüklich müste nicht ein Moralist seyn, wenn er dieses natürliche Gefül erweken, und die Menschen zu Unternehmungen bewegen könte, die die nächsten Mittel zur grössesten Schönheit der Seele sind? Ich habe die gegründete Hofnung, dis Glük einzuerndten; denn ich schreibe eine Sittenlehre an Sie, Mamsel! Izt eben wäre ich in der besten Verfassung Ihr Lob zu entwerfen, wenn ich nicht gegen Ihren schönen Charakter zu verstossen befürchten müste. Eben der Geist, welcher das meiste Lob verdient, sieht es am wenigsten gerne, wenn es ihm ins Gesicht gesagt wird. Doch dis

verzei=

verzeihen Sie mir vieleicht, wenn ich bekenne, daß ich eben deswegen am liebsten Sittenlehren, Regeln zur waren Schönheit der Seele, niederschreibe, weil ich die Ehre habe, sie für ein Frauenzimmer zu bestimmen. Verlassen Sie sich also sicher darauf, daß ich meine Moral fortsezen, und beständigen Gebrauch von den vier Grundsäzen machen werde, welche ich in den erstern Briefen aus dem Hauptgeseze entwikelt habe. Nimmermehr würde ich es übers Herz bringen können, Ihnen zu verschweigen, nach welchem Leitfaden ich alle besondern Materien, die zu dieser ganzen Abhandlung gehören, nach und nach ausfüren wolle. Mir deucht immer dieser kleine Entwurf könne eine gedoppelte Würkung haben, auch Ihnen die Wichtigkeit, aber auch den Reiz dieses Teils der Sittenlehre erraten zu lassen, und mich zum voraus zu entschuldigen, wenn bisweilen ein Posttag übergeschlagen wird. Ja, ia! Mamsel! Mahnen Sie mich nicht zu scharf. Es bleibt ewig eine vergebliche Mühe, das Herz der Menschen durchsuchen zu wollen, wenn man nicht die moralische Natur desselben kent, und diese Kentnis ist wieder vergeblich, wenn uns nicht der ganze Mensch nach allen seinen Teilen bekant geworden ist. Mit dem grössesten Vergnügen werde ich Ihnen das Meisterstük der Schöpfung, den Menschen, nach seiner natürlichen und wesentlichen Beschaffenheit in Ansehung der Seele und des Leibes schildern. Er besizt vortrefliche Vermögen, und Almacht, Güte, und Weisheit bildete ihn zu einer ungemein grossen moralischen Schönheit, und zu den erhabensten

Handlungen fähig. Sie sollen diese Vermögen, und zugleich die Affekte, und Naturtriebe kennen lernen, und ich mache mir die schmeichelhafte Hofnung, Ihnen eine ungemein genaue Harmonie und gesellige Geschäftigkeit aller dieser Vermögen nach der Bildung der Natur zu zeigen, die aber durch Versäumnis einer sorgfältigen Ausbildung und Uebung nach den Gesezen der Sittenlehre sich bei den meisten Menschen nur über wenig wilkürliche und moralische Handlungen erstrekt. Hier werde ich schöne Gelegenheit finden, von den verschiedenen Temperamenten und den moralischen Charakteren vieleicht nicht unangeneme Anmerkungen einzustreuen. Alsdenn Mamsel! wil ich den Menschen nach seiner moralischen Beschaffenheit auffüren. Und da müssen Sie mir eine höchst nüzliche Vergleichung des Menschen mit sich selbst nach seinen zwo Gestalten erlauben.

Ich werde eins oder das andere Bild von ihm entwerfen, so wie er nach der Erfarung sich, meist gegen die Regeln der Tugend, zu betragen pflege, aber auf der andern Seite sollen Sie ihn in ein paar Bildern liebenswürdig, tugendhaft, und moralisch erhaben erbliken. Diese Schilderung sol uns zum Muster dienen, nach welchem die Sittenlehre ware Menschen bilden wil. Vieleicht lassen sich hier abermals schöne Anmerkungen anbringen. Und dis wird der erste Abschnit unserer Abhandlung seyn. Freilich wird uns diese Untersuchung gelehret haben, daß das Herz der Menschen einer grossen Verbesserung bedürfe, ehe es ienem Muster änlich werden

könne,

könne, und mit dem grössesten Vergnügen wollen wir die ächten Regeln zu dieser Verbesserung entwikeln. Allein wie viel gehört dazu nicht? Ohne genaue Kentnis seines eignen moralischen Charakters, ohne Kunst seine Affekte zu regieren, ohne Kentnis seiner besonders herschenden Leidenschaften, und ohne Wissenschaft der genauesten Grenzen und der vernünftigen Abzielungen der Natur Triebe sind alle Regeln vergebens; denn alle müssen Mittel seyn, wie alle natürliche und moralische Vermögen unseres Geistes gerade in eine so gewisse Harmonie gesezt werden können, daß sie sich auf die höchste Art geselschaftlich zur Beobachtung einer ieden schönen Handlung vereinigen und freundschaftlich einander unterstüzen. Dis Feld ist noch zu unbekant unter den Menschen, als daß nicht eine reiche Anzal von Fehlern und Unterlassungs Sünden bemerkt werden müste. Alsdenn Mamsel! wollen wir zu den Pflichten fortgehen, in deren Beobachtung wir würklich das Bild der Gotheit an uns ausdruken können. Wir wollen dem Menschen Handlungen vorschreiben, wie er in Ansehung seiner Seele der Gotheit änlich werden, wie er in Ansehung seines Körpers die Absichten des Schöpfers erfüllen, und in Betracht seines äussern Zustandes gleichsam eine Nachamung der Vorsicht ausüben könne. Nicht andem? eine ungemein grosse Menge von Materien zu unserm Briefwechsel. Aber dis mus ich zugleich sagen: eine Menge von den allerschwersten Lehren.

Dürfte ich daher wol bisweilen etwas dunkel schreiben Mamsel? In Warheit! mir ist Angst,

daß

daß es ie zuweilen nicht zu verhüten seyn mögte, und mir ist doch zu gleicher Zeit eben so zu Mute, als wenn Sie es nicht gern erlauben würden. Jedoch ich hoffe das Beste, und vieleicht unterstüzt mich der eigne Reiz dieser Materien. Denn verfüst nicht die Lust zu etwas alle Arbeit? Und o! wie werde ich mich freuen, wenn ich in der angebornen Lebhaftigkeit eines Frauenzimmer Herzens eine desto grössere Leichtigkeit zur Verbesserung bemerken darf. Sie sind zu zärtlich gegen das menschliche Geschlecht, als daß Sie nicht eifrigst wünschen solten, daß alle wären wie Sie, und sol ich die reinste Warheit sagen, so ist dieser Wunsch besonders entzükend für

Deroselben

ergebensten Freund.

Drei und funfzigster Brief.

Mamsel!

Habe ich meinen Plan gut gemacht? Ich schmeichele mir zwar mit einer schönen Hofnung Ihres Genehmhaltens, aber vieleicht bin ich doch etwas zu aufrichtig gewesen, Ihnen viel mehr gesagt zu haben, was ich gerne ausfüren wolte, als was ich in der That ausfüren kan. Doch nein! ich habe schon wieder grössern Mut,

und

und eben komt es mir vor, daß mich mein Herz tröste, und antreibe in der besten Hofnung nur einen mutigen Anfang zu machen. Solte ich wol nicht gehorchen? Ja! Namsel! ganz unausbleiblich. Erlauben Sie also, den Menschen zu zergliedern, der sich selbst am unbekandtesten, und geheimnisvollesten zu seyn pfleget. Er ist nach der schärfsten Bedeutung ein wares Meisterstück einer unendlichen Kunst, nach Leib und Seele. = = = Habe ich denn auch eine kleine Beschreibung des menschlichen Körpers zu gewarten? Die mögte ich doch wol lesen! = = = = Allerdings! aber nur so weit, als seine Kentnis einen Einflus in die Sittenlehre hat. Man scheinet mir in der That ehemals etwas zu ungerecht gegen den Leib gewesen zu seyn, wenn man seine Betrachtung ausser der Arzeneiwissenschaft für überflüssig gehalten hat. Wir kennen uns ganz gewis nur kaum halb, wenn wir ohngefehr zu erzälen wissen, was etwa unsere Seele für Vermögen habe, und wie man sie in den Systemen der Weltweisen zu benennen gewont sei. Wir sind, daß ich mich so frei ausdrüke, nicht ganz Seele, sondern auch von einer sehr sichtbaren Seite Körper; und aus der wechselhaften Vereinigung beider löset sich sehr vieles auf, das denienigen, die nur allein den Menschen nach der Seele betrachten, gar zu unbegreiflich scheint. Eben die Einsicht in die Harmonie aller Vermögen des ganzen Menschen ist der richtigste Wegweiser zur Kentnis desselben, und ich glaube immer, wenn uns teils eine fleissigere

Beobach-

Beobachtung der innern Begebenheiten in dem Menschen selbst mehrere Erfarungen verschaft hätte, teils eine klare Einsicht in die Art der Verknüpfung der Seele mit ihrem Körper erlaubt wäre, daß auch die Wissenschaft zur Kentnis des menschlichen Herzens nicht so gar grosse Tiefen und Geheimnisse haben würde. Die Seele ist keine uneingeschränkte Beherscherin ihres Leibes, sondern sie ist an gewisse Grundgeseze ihres Reichs gebunden, welche ihrer Gewalt in manchen Fällen ungemein enge Grenzen sezen. So weit man sich also von der Torheit, daß die Seele nur eine künstliche Verknüpfung der Teilchen des Gehirns sei, zu entfernen Ursach hat, eben so sorgfältig mus man sich hüten, der Seele eine chimerische Unabhänglichkeit an ihren Körper beizulegen. Ich bin meinem Körper immer viel zu gut gewesen, als daß ich ihn nur als einen Kerker meiner Seele angesehen haben solte, und wäre er ia einigermassen ein Gefängnis für sie, so ist es ein ungemein schönes, ein königlicher Pallast, in dem mein Geist ein Vergnügen geniesset, und eine Herschaft ausübet, die ihm auf keine andere Art bekant werden können. Ist der Doge von Venedig nicht doch ein Regent, und glükseelig, ob er gleich nicht aus der Stadt kommen darf? Im Ernst! die Seele besizt eine zu gute Wonung, als daß sie sich beschweren dürfte; denn aus ihrem Cabinette in dem Gehirne des Leibes gebietet sie über einen grossen Teil der Welt auser ihr. Solten diejenigen wol durchaus Unrecht haben, die den menschlichen

lichen Körper eine Welt im Kleinen nenneten? Vielleicht sind wol hin und wieder ihre Vergleichungen etwas zu chimisch, oder zu weit ausgedehnt, aber so viel ist doch gewis, daß unsere Bewunderung bei dem Anschauen des Baues unseres Leibes nimmer mehr kleiner seyn könne, als bei der Zusammensezung aller himlischen Körper. Der menschliche Leib ist eine grosse Maschiene, die aus unzälichen andern zusammen gebauet ist. Eine iede kleinere hat ihren bestimten Endzwek, und alle Endzweke aller vereinigen sich zum Leben, und zur Schönheit des ganzen, und beide waren nötig, um einem Geiste eine Wonung zuzurichten, der ein Spiegel der Gotheit seyn, und der alle höchsten Eigenschaften des unendlichsten Wesens an sich selbst und in sich selbst fülen solte. In Warheit! Mamsel! mich hat eine Bewunderung durchdrungen, welche mir alle Ausdrüke und Vorstellungen zu klein darstelt, die man nur irgend wälen könte, die bemerkte Kunst zu beschreiben. Ein menschlicher Leib muste zu tausend verschiednen wilkürlichen Handlungen geschikt seyn, wenn er durch einen Geist regieret werden solte, und um dis möglich zu machen, muste die allerhöchste Weisheit unzälig viel überaus künstliche Maschienen mit einander verknüpfen, die eben in ihrer Verbindung zugleich eine grössere Maschiene ausmachten, die sich selbst zu erhalten im Stande wäre. Diese beiden Endzweke, welche so bewundernswürdig mit einander vereiniget sind, geben eben den stärksten Beweis der unbegreiflichsten Kunst. Nim-

mer mehr wäre es angegangen, daß ein menschlicher Leib zu so ungemein verschiedenen Arten von Handlungen und Bewegungen hätte fähig gemacht werden können, wenn er nicht aus flüssigen, zähen, und festen Teilen auf eine tausendfach mannigfaltige Weise zusammengesezt worden wäre. Und wie unzäliche Endzweke entspringen nicht aus dieser Absicht? Unbestimbar abgemessene Grade von Vermischungen und Bewegungen musten nach unnachamlichen Regeln bestimt werden, und eine eben so vielfache Proportion der Empfindung und Bewegung des Stosses, des Drukes, der Würkung und Gegenwürkung, des Zitterns, der Spannung und Erschlaffung muste pünktlichst ausgerechnet, und festgestelt werden. Hier herscht unendliche Wissenschaft. Das Geblüt, der Urstof zur Erhaltung und Ernärung des Leibes, muste selbst erst durch überaus wol eingerichtete Maschienen verfertiget, durch eben so künstliche durch den ganzen Bau durchgetrieben, und durch eine hundertfältige Verwandelung seiner selbst der Grund des Lebens des ganzen Körpers werden. Herz, Lunge, Magen, Leber, Gedärme, Drüsen, und andre Gefässe vereinigen sich zu diesen Absichten, obgleich ein iedes seine besondere Verrichtungen hat. Alle handeln nach notwendigen Gesezen, die der notwendige Gedanke ihrer besten Möglichkeit notwendig machte. Wir würden nur gar zu unglüklich, und unser Leben höchst unsicher seyn, wenn die Handlungen und Würkungen, welche zur Erhaltung unsers Lebens gehören, dem Wilkür, und

der

der Einrichtung unserer Seele unterworfen worden wären. Vieleicht hat man nicht schlechte Gründe an der Möglichkeit dieser Unterwerfung zu zweifeln; aber einmal das Gegenteil gesezt, so würde eine gar zu leichte Nachlässigkeit, oder eine schlechte Ueberlegung, oder eine unvermeidliche Unwissenheit, oder ein übereilter Troz klaglichen Schaden stiften, und glükliche Endzweke vernichten, welche der Schöpfer haben muste, wenn er wolthätig und weise, und gerecht seyn wolte. Der Schöpfer sorgte besser. Das Herz muste durch eine in unmerklich kleinen Zeitpunkten wiederholte Empfindung gereizt werden, sich zusammen zu ziehen, und das Geblüt mit starker Gewalt fortzutreiben; aber auch sich wieder zu erweitern, und das zurükkommende Blut einzunemen, um es wieder fortzustossen. Eben eine Empfindung mus Brust und Lunge erweitern, um Luft einzuziehen, und das durch den Umlauf erhizte Geblüt abzukülen. Hunger und Durst reizen uns, Narung zu nemen, und durch mannigfaltig veränderte Empfindungen müssen Drüsen und andere Gefässe verschiedene Säfte hervorgeben, und der Magen sich künstlich bewegen, daß die Speisen aufgelöset, und durch Hülfe der Wärme und anderer Maschienen auf ungemein vielfache Art zur Narung zubereitet werden. Nerven und Muskeln sind die Werkzeuge der Empfindung und Bewegung, und nicht unbillig urteilt man, wenn man am Ende alle Würkungen aller andern Werkzeuge von der unerforschlich kunstreichen Verbindung und Austeilung der Nerven, in

denen die Grundkraft zur Bewegung liegt, herleitet. Der ganze Körper ist in allen seinen Teilen mit einer unzälichen Menge von grössern und kleinern Nerven durchwebt, und eben diese machen ihn zu einer so bewundernswürdigen Maschiene. Sie entspringen alle aus dem Gehirne, und dieses ist die Werkstat aller Empfindungen und Bewegungen. Die Nerven bestehen aus ungemein kleinen Fäserchen, die aus dem Gehirne in einer gewissen Verbindung herkommen, und so bald sie durch die Hölen des Gehirns durchgehen von etwas dikern Häuten, die das Gehirn umgeben, bekleidet werden. Diese besizen eine überaus grosse Leichtigkeit, in Erschütterung gesezt zu werden, und diese ist der Grund der Empfindung. In iedem Fäserchen des Nervens befindet sich ein unbeschreiblich feines Säftgen, das leicht in die schnelleste Bewegung gebracht werden kan, und durch seine zitternde und flüchtige Bewegung alle Würkungen des Körpers möglich macht. So weit auch die Nerven durch alle Teile des Leibes verbreitet sind, so haben sie dennoch einen gemeinschaftlichen Ursprung. So wie sich aus einer einzigen Quelle verschiedene Flüsse ergiessen können, die sich in der zunehmenden Ferne ihres Lauffes immer in kleinere Arme verteilen, so entspringen auch alle unzäliche Nervgens am Ende aus der Werkstat der Seele, einem gewissen, ob gleich noch bisher unsichtbarem, Teile des Gehirns. Hier mus diese sich bewuste Regentin Hofhalten, und von hieraus alle Befehle zu den wilkürlichen Handlungen

lungen ausfertigen. Hier wird eine götliche Kunst zu bewundern seyn, welche sie mit ihrem Körper auf eine unerforschliche Art verband. Hier endiget sich aber auch alle unsere Wissenschaft, Mamsel! und noch alles, was man ersonnen hat, diesen Punkt aufzuklären, scheint entweder nur zum Spas erdacht zu seyn, oder es ist gar lächerlich. Wir verwikeln uns in unendliche Schwierigkeiten, wenn wir die Seele gleichsam als ein undenklich kleines Pünktgen annehmen, und ich weis nicht, woher es komt, daß man sich selbst lächerlich wird, wenn man der Seele eine fasliche Grösse, und eine Bewegung ihrer eignen Substanz zuschreibt. In diesem Falle bin ich ein volkommener Pyrrhonist, und ich glaube nichts mehr, als was mir meine innere Erfarung gewis macht. Dis ist, daß ich hierin nichts wissen kan, aber bewundern mus. Das endlich doch, was in den kleinern Maschienen, die die Werkzeuge der fünf Sinne sind, vorgehen mus, hat man noch ziemlich warscheinlich durch tausend mühsame Versuche entdekt; und davon wil ich Ihnen etwas erzälen. Eigentlich zu reden gibt es nur einen Sin, und eine einzige Grundregel zum Bau der Empfindlichkeit. = = = Aber mein Himmel! das ist ia wieder alle Erfarung; denn bis hieher haben noch alle Menschen fünf Sinne gezälet. = = = = Nicht alle, Mamsel! und so sonderbar die Philosophen auch in ihren Meinungen sind, so sind es doch vernünftige Menschen. Es ist nun einmal so, es gibt nur einen Sin, und Sie werden mir bald Recht

geben. Die einzige Grundregel, wie äussere Gegenstände eine Empfindung und sinliche Vorstellung in uns erweken können, ist das Anstossen und Erschüttern gewisser Nerven. Und hierin besteht das Gefühl. Jene Absicht war nicht bei allen Gegenständen auf einerlei Art möglich, und gerade fünf verschiedene Methoden reichten hin, um alle Körper zu empfinden, die wir in unserm Würkungskreise empfinden solten. Die Art der Empfindung und Vorstellung, welche wir mit dem Namen des Gefühls im strengen Verstande belegen, war die einfachste, und durch eine unmittelbare Berürung der Häute und Nervgens, die über den ganzen Körper gewebt waren, völlig möglich. Dazu bedurfte es also keiner besondern Maschiene. Allein Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, waren weniger heftig, und das Erschüttern der Nerven durch die Gegenstände dieser Sinne muste auf eine viel künstlichere Weise möglich gemacht werden. Die eigne Erfarung überzeugt uns nur gar zu deutlich von einem unendlichen Verstande, der alles auf die deutlichste und wolthätigste Art vorher überdacht haben mus, ehe er würklich zu schaffen und zu bilden anfing. Ohne Augen hätte sich niemals ein Bild der Farben und die Schönheit der äussern Vorwürfe in unserer Seele entwerfen können, und niemals würde eine Empfindung des Schalles ohne Ohren möglich gewesen seyn. Augen und Ohren sind Meisterstüke einer Kunst, die nimmer ihres gleichen haben kan. Das Auge ist eine besondere Werkstat von Empfindungen, in

welcher

welcher die Lichtstralen gesamlet, verstärkt, und durch verschiedene Arten von Brechungen und Zurükprallungen endlich auf ein überaus feines Gewebe von Nervgen gebracht werden müssen, welche sie erschüttern, und durch einen gemeinschaftlichen Gang der Residenz der Seele zufüren. Die höchste Weisheit verband in der Höle der Augen Häute und Feuchtigkeiten, welche nach genauest ausgerechneten Verhältnissen der Dichtigkeit gegen einander bestimt sind und mit einander würken. Um diese und um die ganze Höle der Augen flochte sie Muskeln, welche die innern Teile des Auges sowol, als die äussern auf verschiedene Art in ihrer Lage verändern konten, und welche teils an gewisse notwendige Geseze der Empfindung und Bewegung gebunden, teils aber den wilkürlichen Befehlen der Seele, doch diesen Gesezen gemäs, unterworfen sind. Alles ist der Stärke und Masse des Lichtes volkommen proportional eingerichtet worden, und wir würden sehr unglüklich seyn, wenn nicht unser Gesichtskreis gerade auf dieses Maas festgesezt worden wäre. So wie in einer künstlichen Maschiene der Menschen, welche man eine Cameram Obscuram nennet, oder in einer verfinsterten Stube, die nur eine kleine Oefnung hat, welche ein auf beiden Seiten erhaben geschliffenes Glas bedekt, sich die dadurch fallenden Sonnenstralen von den äussern Gegenständen auf einem weissen Pappiere, welches gerade dieser Oefnung gegen über in abgemessener Weite gestellet ist, mit den natürlichsten Farben abmalen, eben

so schildern sich auf dem hintersten Gewebe der kleinen Nerven im Auge alle äussern Vorwürfe mit lebendigen Farben. Gewis ein überaus schönes Schauspiel der Natur! Nichts wünschte ich mehr, Mamsel! als daß es die Ihrem Geschlechte angeborne Zärtlichkeit erlauben könte, ein natürliches Auge, und ein Ohr zu zergliedern. Sie würden gewis Wunder sehen. Aller Schal entsteht aus einer zitternden Bewegung der Luft, und diese allein ist das Werkzeug zur Bildung und Fortpflanzung desselben. Um daher einen Schal zu empfinden, muste eine Bewegung der Luft einigen Nerven unseres Leibes in eben demselben Grade mitgeteilet werden. Alles aber würde vergeblich gewesen seyn, wenn nicht die höchste Weisheit eine besondere Maschiene dazu verfertiget hätte. Sie bildete ein äusseres Ohr, das einen etwas weiten Umfang hatte, und aus Teilen in der Ordnung verfertiget war, daß es eine gehörige Menge zitternder Luft auffangen, und in den Gehörgang zurük werfen konte. Am Ende dieses Gehörganges spannete sie ein Trommelfel aus, daß sie quer durch mit einem Nerven bezog, um es zu allen Graden von Spannungen geschikt zu machen. Erschüttert es nun die Luft in dem gehörigen Grade, so teilet sich diese Erschütterung auch der Luft in der Trommelhöle, die hinter diesem Felle liegt, mit, und pflanzt sich durch verschiedene Werkzeuge und Gänge bis in die Schneke fort, in welcher sich der Gehörnerve in verschiedenen Fäserchen, die nach gewisser Länge und Dike, und Spannung

nung bestimt sind, ausbreitet. Nach dem Grade des Zitterns der Luft, wird bald dieses bald ienes Fäserchen bewegt, und daher komt es, daß wir so verschiedene Töne zu empfinden geschikt sind. Kaum kan ich mich in meiner Bewunderung über dergleichen Erfindung mässigen, und meine Seele ist über ihren Pallast auf eine entzükende Art stolz. Sie wird es noch mehr, wenn sie findet, daß die Muskeln des Ohrs zur stärkern oder schwächern Empfindung, und Aufmerksamkeit auf einen Schal ihrem Befehle unterworfen sind. Das Athemholen mus die feinen Ausdünstungen riechender Sachen in unsere Nase bringen, und den Geruch verursachen. Auch dieses Werkzeug ist künstlich zugerichtet. Die weiseste Natur sezte die Nase aus Haut, schwammigten Knochen, und ungemein vielen kleinen Hölen zusammen, damit die riechenden Dünstgen auf verschiedene Art zurükprallen, und Erschütterungen der Nerven erweken könten, welche sich durch die ganze Haut und alle Hölen durchschlängeln. Eben so häuffig durchlauffen kleine Aeste der Nerven die Zunge, welche die Gestalt kleiner Wärzgens haben, und die ungemein niedlich in Löcherchen der Haut, die sie bedekket, eingepresset sind. Wird nun das Salz oder das Oel der Speisen durch Wärme und Speichel aufgelöset, so dringet es in diese Wärzgen hinnein, und erregt die Empfindung des Geschmaks. In Warheit! wo man nur an uns hinblikket, da findet man allezeit ungemein viel zu bewundern. Es ist unmöglich, Ihnen alle Bewegungen und Verrich-

tungen der Muskeln zu erzälen, die dem Wilkür des inwonenden Geistes gehorchen müssen. Nur eine ganz kleine Verkürzung des Muskels ist vermögend eine grosse Last aufzuheben, und der Zuflus des allerfeinsten Säftgens, das sich so gar seiner Feinheit wegen unsern natürlichen und künstlichen Augen entziehet, ist der einzige und unsichtbare Grund seiner Würkungen. Ein iedes Fäserchen hat seine bestimte Arbeit, und oft mus eine grosse Menge derselben zur Hervorbringung einer einzigen wilkürlichen Handlung zusammen würken. Die Seele kent sie nicht, und dem ohnerachtet müssen sie so oft gehorchen, als diese befielet. O! unbegreifliches, o! erstaunenswürdiges Geheimnis!

Zwar nur eine unvolkommene Beschreibung unseres Leibes, Mamsel! aber die doch völlig hinreichet, uns zu überzeugen, daß unsere Seele teils sehr müssig in der so schönen Welt seyn, teils ungemein viele Arten von Vergnügen entbehren würde, wenn sie ohne einen so künstlichen Leib hätte fortdauren sollen. Aber eben daher geschahe es auch, daß sie an gewisse Grundgeseze ihres Leibes gebunden werden muste, wenn alle Endzweke des Schöpfers erhalten, und ihre so notwendige Harmonie untereinander fest gegründet werden solte. Freilich ist noch gar zu viel unbegreifliches in diesem Baue und der wechselhaften Verbindung beider Teile des Menschen übrig; freilich schade für unsere Wissenschaft, aber doch noch Trost genug, daß wir so viel wissen, und mutmassen können, als zu unsern

Bedürf-

Bedürfnissen und Glükseeligkeit erforderlich ist. Der Leib ist uns unerforschlich, den wir sehen, betrachten, und fülen können, und um wie viel unerforschlicher mus nicht die ware Natur unserer Seele seyn, bei der man nur aus einem schwachen inneren Gefüle, und der Erfarung von ihren Würkungen einige furchtsame Schlüsse machen kan. Nächstens, Namsel! werde ich Ihnen diese Schlüsse bekant zu machen die Ehre haben, und wenn ich Ihnen auch da, gegen die Gewonheit der meisten Weltweisen, weniger zu begreiffen, als zu bewundern vorlegen werde, so wird dis ein gewisses Zeichen seyn, daß ich weniger zu pralen Lust habe, als stets zu bezeugen, in wie grossem Werte die Aufrichtigkeit in der Lehre stehe bei

Deroselben

ergebenstem Freunde.

Vier und funfzigster Brief.

Namsel!

Kaum seze ich die Feder an, um Ihnen ein kleines System der Seelenlehre zu entwerfen, so mus ich schon ein Bekentnis thun, daß alle meine Bemühungen zu vernichten scheinet. Ich weis warhaftig nicht, was meine Seele eigentlich

ist, und wenn ich auch sterben solte. = = = = Darf ein Weltweiser das sagen, und haben Sie denn gar kein System der Alten oder Neuen Philosophen gelesen, von welchen leztern mir berichtet worden ist, daß sie alles augenscheinlich demonstrirten? = = = O! ia! mehr als eines; aber vieleicht wissen sie es eben so wenig. Pralen ist keine Kunst, und dunkle Worte und kunstmässige Benennungen zu verschwenden, ist keine Wissenschaft. Wenige dachten selber, und doch glaubten sie zu denken, weil sie glaubten, daß andere dächten. Hatte nur ein grosser Mann gesagt, hier oder darin bestünde das Wesen der Seele, so schien es auch, so zu reden, alle Welt darin zu finden, und man war verdamt, oder, auf das gelindeste geurteilt, mitleidens wert, wenn man sich nicht einbildete, eben so deutlich zu denken. Doch diese süsse Bezauberung dauret nur so lange, bis die Natur einen andern Geist erzeugt hat, der die Künheit besizet, mit einer beständigen Herzhaftigkeit zu wiedersprechen. Anfangs verdienet er zwar Verfolgung, aber nicht lange nachher Anbetung. O! sklavische Geister! der Verstand ist zur Freiheit und Prüfung, und nicht zum Gehorchen gemacht. Ich weis wol, daß man die Seele eine Substanz heisset, die eine Vorstellungskraft besizet. Man hat kunstmässig Recht, aber man mus nur nicht so eitel seyn, diese Beschreibung als einen deutlichen Begrif von dem Wesen der Seele auszugeben. Ich glaube eine unvergebliche Sünde zu begehen, wenn ich Sie, Mamsel! bei der Gelegenheit durch gar zu schwere

und

und abgezogene Untersuchungen durchfüren wolte; ich wil viel lieber nur gerade heraus bekennen, daß es mir noch nicht möglich gewesen sei, ein vollen Begrif weder von der Substanz, noch, und am wenigsten, von einer Kraft zu bilden. Ich wil mir vorstellen, daß die Schuld an mir liege; die Warheit verliert bei dieser Bescheidenheit nichts, wenn alle so denken, als ich. = = = = Vermutlich also werden Sie gar nichts von der Seele halten, und ich habe vergeblich auf eine Erkentnis meiner selbst gehoffet? Schliessen Sie nur immer Ihre Moral, die unter dieser Bedingung nichts zu bedeuten haben wird. = = = = Sol ich es thun, Mamsel! Nein! hier noch nicht; denn ich habe Ihnen noch viel zu sagen, unter denen das erste ist, daß ich es nimmer mehr auf mir sizen lassen werde, als glaubte ich keine Seele. Wir haben unstreitig eine Seele, das füle und empfinde ich, aber ich habe Ihnen nur zu verstehen geben wollen, daß ich nicht im Stande sei, ohne Pralerei Ihnen die Seele zu zergliedern, und völlig bekand zu machen, und folglich mehr zu sagen, als uns die Natur zu erkennen erlaubt hat. So machen es aber die allermeisten. Noch Glük genug, daß wir ein inneres Gefühl besizen, und dis in der Verbindung mit den Schlüssen der Vernunft lehret uns so viel, als wir irgend gebrauchen, eine deutliche Erkentnis unserer Selbst zur Beförderung der Tugend und Glükseeligkeit zu erwerben. Richten Sie mich also nach dieser Absicht, so mus Ihre Hofnung zur Fortsezung meiner Moral auf einmal wieder lebendig werden. Ich

werde

werde Ihnen eine ganze Menge von Begebenheiten in unserer Seele und Herzen, die würklich geschehen, zu erzälen haben, aber nimmer völlig erklären können, wie sie geschehen.

Lassen Sie uns also einmal einen scharfen Blik auf unser Thun und Lassen, und auf das, was wir können, werfen. Lassen Sie uns von unserer eignen Seele Erfarungen anstellen, und wir werden manches zu entdeken im Stande seyn. Eben ist heute ein recht heiterer Tag, und es malen sich in mir ungemein verschiedene und schöne Gegenstände. Ich sehe in einem wol aufgepuzten Garten, wo schlanke Bäume in wol überlegten Reihen stehen, bisweilen ihre grüne Gipfel bewegen, und ein Geräusch durch die Luft verbreiten; in eben diesem Garten erheben sich wie länglichte Hügel Blumenbette, welche ein glat beschnittener Kranz von spizigem Buchsbaum umfasset. Verschiedene Arten von niedrigern Büschen und Bäumgen zieren wol geordnete Pläze aus, und künstlich gehauene Bildsäulen von Stein scheinen eben so viel Wächter dieser Schönheiten vorzustellen. Nicht weit davon brüstet sich ein kostbares Gebäude, welches die gröseste Kunst der Menschen aufgefüret hat. Es ist beinahe eine kleine Welt von Mannigfaltigkeit; so viel besondere Stüke und Zieraten lassen sich an ihm unterscheiden. Schöne Säulen Ordnungen, künstlich verbundenes Schnizwerk, Statuen, welche durch vielfach veränderte Stellungen reizen, und symmetrisch gesezte Bogen, und andere Zieraten bilden ein über-

überaus prächtiges Ganzes. Die Sonne erleuchtet alles, und ihr Glanz stralet von glatten Oberflächen mit starker Kraft. Kaum entwerfen sich alle diese so sehr verschiedenen Bilder lebhaft in mir, als ich einen Ton höre, den gewisse Arten von Vögeln hervorzubringen, nur allein im Stande sind. Mit ihnen wechseln andere ab, und ich denke an einige andere Arten von Einwonern der Luft. Izt höre ich Menschen sprechen, und vermutlich ist es bei einer Mühle, die nicht weit davon liegt. Sie scheinen sich zu zanken. Ich denke an die Unart der Menschen, die sie so oft entzweiet. Der Gärtner komt in den Garten, und pflükt von einem gesegneten Baume ein Körbgen vol Pflaumen. O! sie sehen gar zu niedlich aus; es ist mir eben so, als wenn ich ihren süssen Geruch empfände, und es entsteht in mir ein Bestreben, eine Lust, auch so reife Pflaumen zu geniessen. Ich richte meine Augen allein auf das Obstkörbgen, und ob ich gleich den ganzen Garten, und das nahgelegene Gebäude sehe, so reizen sie mich doch nicht merklich. Ich denke, daß diese Pflaumen für eine Gesellschaft vornemer Personen gepflükt sind, und den Augenblik wende ich meine Augen weg, und betrachte das schöne Gebäude wieder. Ich sehe das Verhältnis und die Zusammenstimmung aller Teile und Zieraten, nach ihren Nuzen, Regeln, und den Gründen der Baukunst ein. Ich bemerke, daß es schlecht ausgesehen haben würde, wenn ein oder der andere Bogen kleiner gewesen, oder an einem andern Orte gestanden wäre. Hier häuffen sich Betrachtungen, und ich

bilde

bilde mir algemeine Anmerkungen von der Schönheit. Doch auf einmal entferne ich alles; meine Bemerkungen ändern sich; ich erinnere mich, daß ich diese Ueberlegungen nur darum angestelt habe, um Ihnen die Natur der Seele zu erweisen. Ihr ganzes Bild, Mamsel! ist mir gegenwärtig; Sie scheinen mir zu zu lächeln, und voller Erwartung auf meinen nächsten Brief zu seyn = = = . Nun wozu dienen also diese Beschreibungen? = = = Ich habe es schon gesagt; Ihnen durch das innere Gefül und die Schlüsse der Vernunft einigen Begrif von der Seele zu verschaffen. Ueberaus unglüklich würde ich mich halten, wenn es mir einfallen könte, dem System des de la Mettrie beizupflichten. Solte man wol nicht seine Menschheit entehren, wenn man sich durchaus zu einer Maschine machen wolte, die nach ihren einmal festgesezten Regeln auf eine notwendige Art handelte? Noch bisher habe ich mir immer zu gros geschienen, als daß ich mein vornemstes Ich allein in eine künstliche Organisation des Gehirns sezen solte. Ich glaube, mich vor mir selbst schämen zu müssen, daß nur allein eine wol getroffene Zusammensezung sehr feiner Nervgen, die iedes Gift, ieder Dolch, iedes Ding, das meinem Körper schädlich ist, zerstören kan, mein gedenkendes Wesen seyn solte. Mettrie mus doch gar keine Ehre im Leibe gehabt haben, weil er sich seiner eignen innern Erfarung zum Troz, und dem Schöpfer zur Schande durchaus zu etwas erniedrigen wolte, was er doch nicht seyn konte. Ihm geschahe volkommen Recht, daß heis verschlukte Pasteten

sein.

sein Seyn und seine Seele tödteten. Folgen Sie mir vielmehr, Mamsel! wenn ich Sie izt durch einige leichte Verkettungen von Schlüssen durchleiten werde, welche sich insgesamt auf die vorhergehende Schilderung gründen. Nicht an dem? Sie bemerken eine ungemeine Menge von Vorstellungen in iener kleinen Erzälung, und wenn Sie nur bei einer geringen Aufmerksamkeit durch Hülfe der Phantasie die genanten Gegenstände in Bildern in sich entwerfen wollen, so weis ich gewis, daß wenig Wörter in der Erzälung seyn werden, deren iedes nicht eine Menge von Vorstellungen einschlösse. Gedenken Sie nur an den Garten, deren grösseste Mannigfaltigkeit man doch auf einmal, und durch einen einzigen Blik übersehen und bemerken kan, und Sie werden ganz gewis zuerst zugeben müssen, daß sehr viele Obiekte sich in den Sinnen abmalen oder besser, sich in dieselben abdrüken müssen. Es sind äussere Gegenstände, die auf den Körper würken, und in den Gliedmaassen desselben Veränderungen hervorbringen. Alle sichtbare Teile des Gartens und eines prächtigen Gebäudes werden nach dem vorher beschriebenen Baue des Leibes durch die von iedem Punkte zurükprallenden Lichtstralen in den Augen Nervgen Erschütterungen erregen, und eben dadurch Vorstellungen erweken; eben so müssen die ausgespanten Nerven in der Gehör Schneke bei dem Tone der Vögel, und dem zankenden Schalle der Menschen; die Nerven der Nase und Zunge durch die Würkung der Phantasie bey dem Anblike reifer Pflaumen, dergleichen sich schon ehemals zu riechen

und schmeken dargestelt, auf einmal zu zittern anfangen. Dis ist das, was nach der Erfarung gewis geschehen mus, wenn eine Vorstellung eines sinlichen Vorwurfs in uns entstehen sol, und alles komt darauf an, ob diese Bewegungen im Körper alles das ausmachen, was wir durch ein inneres Gefühl, und die Einsicht der Vernunft zu einer Vorstellung rechnen müssen. Ich weis selbst nicht, wie mir bei dieser Frage zu Mute ist; aber das weis ich, daß ich einen innern Wiederstand füle, sie zu beiahen, und daß sich meine ganze Natur empöret, mich für einen Menschen ohne Seele zu halten. Solte ich wol nicht daraus schliessen, daß meiner Seele selbst daran gelegen sei, sich zu überzeugen, daß sie dasei? Vieleicht habe ich einige Gründe entdekt, die bei einer deutlichen Entwikelung überzeugend genug sind. Ich wil mich nicht darauf beruffen, daß es unmöglich sei, aus einer Erschütterung der Nerven die ganze Vorstellung nach Farben, Grösse, und Entfernung zu erklären, ohne sie weiter als Zeichen, und Gelegenheits Ursachen anzusehen, sondern ich wil nur beiläuffig anmerken, daß es mir sehr unnüz scheine, daß alle Erschütterungen oben im Gehirne in einem einzigen Orte versamlet werden müsten, wenn diese bestimte Erschütterung gewisser Nerven alles ausmachte, was zu einer Vorstellung gehörte. Wenn kein unteilbares Wesen im Körper wäre, welches an einem einzigen unteilbaren Orte sich aufhielte, und von allen Erschütterungen aller unzälich vielfach verteilten Nervgen Nachricht haben müste, so komt es mir sehr warscheinlich vor, daß es vol-

kommen an der nächsten Bewegung der zu dieser Absicht bestimten Nerven genug gewesen seyn würde; so würde zum Beispiel nicht zum Sehen nötig gewesen seyn, daß die Erschütterungen auf dem Nezförmigen Häutgen im Auge ins Gehirn gebracht würden, sondern sie hätten sich volkommen auf dem Häutgen selbst endigen, und in den äussersten Spizen der Finger hätten auch völlig hinreichend die Vorstellungen des Gefühls bestehen können. Alsdenn hätte der Ausspruch iener Alten seine volle Richtigkeit im allereigentlichsten Verstande gehabt, daß die ganze Seele in allen Teilen des Leibes ganz gegenwärtig sei. Ich müste sehr unglüklich schliessen, wenn dieser Grund nicht seine volle Stärke hätte, und ich wage es zu sagen, daß man durchaus nicht auskomme, wenn man sich bei dieser Sache hinter den Wilkür des Schöpfers versteken wolle; denn ich leugne mit allen Kräften, daß der Schöpfer etwas ohne sichtbaren Endzwek thun könne, da es ohnedem leichter gewesen wäre, den Körper empfindlich zu machen, wenn nicht alle Eindrüke in einen gewissen Punkt hätte zusammen gebracht werden müssen. Sol ich weiter gehen, Mamsel! und sol ich Ihnen einige Ungereimtheiten entdeken, die schlechterdings unvermeidlich sind, wenn obige Frage beiahet würde? Ich wil versuchen, wie deutlich ich mich erklären könne, und solte ich wirklich zu dunkle Sachen vortragen, so überschlagen Sie diese kleine Abhandlung bis auf den nächsten Absaz; denn ich weis doch wol, daß Sie eine Seele glauben, und mehr verlange ich nichts. Die sinlichen

Vorstellungen gründen sich auf Erschütterungen der Nervgen, und es gehet in ihnen gerade eben dieselbe Bewegung oder Veränderung vor, wie in einer Säite auf Ihrem Clavecymbel, wenn sie einen Ton geben sol. Beide haben die allergrösseste Aenlichkeit mit einander, und es wird uns also erlaubt seyn, nach dieser einförmigen Aenlichkeit sichere Schlüsse zu machen. Woher solte es doch wol kommen, daß man sich nicht entschliessen kan, das Zittern einer Säite auf einem musikalischen Instrumente eine Vorstellung, oder Idee, oder Begrif zu nennen? Ein Unterscheid mus gewis daseyn, aber er ist schwer zur Deutlichkeit zu bringen. Vieleicht habe ich ihn gefunden. Wenn ich die Erschütterung einer Nerve in Vergleichung einer Vorstellung recht mit der schärfsten Aufmerksamkeit und Lebhaftigkeit beurteile, so finde ich, daß zu einer Vorstellung noch ein Bemerken gehöre, daß der vorgestelte Gegenstand nicht dasienige Subiekt sei, welches sich vorstellet. Wenn ich zum Beispiel einen Vogel sehe, so lehret mich ein inneres Gefühl, daß ich zugleich bemerke, daß ich dieser Vogel nicht sei, noch die Vorstellung vom Vogel; denn den Vogel selbst stelle ich mir als ausser mir vor, und seine Vorstellung als etwas ausser ihm, aber in mir. Dis bemerken ist auch eine Vorstellung. Eben so, wenn ich einen Ton von einem Waldhorne empfinde, so bemerke ich zugleich, daß der Ton ausser mir sei, und daß ich der Ton nicht sei, und ist meine Vorstellung klar, so denke ich zugleich an das Waldhorn selbst und die Art des Blasens. Beides das Se-

hen,

hen, und das Hören geschicht durch die Erschütterung eines Nervens, und solte diese also die ganze Idee seyn, so müste man in dieser Erschütterung der kleinsten Teilchen noch das Bemerken des Unterschiedes und des Ausserhalbseyns finden können. Mir wenigstens ist es bei dem schärfsten Nachdenken unmöglich gewesen. Solte ein Säitenzittern eine Vorstellung seyn, so müste ich einen Grund finden können, zu sagen, daß die Säite wüste, daß sie selbst nicht die Erschütterung ihrer kleinsten Teilchen, nicht der Ton der in ihr hervorgebracht würde, wäre. Allein hier wird Ungereimtheit genug seyn. Die ganze Säite, und ihre kleinsten Teilchen sind einerlei, und weil diese in der Erschütterung in einer bestimten Bewegung sind, so machen sie selbst die eigentliche Erschütterung aus, und der Ton, der in der Erschütterung bestehet, kan nicht ausser ihnen seyn, sondern sie selbst sind der Ton, und machen den Ton. Hier ist kein Unterscheid, und kein Bemerken des Nichtseyns möglich. Ist das Bemerken des Unterscheides auch eine Vorstellung, so müste es durch eine Erschütterung einer und eben derselben Säite oder Nerve selbst in der ersten Erschütterung geschehen. Hier wären zwo verschiedene Erschütterungen in einerlei Teilen zugleich, und da sie beide auf einerlei Art vorgingen, so ist abermals kein Unterscheid unter ihnen, und es ist ohnedem ungereimt genug, daß die eine Erschütterung eben derselben Teile in ihnen ausdrüken könne, daß die andere eben so beschaffene Erschütterung eben derselben Teile, die zugleich mit der

erstern geschicht, ausser eben diesen Teilen sei. Solte dieses erschütternde Bemerken in andern nächst anliegenden Nerven seyn, so wären es zwo verschiedene Zitterungen, die nichts mit einander gemein haben könten, es sei denn, daß sich der eine Nerve durch eine zwote Zitterung, die mit der erstern zugleich geschähe, vorstelte, daß der nächste Nerve in Erschütterung sei, und so würde man, wenn auch eine dritte Erschütterung zwischen beiden gesezt würde, unstreitig genötiget seyn, entweder ohne Ende in den Erschütterungen fortzugehen, und niemals auf eine lezte Ursach zu kommen, das ist, ohne alle Ursach sich zu beruhigen, oder ein besonderes Wesen anzunemen, das sich im eigentlichen Verstande und ohne Erschütterung vorstellet, so wie uns das innere Gefühl die Beschaffenheit der Vorstellung lehret. Das erste ist schlechterdings und ohne Ausname ungereimt, und so wird man wol das leztere zugeben müssen. Sezen Sie noch dazu, daß uns eben dieselbe innere Erfarung überzeuge, daß eine Vorstellung ganz etwas besonders sei, das wir zwar nicht deutlich erklären können, aber das doch von einer Bewegung nur gar zu sehr unterschieden werden müsse. Kein einziges Merkmal der Bewegung passet auf sie, und ich würde es klärer anzeigen, wenn ich Sie nicht schon um Verzeihung meiner Subtilitäten zu bitten hätte. Erzeigen Sie sich nur noch bei wenigen abgezogenen und vieleicht dunklen Anmerkungen etwas gefällig, und alsdenn wil ich mich wieder zu einer grössern Deutlichkeit hervorschwingen. Hier ist es nicht möglich. Ich mag es

über-

überlegen wie ich wil, so zwingt mich eine angeborne Notwendigkeit, noch ein Wesen auſſer der Erschütterung einer Säite oder des Nervens anzunemen, das dieselbe empfindet. Ein Ton ist der Form nach erst ein Ton, in so weit er von einem andern Wesen empfunden wird, und es ist uns gar zu natürlich, von einer Bildsäule zu leugnen, daß sie selbst wisse, daß sie diese Gestalt habe, und eine zitternde Säite selbst eine Empfindung von dem Tone merke, sondern daß sie nur blos ein Werkzeug sei, wie dieser Ton einem gar sehr unterschiedenen Wesen zum Empfinden gleichsam nahe genug gebracht, und seine Anwendung der Kraft zur Vorstellung des eigentlichen Tones erwekt werden könne. Man wird sehr übereilt schlieſſen, wenn man diese Notwendigkeit von der Erziehung herleitet. Man bekomt gewis durch die gewönliche Erziehung keine bestimte und ordentliche Begriffe von der Seele; man weis nichts mehr, als einen besondern Namen, und ich getraue mir zu behaupten, daß man bei zunehmender Fähigkeit des Verstandes volkommen gegen alle Meinungen von der Beschaffenheit der Seele gleichgültig sei, und daß nur dieienige die Oberhand behalte, welche uns zuerst am lebhaftesten vorgetragen worden, oder sonst warscheinlicher vorkomt. Allein diese Notwendigkeit, deren ich eben gedacht, findet sich doch bei allen, und man würde ausgelacht werden, wenn man gegen ihre Wirkung urteilte. Sie läst sich weit ungezwungener von einem dunklen Bewustseyn des eignen Unterschiedes der Seele selbst herleiten, welches scharfe Geister zu einer grössern

Klarheit bringen können. Und was wird man einzuwenden haben, wenn es volkommen gewis ist, daß auch selbst dieienigen durchdringenden Geister, welche sich über weit gewissere und tyrannischere Vorurteile der Erziehung erheben, dennoch diese Notwendigkeit bei einiger Aufmerksamkeit in sich spüren, gesezt auch, daß sie keinem Systeme besonders zugethan, oder gar Zweifeler wären? Mich wenigstens überzeuget diese Bemerkung, daß die Organisation des Gehirns zu allem, was eine Vorstellung in uns ausmachet, nur gar unzureichend sei. Ich folge meinem innern Gefühle noch weiter, und ich werde immer mehr überfüret. Ich bin viel zu wenig für eine besondere Sekte eingenommen, als daß ich mich vor mir selber verbergen solte, und eine fortgesezte genaue Aufmerksamkeit auf meine innern Veränderungen hat mir das Bewustseyn zuwege gebracht, daß ich als ein unteilbares Subiekt, ich als ein einziges Wesen, der ich gedenke, und indem sich durchaus keine Vielheit der würkenden Subiekte unterscheiden läst, die einzige Ursach aller verschiedenen Vorstellungen sei. Ich weis gewis, daß ich eben dasselbe untielbare Ich bin, das sich alle Blätterchens der Bäume in ienem Garten in ihrer Bewegung und Ruhe vorstelt, das den Ton der Vögel von verschiedener Art, und das den Geruch und Geschmak der Pflaumen empfindet. Sehe ich auf meinen Leib, so müssen diese Vorstellungen in räumlich unterschiedenen Nerven, die ausser und neben einander da sind, verschieden gespant sind, und verschiedene Längen und Diken haben, in

Erschüt-

Erschütterungen vorgehen. Gezwungen mus ich bekennen, daß ich eine offenbare Unmöglichkeit erblike, wie ienes innere unleugbare Gefühl mit der Vielheit der so sehr verschiedenen Zitterungen und Nerven gereimet werden könne, ohne ein anderes Wesen zu glauben, das die eigentliche Ursach der Vorstellungen, und zwar mit dem Gehirne auf einige Art verbunden, aber doch wesentlich von ihm unterschieden sei. Wären die Nerven selbst die empfindenden Wesen, so müste auch ein eben so vielfaches Bewustseyn des Unterschiedes nach Art und Grösse Stat finden, als vielfach die Anzal der zitternden Fäserchen wäre. Nein! meine innere Erfarung wiederspricht zu klar. Erinnern Sie sich endlich noch einmal an iene Schilderung, und finden Sie nicht, daß Vorstellungen von Verhältnissen, vom Zusammenhange, von Aenlichkeiten, von abgezogenen Dingen, folglich von Sachen, die gar auf keine einzige Art auf unsere Sinne würken können, gegenwärtig gewesen seyn müssen? Solte man sich wagen dürfen, auch diese Ideen aus Erschütterungen der Nerven erklären zu wollen, so prophezeihe ich mit der grössesten Zuversicht ein Systemgen von Ungereimtheiten. Eine Erschütterung ist ohnedem ohne ein Wesen, das sie empfindet, und ausser der Erschütterung da ist, keine Vorstellung, und sie kan doch auf keine einzige andere Weise entstehen, als wenn ihr Gegenstand den bestimten Nerven entweder mittelbar oder unmittelbar berüret hat. Allein man sage nur, wie ein Gegenstand, der gar nichts körperliches hat, der in der That nur ein Begrif ist,

einen Nerven zittern machen könne. Und wie wird die Aenlichkeit und der Zusammenhang algemeiner Begriffe durch eine Bewegung ausgedrükt werden, und sich regelmässig nach wilkürlichen Gesezen ordnen können? Ich wünsche, Mamsel! daß Sie bei dieser Gelegenheit einmal an mich gedenken mögten, wie ich in der vollen Meditation über diese Materien begriffen sei, und es mus Ihnen sehr natürlich seyn, zu glauben, daß mir die Ordnung und Reihe der Schlüsse, die ich Ihnen izt vorzulegen die Ehre habe, nicht gerade auf diese Art eingefallen seyn werde, als ich sie würklich verbunden, sondern daß allererst eine Wahl, ein Ausleſen unter vielen andern Vorstellungen, und ein wilkürliches Verknüpfen diese bestimte Reihe und Ordnung hervorgebracht habe. Hiebey fühlt sich meine Seele unleugbar selbst, und sie eignet sich alles das zu, was nur irgend an mir wilkürliches ist. Hat wol irgend eine Würkung einer Maschiene wilkürlich seyn können, oder mus sie nicht vielmehr nach einmal bestimten Gesezen in allen Fällen auf einerlei Art erfolgen? Müste nicht die Ordnung der Schlüsse, die ich Ihnen eben vorgetragen, auf eine notwendige Weise mir gleich auf einmal eingefallen, und sobald ich sie wieder gebrauchte, gerade auf eben dieselbe Art und mit eben denselben Worten in mir gegenwärtig seyn? Der Körper ist geschikt wilkürliche Handlungen vorzunemen, aber doch niemals eher, als wenn erst ein Begeren, oder ein Vorstellen des Guten vorher gegangen ist, und dieses ist ganz gewis wilkürlich. Ich mögte wol wissen, wie man,

ohne

ohne sich lächerlich zu machen, den Fal erklären wolte, wenn ich mir einmal vorsezte, wie la Mettrie, eine Menge von falschen Schlüssen zu machen, um die ungereimtesten Dinge zu erweisen. Dieser Vorsaz ist gewis wilkürlich, und nun lassen Sie mein Ich einmal kleine Nervgens seyn, die ihre festen Geseze haben, und woraus läst sich das Wilkürliche erklären? Ich wil einmal zugeben, daß der Zusammenhang der Schlüsse auf vorherbestimte Regeln der Aenlichkeit der Erschütterungen dreier Nerven sich gründe, und ich wil doch eben izt einen höchst ungereimten Schlus machen; ich wil mich bemühen, mit Bewustseyn ungewisse Säze zu verknüpfen, und ich mus doch ganz gewis behaupten, daß die Regeln, um einen ordentlichen Schlus zu bilden, und zur Warheit von der Natur gegeben sind. Wie gehet es zu, daß ich, der ich als ein Systemgen von Nerven, ohne irgend eine einzige Ursache von aussen gegen meine Regeln zu zittern anfangen kan? Ist mein Entschlus auch eine Erschütterung? und ich, der ich in dreien Säzen, ich weis nicht wie vielmal zittere, (denn ich mögte vieleicht zu viel oder zu wenig raten) bin ich der Schlus selbst, und zwar izt der falsche Schlus, den ich machen wolte, oder bin ich es nicht? Ich merke wol, Ramsel! daß mir selbst das alles lächerlich vorkomt, und ich bin am allerneugierigsten zu wissen, wie eine lächerliche Erschütterung aussähe, und wie meine Seele als ein Gewebe von Nervgen sich anstelte, wenn sie lächerliche Vorstellungen hätte, und sich dieser Lächerlichkeiten bewust wäre. Doch ich wil nur

aufhören, weiter zu grübeln, sonst würde ich noch eine ansehnliche Menge von Ungereimtheiten entwikeln können. Ich befürchte ohnedem schon, daß Sie auf meine wunderbaren Erschütterungen böse werden mögten.

Nun zittere ich nicht mehr, Mamsel! Denn nun wil ich Schlüsse und Folgerungen aus meinen vorherigen Anmerkungen ziehen. Ich werde alles kurz machen. Es mus notwendig, vermöge der obigen Säze, ein besondres Wesen in uns seyn. Das ausser den Erschütterungen da ist, und das in sich selbst dasienige, was eigentlich eine Vorstellung ist, hervorbringt, nach der Aenlichkeit und bei Gelegenheit der Bewegungen der Nerven. Dis besondere Wesen wird eben darum, weil es eine abgesonderte Existenz ausser und neben dem innern Bau des Körpers hat, und das Subiekt von den Vorstellungen ist, welche bei ihm, selbst nach unserm innern Gefühle, nur Veränderungen sind und Beschaffenheiten, die für sich keine eigentümliche Existenz haben, eine Substanz seyn müssen. Eben diese Substanz, weil sie Veränderungen in sich selbst erzeugt, wird eine Kraft besizen müssen: denn ohne Kraft, die durch ihre eigne Anwendung handelt, läst sich das Daseyn der Veränderungen auf keine Weise begreiffen. Sehen Sie also, Mamsel! daß es sich in der That erweisen lasse, daß wir eine Seele besizen müssen, nemlich eine Substanz, die von unserm Körper örtlich unterschieden ist, und die eine Vorstellungs

Kraft

Kraft hat. Aber viel mehreres werde ich auch von dem Wesen der Seele nicht herausbringen können. Denn ich sage Ihnen noch einmal aufrichtig, was sie eigentlich sei, und worin die Seele als Subiekt und als Kraft bestehe, das weis ich nicht, und wenn ich auch sterben solte. Daß endlich wol unsre Seele ein einfaches Wesen seyn müsse, läst sich aus der innern Erfarung darthun. Freilich ist der Begrif des Einfachen überhaupt noch etwas zweifelhaft und unbestimt, aber ich zweifele doch nicht, daß unsere Seele diesen Namen verdiene, wenn sich in ihr nicht mehrere Dinge, die ihre eigne Existenz ausser und neben einander haben, und nur durch einen gewissen Zusammenhang ein grösseres Eins ausmachen, unterscheiden lassen, sondern daß sie nur ein einziges Subiekt, ein unteilbares Subiekt von allen ihren verschiednen Veränderungen, die auf einmal dasind, sei. Erinnern Sie sich einmal an iene Schilderung, und Sie werden eine grosse Menge von Vorstellungen zugleich in Sich bemerken. Aber ich wette darauf, daß Sie eben so gut, als ich, durch die innere Erfarung wissen werden, daß Sie das einzige unteilbare Subiekt von allen diesen Veränderungen sind. Sie unterscheiden ganz gewis die verschiednen Vorstellungen von Sich selbst und von einander; aber Sie mögen auch machen, was Sie wollen, so können Sie doch keine von diesen Vorstellungen örtlich in Sich selbst von einander unterscheiden. Sie können nicht sagen, diese Vorstellung liegt in

mir selbst in der Mitte, eine andere dieser zur Rechten, die dritte zur linken, und einige Oben, andere Unten. Das geht unmöglich an, sondern alle diese so sehr vielen und mannigfaltigen Vorstellungen sind alle in einem einzigen Pünktgen, darin nichts zur Rechten oder linken, oder Oben oder Unten ist, auf einmal zusammen da. Diese Unmöglichkeit der räumlichen Unterscheidung hängt nach dem sichersten Schlusse davon ab, weil in dem Wesen, in dem sich diese Vorstellungen befinden, keine örtlich unterschiedene Teile befinden, das ist, weil unsere Seele einfach ist. O! thun Sie mir die Gefälligkeit, Mamsel! und lesen Sie bei diesen Materien, die ich eben vorgetragen habe, die zehen Abhandlungen des unvergleichlichen Reimarus. Ich stehe ganz dafür ein, daß sie Ihnen gefallen werden.

Wie froh bin ich, daß ich Ihnen erwiesen habe, daß wir eine Seele besizen; und es ahndet mir fast zugleich, daß auch Sie froh seyn werden, daß Sie glüklich bis hieher in meinem Briefe gekommen sind. Ich bitte um Verzeihung meiner Subtilitäten, und einmal vergönnen Sie mir es doch wol, daß ich meine Philosophie ein Bisgen habe sehen lassen. Man kann sich von einer eingewurzelten Gewonheit nicht in allen Fällen so leicht losmachen. Ich wil mich ganz gewis bessern, und es lag mir gar so viel daran, daß ich recht gewis wissen wolte, daß ich eine Seele hätte. Wenn ich doch auch erst mit den Beweisen von ihrer Beschaffen-

schaffenheit fertig wäre! Auf diese Säze, die ich Ihnen von dieser Art noch vorzulegen habe, werde ich alles folgende bauen müssen. Aber ich wil mich vorher ein wenig ausruhen, und ich schliesse meinen Brief mit der ungezweifelten Versicherung, daß ich mit ganzer Seele sei

Deroselben

ergebenster Freund.

Fünf und funfzigster Brief.

Mein Herr!

Auf den Mettrie bin ich recht böse, daß er Ihnen so viel zu thun gemacht, und daß Sie sich durch so schwere Beweise haben durchwinden müssen. Indessen sage ich Ihnen vielen Dank dafür. Die Erschütterungen haben mir gefallen. Es ist wahr, der Leib des Menschen ist ein göttliches Meisterstük, aber die Seele mus doch noch künstlicher seyn. Ich habe mich bemühet, Ihren Beweisen nachzufolgen, und es ist gewis kein unartiges Vergnügen dabei, bisweilen eine schwere Verkettung durchzuschauen. O! die wunderlichen Leute, die keine Seele glauben wollen, und ich dächte ganz gewis, sie stünden bei dem Glauben einer Seele besser, als ohne demselben. So ei-

nem

nem reichen Schlemmer, und der sich um die Fähigkeiten seiner Seele gar nicht bekümmert, mögte ich wol gönnen, daß er keine Seele hätte, und daß sein ganzer Vorzug vor seinem Bratenwender nur in einer künstlichen Organisation seiner Teile bestünde. Ich mögte mir meine Seele nicht gerne absprechen lassen, und Sie haben mich gegen das Ende ihres vorigen Briefes auf einen neuen Grund für das Daseyn meiner Seele geleitet. Sie beruffen sich auf die innere Erfarung, daß man in den Vorstellungen nichts örtliches unterscheiden könne. Sie haben Recht; ich habe alles versucht; und ich wil einmal die Probe machen, ob ich aus dieser Bemerkung nicht einen ordentlichen Beweis herleiten könte. Es ist mir bald so zu Mute, als wenn ich auch einmal lernen würde zu demonstriren. Doch nein! das Wort mag ich nicht gerne leiden. Ich fange an zu philosophiren. Kaum hatte ich wenige Zeit auf mich selbst Achtung gegeben, als ich zweierlei besondere Veränderungen bei mir bemerkte. Einige, die meinen Körper ganz genau angiengen, und die ich allesamt mit dem Namen der Bewegungen belegen konnte; und andere, die man mich Vorstellungen und Begerungen zu heissen gelehret hatte. Ich verglich beide lebhaft mit einander, und mit ihrem System der Erschütterungen, und es gieng volkommen an, daß ich bei allen Handlungen, die ich meinem Körper zuzuschreiben Ursach hatte, mir recht lebhaft eine Veränderung des Ortes, und eine Erschütterung zur Linken und Rechten vorstellen konte. Ich machte

daraus

daraus den Schlus, daß alle Handlungen und Veränderungen, bei denen ich diese örtliche Unterscheidung bemerken könte, Bewegungen seyn müsten, daß aber alle Handlungen und Veränderungen in mir, wobei ich nichts örtlich von einander unterscheiden könte, auch von der Bewegung sehr unterschieden seyn müsten. Nun gehörten alle Handlungen des Körpers unter die erste Gattung, und alle Vorstellungen unter die andere Gattung, und ich schien nach meiner Meinung volkommen richtig zu schliessen, daß beide Arten von Handlungen und Veränderungen nicht in eben demselben Dinge, oder wie Sie Weltweisen reden, in eben demselben Subiekte, vorgehen könten, sondern, daß beide sehr von einander unterschieden seyn müsten, und daß ich also zween unterschiedne Ichs hätte, eines, das der Bewegungen fähig wäre, und eines, das der Vorstellungen fähig wäre, und dis letzte entschlos ich mich, meine Seele zu nennen. Sehen Sie einmal, was ich weit denken kan. Ja, ia! Erschütterungen sind auch Bewegungen, und von denselben muste ich notwendig die Vorstellungen noch unterscheiden. Kurz! Mein Herr! Sie haben volkommen Recht. Ich habe eine Seele, und ich wil auch eine haben; Mettrie mag machen, was er wil. Ich selbst habe es demonstrirt. Ei, aber das verzweifelte Wort! Was man sich nicht angewönen kan, obgleich nichts dahinter ist. Allein, Mein Herr Moralist, wie wenn Sie ein Leibnizianer wären? Verzeihen Sie mir den Einfal! und ich glaubte, daß Sie sich mit

allen

allen ihren Beweisen schlecht vorgesehen hätten. Wie so? werden Sie sagen. Hören Sie nur Amalgen! die sol für mich reden; denn die ist warlich ein Bisgen gelehrt, und die hat manche Schriften gelesen. Als sie Ihre Bemühung sahe, eine Seele zu beweisen, so sagte sie lächelnd, wenn ich dem System des Leibniz folge, so wird man mit diesen Beweisen nicht weit kommen. Denn man behauptet, daß, wenn ich auch keine Seele hätte, mein Körper doch eben so handeln würde, als da er eine Seele besizt. Er wird vernünftig denken, urteilen, und Schlüsse machen, und sich eben so bewegen, und reden, als izt. Folglich mus das Gedenken, Urteilen und Schliessen ia absolut durch den Mechanismus des Körpers möglich seyn, und wozu gebrauche ich also eine Seele? Ich weis warhaftig nicht gleich, was ich antworten sol. Amalgen ist in der That recht spizfindig. Heben Sie doch einmal diesen Einwurf, wenn Sie auch kein Leibnizianer sind. Aber nur ganz kurz; denn ich bin begierig, was Sie mir neues von der Beschaffenheit meiner Seele sagen werden. Sol ich bald Antwort haben? Kent sich gleich meine Seele volkommen nicht, so kent sie doch die Pflichten, daß sie seyn müsse

Dero

verbundenste Freundin.

Sechs

Sechs und funfzigster Brief.

Mamsel!

Das dachte ich wol, daß Sie noch endlich demonstriren lernen würden, und wenn Sie nur das allerliebste Kunstwort wüsten, womit diese Art des Beweises benent würde. Sie freueten sich ganz gewis noch mehr. Aber o! Glük für die Welt, daß man richtig schliessen kan, ohne Kunstwörter zu wissen. Ja, ia! Mamsel! Sie haben keine Zeit zu verlieren, Sich zur Doktorin machen zu lassen; denn was wird mehr dazu erfordert, als demonstriren zu können? Allein im Ernst! Ihr Beweis ist artig, und noch dazu richtig. Wenn man alle Ihre Säze genau entwikelt, so fehlt ihnen in der That nichts an ihrer Gewisheit. Sehen Sie, was meine Erschütterungen schon für einen Nuzen gehabt haben! Bald hätte ich Lust, noch einige zu machen, um neue Beweise zu veranlassen. Doch Amalgen, die scharfsinnige Amalgen! Wie wenn ich ein Leibnizianer wäre, und also die vorherbestimte Harmonie annähme, und ich hätte doch ganz gewis das Herz, Amalgen als ein Leibnizianer zu antworten. Zugegeben, daß der Körper alle äussere Handlungen, die zum vernünftigen Denken Gelegenheits Ursachen und die Zeichen vernünftiger Urteile und Schlüsse sind, vornehmen

könne, so folgt doch lange daraus nicht, daß auch der Körper würklich vernünftig denken, urteilen und schliessen könne. Es fehlt ihnen allen dennoch noch das wesentliche der Vorstellungen, und der Körper ist eine eben solche Maschine, als Albertus Magnus verfertigt haben sol, die auch reden konte; aber von der man doch schlechterdings verneinte, daß sie mit ihren Worten Begriffe verknüpfte. Ein Leibnizianer leugnet keines weges die Erfarung, daß wir ein inneres Bewustseyn der Vorstellungen haben, und er schliest daher, daß zwo Substanzen im Menschen seyn müssen; eine, die Ideen im eigentlichen Verstande empfindet, und die andere, die nur ienen eigentlichen Verstellungen gemäs übereinstimmige äussere Handlungen vornimt. Wir haben von der erstern Substanz geredet, und alle Leibnizianer heissen sie eine Seele. Meine Beweisgründe werden also doch noch stehen bleiben können, und Amalgen hat nur ein Bisgen zu hizig geschlossen, daß wir keine Seele gebrauchten, wenn der Körper für sich geschikt ist, alle äussere Handlungen zu thun, die Zeichen oder harmonische Würkungen der Aktionen unserer Seele sind.

Nicht andem Mamsel! wir haben uns vereinigt, daß wir eine Seele glauben wollen, und nun wird es also meine Schuldigkeit seyn, Ihnen diese Seele etwas näher bekant zu machen. Nichts wünschte ich mehr, als daß ich so deutliche Begriffe geben könte, als ich gerne wolte, und es solte uns nicht viel Streit über das Wesen der Seele übrig bleiben.

bleiben. Vorher habe ich die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß unsere Seele eine Substanz oder ein für sich ausser und neben andern Dingen existirendes Wesen sei, das eine Vorstellungskraft besize. Ich ziehe meinen Begrif nicht zurük, aber dem ungeachtet behaupte ich doch, daß derselbe noch etwas zu algemein sei, und daß man diese Kraft näher bestimmen müsse. Lassen Sie uns der Erfarung folgen, und wir werden die Beschaffenheit der Kraft nach und nach näher entwikeln. Erinnern Sie sich an iene Schilderung, und Sie werden eine Menge von verschiedenen Vorstellungen entdeken; einige sind dunkel, andere klar, und noch andere verworren, einige aber deutlich, und manche so beschaffen, daß sie in andere aufgelöset werden können, und diese leztern sind algemeine Ideen, Begriffe, die von vielen Dingen zu gleich gelten. Folglich mus die Kraft unserer Seele hinreichend seyn, alle diese verschiedenen Begriffe aus sich selbst in der Seele hervorzubringen. Eben deswegen werden auch verschiedene Grade der Anwendung dieser Kraft in derselben angenommen werden müssen. Und lassen Sie uns unsere eigene Erfarung um Rat fragen, und wir werden sicher bemerken, daß die ersten Vorstellungen, die wir von den Gegenständen erhalten, meistens nur dunkle, oder verworrene sind, und das ist der unterste Grad der Kraft. Strengen wir aber unsere Kraft etwas mehr an, so können wir diese Ideen teils klar, teils nach und nach deutlich machen, und dis sind schon folgende Grade. Bei den allermeisten Gegenständen

wird sich diese Bemühung zur Deutlichkeit auf algemeine Begriffe gründen, oder unsere Begriffe werden nicht eher deutlich, ehe wir sie nicht in algemeine verwandeln. Auch in dieser Deutlichkeit gibt es Grade, und ich beruffe mich auf alle meine Briefe, und Sie werden Beispiele genug von folgenden beiden Anmerkungen antreffen. Die erste: die verschiedenen Grade der Deutlichkeit unserer Ideen stüzen sich auf die fortgesezte Entwiklung und Auflösung derselben, wie Sie offenbar sehen werden, wenn Sie sich an mein vorheriges System von den Erschütterungen zu erinnern belieben wollen. Die andre Anmerkung: in dieser Auflösung der Begriffe können wir nicht ins unendliche fortgehen, sondern wir bemerken sehr häuffig, daß wir bei gewissen Ideen stehen bleiben müssen, die uns endlich so einfach scheinen, daß wir sie weiter nicht auflösen können. Folglich da von dieser Auflösung die besondern Grade der Deutlichkeit abhangen, so ist es eine richtige Folge, daß wir in unsern Ideen nur zu einem gewissen Grade der Deutlichkeit kommen können. Endlich merke ich noch an, daß teils die Beschaffenheit unserer Ideen, teils die Anzal und die Grundlagen unserer algemeinen Ideen von der Lage unsers Körpers in der Welt abhangen, ich wil sagen, daß wir nicht alle Teile der Welt, und nicht alle gleiche algemeine Begriffe von der Welt erhalten können, daran ist die Lage unsers Körpers schuld. Solte ich nicht daraus den Schlus ziehen, daß unsere Seele eine Substanz sei, die eine Vorstellungskraft besize, welche sich

durch

durch verschiedene Grade ihrer Anwendung der Lage ihres Körpers gemäs, zu einem bestimten Grade der Deutlichkeit erheben könte? Schon ist unsere Kraft etwas näher bestimt; aber es fehlt ihr doch noch ein wesentliches Stük, und das ist, daß sie sich wilkürlich anwenden kan. Denn aus der Erfarung ist es klar, daß wir uns von uns selbst und aus uns selbst, das ist, durch ungezwungene Bemühungen, nur durch selbst entdekte und veranlassete Bewegungsgründe zu handeln, oder nicht zu handeln, oder anders zu handeln, zu bestimmen im Stande sind. Hierin besteht der Wilkür. Denn ist es Ihnen nicht selbst überlassen, ob Sie meine Briefe lesen, oder nicht lesen wollen, das heist, ob Sie es Ihren Vermögen erlauben wollen, sich anzuwenden, oder nicht, ob Sie mit Aufmerksamkeit, oder ohne Aufmerksamkeit lesen wollen, ob Sie lange oder nur kurz lesen wollen; ob Sie darüber urteilen und alles überlegen wollen, oder nicht. Eine Handlung nun bei der es möglich ist, daß ein solcher Wilkür stat finde, heist eine wilkürliche, und ist sie zugleich eine moralische, oder daß ihr Unternehmen oder Unterlassen nach den Regeln des Gesezes durch den Wilkür bestimt werden kan, so heist sie eine freie. Ich zweifele also gar nicht, daß nicht unsere Kraft einen Wilkür besizen solte. Und so werde ich meine Seele eine Substanz nennen, die eine Vorstellungskraft hat, welche nach der Lage ihres Körpers zu einem bestimten Grad der Deutlichkeit kommen, und sich wilkürlich anwenden kan. Glauben Sie nicht Mamsel! daß ich mich umsonst nach

dieser nähern Bestimmung der Kraft bemühet habe. Nein! sie wird uns in den folgenden ungemeine Dienste thun müssen, und wir würden einen merklich grossen Grad der Gründlichkeit, und Deutlichkeit verlieren, wenn wir diesen zergliederten Begrif nicht hätten.

Ich wolte, daß ich hier abermals die Erlaubnis erhalten könte, mich eine kleine Weite in das Feld der Subtilitäten und Abstraktionen hineinzuwagen, und ich würde den Begrif der Kraft, und ihrer Vermögen etwas näher entwikeln. Doch es ist viel zu gefärlich, aber dieses mus ich doch sagen, daß die Kraft ein Bestreben sei, gewisse zufällige Dinge zur Würklichkeit zu bringen, und daß das Bestreben eine Tendenz oder Abzielung zur Vielheit einerlei Aktionen sei. Folglich mus eine Kraft erstlich die würkende Ursach einer Veränderung seyn, und bei dieser mus sich zugleich die Tendenz zu mehrern Handlungen einerlei Gattung finden. Eine iede Kraft beinahe kan sich gegen verschiedene Arten von Aktionen, die einen Begrif der Gattung mit einander gemein haben, äussern, und davon hangen die Vermögen einer Kraft ab. Lassen Sie uns dis auf die menschliche Seele deuten, und wir werden verschiedene Vermögen heraus zu bringen im Stande seyn. Man ist es bisher gewont gewesen, unserer Seele nur zwei Hauptvermögen zuzuschreiben, und es ist wahr, daß sich diese beiden Vermögen würklich bei ihr befinden; aber ausser denselben glaube ich noch das Dritte hinzusezen zu dürfen,

dürfen, völligen Grund zu haben. Denn nach der Erfarung und der vorher gegebnen Schilderung lassen sich dreierlei wesentlich verschiedne Aktionen unserer Seele bemerken, Ideen, Begerungen, und Bestimmungen der Vermögen, bald so, bald anders zu gedenken, zu wollen und nicht zu wollen, so, oder anders zu handeln. Daraus haben wir geschlossen, daß unsere Seele einen Wilkür, oder Spontaneität besizen müsse. Diese Spontaneität ist weder eine Vorstellung, noch eine Begerung, sondern sie bezieht sich auf beide. Wilkürlich können wir unsern Verstand nach seinen Gesezen, und wilkürlich unsern Willen nach seinen Regeln gegen gewisse Gegenstände lenken, oder von denselben abziehen. Folglich mus diese Spontaneität etwas positives bei unserer Kraft seyn, das ihr wesentlich, und von dem Verstande und Willen unterschieden ist. Und solte ich wol Unrecht thun, wenn ich diese Spontaneität ein wesentliches drittes Vermögen unserer Seele hiesse? Ich bin volkommen überzeugt, Mamsel! daß man bei der Erklärung der Handlungen unserer Seele sehr schwer in den meisten Fällen zurechte kommen werde, wenn man dis dritte wesentliche Vermögen nicht zum voraus sezt. Und ist es nicht andem, unsere Seele leidet gewis nichts darunter, vielmehr wird es möglich seyn, die Harmonie aller ihrer Aktionen nach der Erfarung verständlicher zu erklären. Ich wenigstens habe mich entschlossen, diesen Saz sicher und ruhig zu glauben, weil ich seine Warheit, und seine grosse Brauchbarkeit einsehe. = = = = Aber, mein Gott,! warum

machen Sie so viel Wesens, da Sie diesen Saz vortragen? Ist er denn etwa gefärlich? = = = = Um Gottes willen nicht. Sie wissen nur nicht, Mamsel! wie die Weltweisen bisweilen zu seyn pflegen, und wie sehr sie, ich wolte es nicht gerne sagen, einander auflauren, wenn einer anders lehret, als der andere. Ich bin viel zu Friedliebend, als daß ich gerne Streit hätte, und doch kan ich mich nicht entschliessen, alles zu glauben, was mir vorgeschrieben wird. Ich habe grosse Männer auf meiner Seite, aber auch sie müssen sich wiederlegen lassen. Genug, Mamsel! wenn Sie und andere schöne Frauenzimmer es nur mit mir halten, und warum solten Sie es nicht thun? Denn hält nicht Ihr Geschlecht viel von der Freiheit, und von dem Vermögen, sich selbst zu bestimmen, was sie thun wollen? In allem Ernst! ich lasse mir meine wesentliche Spontaneität nicht rauben.

Wir haben also drei wesentliche Vermögen unserer Seele, den Verstand, den Willen, und die wesentliche Spontaneität. Ein iedes wil ich besonders erklären. Der Verstandt ist ein Vermögen, sich Vorstellungen zu machen, die einen bestimten Grad der Deutlichkeit, erreichen können. Alles also, was unmittelbar Vorstellungen einschliest, gehört in den Würkungskreis des Verstandes, und da nach der Erfarung verschiedene Arten sind, wie sich der Verstand anwenden kan, so wird auch derselbe verschiedene Untervermögen besizen. Ein Vermögen ist die Kraft selbst, in so fern sie sich gegen

eine besondere Art oder Gattung von ihr möglichen Aktionen anwendet, und der Verstand wird also unsere wesentliche Vorstellungskraft seyn, in so fern sich dieselbe nur allein gegen Aktionen lenket, die nichts mehr als Vorstellungen oder Begriffe einschliessen. Ich werde mich freuen, wenn ich Ihnen nachher begreiflich machen kan, daß Urteile und Schlüsse nichts mehr als Vorstellungen in sich begreiffen, und wir werden sie als Würkungen des Verstandes angeben. Sezen Sie also, Sie befinden Sich in ihrem schönen Garten, und Sie sehen eine Menge von wol gefärbten, und allerliebst schattirten Blumen, und Ihr Verstand äussert sich, in dem er die Bilder von diesen Gegenständen in sich selbst entwirft. Ich sehe aber Amalgen neben Ihnen im Garten spazieren, und Sie eilen, Ihr eine recht unvergleichlich schöne Aurikel zu zeigen. Sie fragen: Mein Schaz ist diese Blume nicht ungemein schön gezeichnet? Amalgen antwortet mit ihrer gewönlichen Artigkeit: unvergleichlich schön. Wissen Sie wol, Mamsel! daß Ihr beiderseitiger Verstand ein Urteil gemacht habe; aber er hat doch nichts mehr gethan, als daß er Vorstellungen durch Vorstellungen vereiniget hat. Eben betrachten Sie die Schönheit der Blume, und nachdem Sie bemerkt haben, daß alles nach den besten vorher bestimten Regeln gebildet sei, so schliessen sie ganz richtig, daß die Natur als eine Maschiene dergleichen nimmer hervorzubringen im Stande sei, sondern daß ein überaus verständiges Wesen das Projekt zu allen diesen Dingen gemacht haben müsse.

Sie haben Schlüsse formiret, und Sie haben Ihren Verstand angewendet, indem Sie mehrere Urteile durch Urteile verbunden haben. Aber weiter! Sehen Sie einmal nach dem allerliebsten Bäumgen zur linken Hand, das so reizende Aepfel trägt, und Sie müsten warlich sehr viel mehr Standhaftigkeit besizen als Eva, wenn Sie nicht begeren solten, ein Aepfelgen abzubrechen. In der That, er mus recht süsse und lieblich schmeken. Fassen Sie nur zu! Haben Sie nicht Appetit darnach? Aber indem Sie es thun, so bemerken Sie auch, was in Ihnen selbst vorgehet. Sie wollen, Sie begeren, und Ihre Kraft bestrebt sich nach vorhergegangenem Urteil, öftere, stärkere, und längere und vielfachere Vorstellungen von dem Apfel zu haben. Darum bemerken Sie, daß Sie ihn länger ansehen, daß Sie ihre schöne Hand ausstreken, daß Sie kosten, und daß Sie würklich essen. So machen wir es alle, wenn wir begeren, und wir empfinden besondere Veränderungen in uns, wenn wir dieienigen Handlungen, die uns zu den öftern, stärkern, längern, und vielfachern, Vorstellungen hinfüren, zurük halten. Ich schliesse, daß ein Wollen eine Bestrebung sei, nach vorhergegangenem auf gewisse Art beschaffenen Urteil, öftere, längere, stärkere, und vielfachere besonders angeneme, Vorstellungen von einerlei Gegenstand zu haben. Unser Wille ist ein Vermögen zu begeren, oder zu verabscheuen, und die Verabscheuung ist eine Bestrebung, iene Vorstellungen, weil sie unangenem sind, zu entfernen. Solten Sie wol nicht begreiffen, daß

der

der Wille von dem Verstande unterschieden sei? denn sein Bestreben ist von dem Bestreben des Verstandes gewis unterschieden. Dis Bestreben können wir nicht erklären, oder so viel ist gewis, es wird durch Vorstellungen veranlast, und gehet auf Vorstellungen, ohnerachtet es selbst keine Vorstellung ist. Uber beide Vermögen kan die wesentliche Spontaneität gebieten. Denn Sie wissen, Mamsel! daß Sie Ihre Hand zurük halten können, nicht nach dem Apfel zu greiffen; Sie wissen, daß Sie die Vorstellungen davon schwächen oder gar entfernen können, und nachdem Sie dieses thun, nachdem lenken Sie auch die Begerungen. Es mus notwendig, ein besonders Vermögen seyn, das sich bei unserer Kraft befindet, und welches wir die Spontaneität nennen. Aber lassen Sie uns auch etwas weiter philosophiren. Diese Spontaneität ist eine wesentliche Beschaffenheit der Vorstellungskraft, und was wäre natürlicher, als daß sie sich auch nach ihren Regeln und ihrer Natur richten müste. Nun aber ist die ware Bedingung dieser Kraft, daß sich alle ihre Würkungen endlich in Vorstellungen auflösen lassen müssen. Folglich wird sie zuvörderst in die einfachste Würksamkeit gesezt, wenn würkliche Gegenstände da sind, die sie auf sich ziehen, denn ist sie als Verstand ein Bestreben, das ist, eine Abzielung nach mehrern Vorstellungen, die alle mit einander eine gewisse Verbindung haben; unter diesen Vorstellungen, die sie aus sich selbst hervorbringet, sind einige angenem und gut, andere aber nicht; alsdenn äussert

sie

sie sich in einer besondern Aktion, in einem besondern Bestreben, mehrere, lebhaftere, stärkere, und längere angeneme Vorstellungen von demselben Gegenstande zu haben, und zu überkommen, und alle Mittel dazu anzuwenden, und denn begert unsere Seele. Dis Begeren ist eine sehr zusammengesezte Aktion der Kraft, die sich erstlich in vielerlei Vorstellungen, und in vielerlei Anwendungen ihrer selbst und ihres Bestrebens auflösen lässet. Ausserdem nun noch kan sich unsere Kraft aus sich selbst und von sich selbst zu den Vorstellungen, und Begerungen bestimmen und anwenden; und dis hängt von der Harmonie aller ihrer Handlungen nach ihren eigentümlichen Gesezen ab. Dis Vermögen ist etwas besonders bei unserer Kraft, und es läst sich nicht weiter erklären, nur dis läst sich anmerken, daß es durch Vorstellungen und Begerungen zugleich erwekt werde. Gesezt ich habe das lebhafte Bewustseyn meiner Einschränkung des Verstandes, und daß mir immer noch in iedem Falle eine deutlichere Erkentnis möglich ist, und kan ich mir zugleich das angeneme der deutlichen Erkentnis vorstellen, so bestrebe ich mich, meinen Verstand schärfer anzuwenden, oder mehr Vorstellungskraft und in einem grössern Grade gegen diesen Gegenstand aufzuwenden, und ich mache meine Begerung eben dadurch stärker, ich bestimme mich selbst von mir selbst und aus mir selbst zu einer längern Anwendung des Verstandes; ich gebrauche meine Spontaneität. Gesezt ferner, ich habe den festen Entschlus nach vorhergegangenem Urteil gefast, alle

Ideen

Ideen von gewissen Gegenständen aus meiner Seele zu entfernen, und eben izt komt mir ein solcher Gegenstand vor, so wird die Vorstellung und die Begerung, das ist, das Bestreben gegen diesen Gegenstand rege, und die Erfarung lehret es, daß ich würklich diese Vorstellung entfernen, und den Verstand gegen einen andern Vorwurf lenken könne. Die entstandene Vorstellung, und die wiederhervorgebrachte Idee des gefasten Entschlusses mus notwendig die Ursach von der veränderten Anwendung meiner Kraft seyn. Es ist also gewis, daß das Vermögen, welches wir die Spontaneität geheissen haben, und welches weder selbst ein Vorstellungs- noch Begerungsvermögen, sondern ein besonderes Bestreben ist, durch gewisse Vorstellungen und Begerungen erwekt werden, und bei seiner Erwekung über Verstand und Willen herschen könne. Hierauf wird die ganze Kunst beruhen, sich selbst zu regieren, und die so hochgerümte Freiheit unserer Seele zu erklären, und in Würksamkeit zu sezen. Wir müssen aber erst die natürlichen und physischen Geseze unsers Verstandes und Willens kennen, und denn komt alles auf die Allgemeinheit der Ideen und Begerungen nach gewissen Regeln der Regierung an, und dis sind die Geseze der Herschaft der Spontaneität.

Hier mache ich abermals einen Absaz, Mamsel! um Ihnen mit mehrerer Deutlichkeit die besondern Anwendungen eines ieden von diesem Hauptvermögen charakterisiren zu können. Aber werden

Sie

Sie auch noch Geduld haben, mich meiter zu hören? Ich wünschte, daß ich mir diese Frage eben so gewis beantworten könte, als ich gewis weis, daß ich niemals aufhören werde, zu seyn

Deroselben

ergebenster Freund.

* *

Sieben und funfzigster Brief.

Mamsel!

Was werden Sie gedacht haben, daß ich gar Erscheinungen von Ihnen und Amalgen gehabt habe? Aber ist es nicht andem, ist iene Auricel, die ich sahe, nicht eine unvergleichliche Blume? In Warheit! ich wünschte mir auch so eine. Erinnern Sie sich wieder daran, und Ihnen mus notwendig auch zu gleich einfallen, daß ich aus dieser Erscheinung den Schlus auf die drei Hauptanwendungen unsers Verstandes gemacht habe. Unser Verstand der ein Vermögen oder Bestreben ist, sich Vorstellungen zu machen, die zu einem gewissen Grade der Deutlichkeit kommen können, äussert sich auf eine dreifache Art. Zuerst durch einzelne Begriffe und Ideen, denn durch die Verbindung oder Trennung zweier Begriffe, und so

urteilt

urteil er: zulezt durch Verknüpfung oder Trennung zweier Urteile, so daß sie aus zweien übereinstimmigen Urteilen ein drittes zusammen sezt, und alsdenn bildet der Verstand Schlüsse; sezt er diese Bemühung nach einer gewissen Regel weiter fort, und äussert er also sein Bestreben nach mehrern Vorstellungen in zusammengesezter Würksamkeit, so macht er einen Beweis, oder er demonstrirt. Ich denke wieder an die schöne Aurikel, Mamsel! O! daß ich doch das Glük hätte, persönlich bei Ihnen zu seyn, und ich würde Sie dieser allerliebsten Blume ganz nahe bringen. Dadurch würde ich das Vergnügen haben, daß sie sich ihrer ganzen Gestalt und den sehr schön gemischten Farben nach in Ihrem Auge abdrükte, und das Nezförmige Häutgen auf verschiedene Art in Erschütterung sezte. Sogleich würde Ihre Seele ihre Kraft anwenden, in sich selbst eben eine solche Vorstellung von der ganzen Blume hervorzubringen, und auf die Art heist iene Kraft der unterste Grad des Verstandes. Kaum würde ich gemerkt haben, daß diese Vorstellung von der Blume etwas klar geworden, so würde ich Ihnen bald diesen, bald ienen schönen Zug zeigen, und ihren Verstand bald auf diese, bald auf iene anmutige Farbe lenken, und Sie würden bemerken, daß der ganze Begrif der Blume und ein ieder einzelner von den Zügen und der Farbe zusammengehöreten. Beide Begriffe würden Sie zugleich gedenken, und sie durch die Vorstellung des übereinstimmigen Verhältnisses vereinigen, das ist, Sie würden Urteile

fällen,

fällen, und das wäre ein höherer Grad der Anwendung des Verstandes, und eine zusammengesezte Würksamkeit desselben. Ich würde viel zu gern mit Ihnen sprechen, und ich würde mich bemühen, in Ihrer schönen Seele den algemeinen Begrif der Schönheit zu erweken. Sie würden das Urteil machen müssen, daß alle Dinge, wo ein genaues Ebenmaas ihres mannigfaltigen zur Bildung eines Ganzen, und nach einerlei Regel angetroffen wird, schön sind. Und nun würde ich sehr gesprächig seyn, um Ihnen zu zeigen, daß sich gerade bei dieser Blume ein unvergleichliches Ebenmaas in ihren Zügen und der Mischung der Farben antreffen lasse, oder daß die Blume unter diejenigen Dinge gehöre, die wir nach dem algemeinen Begriffe schön heissen, und es ist unvermeidlich, daß Ihr Verstand das neue Urteil nach dem Verhältnisse zu ienen beiden erstern fälle: warlich diese Blume ist schön! Ja, ia, Namsel! und auf die Art hat sich ihre Vorstellungskraft in mehr zusammen gesezten Grade als Verstand angewendet und einen Schlus gemacht.

Lassen Sie uns nun diese drei verschiednen Würkungen des Verstandes nach ihren Gegenständen, und ihrem Verhältnisse gegen einander etwas mehr entwikeln, und so wird es möglich seyn, noch einige besondere Vermögen des Verstandes in unserer Seele zu finden. Alle Gegenstände, wovon sich unser Verstand Begriffe, und Urteile bilden kan, sind entweder solche, die zugleich gewisse Verän-

Veränderungen in unserm Körper hervorbringen, und zum vorausesezen, oder solche, bei denen sich diese Bedingungen nicht antreffen lassen. Die erstern heissen sinliche Gegenstände, und die andern unkörperliche. Die Vorstellungen von sinlichen Gegenständen heissen also auch sinliche. Unserer Seele mus es daher möglich seyn, ihren Verstand gegen sinliche Obiekte anzuwenden, und um dieser Möglichkeit willen schreibt man ihr Sinne zu. Wir haben freilich nur einen Sin, das ist, eine Möglichkeit, ein Vermögen, Vorstellungen von sinlichen Obiekten in uns hervorzubringen; aber weil doch dieses einzige Vermögen, durch fünf verschiedene Werkzeuge unsers Körpers erwekt wird, und wir durch ein iedes derselben verschiedene Gegenstände empfinden, (denn am allerbesten trägt eine sinliche Vorstellung den Namen einer Empfindung) so hat man auch unserer Seele fünf Sinne zugeeignet. Sehen Sie also wol, Mamsel! daß ich endlich wieder rechtgläubig werde, und fünf Sinne zugebe. Aber ich thue es ungerne; denn es ist eine ungerade Zahl; und wenn ich nur wüste, wo ich den sechsten hernemen solte, und meine Seele würde ihn gewis haben müssen. Doch es sei einmal darum, wir haben nicht mehr als fünf Sinne; und welches Verhältnis haben sie gegen die wesentliche Spontaneität? Fragen wir die Erfarung um Rath, so werden wir von der einen Seite gewisse physische Geseze entdeken, wonach sich die Empfindungen richten müssen, und von der andern der Spontaneität einige Gewalt über dieselben einräumen müssen.

So wird es unvermeidlich seyn, daß eine Empfindung entstehe, wenn ein äusserer Gegenstand eine gewisse Veränderung in unsern sinlichen Gliedmaassen hervorgebracht hat, und ich mag wollen, oder nicht wollen, wenn ein Gegenstand meinem Gesichte nahe genug ist, und die Lichtstralen eine Erschütterung dem Sehenerven mitgeteilet haben, so mus ich eine Vorstellung davon in meiner Seele fülen. Ich seze, daß ich das Glük habe, bei dem Clavier der artigen Amalgen zu sizen, in dessen harmonische Schläge sie mit lieblicher Stimme singt, und so wenig gerne ich es auch vermeiden mögte, alles genau zu vernehmen, so wenig kan ich es auch; gleiche Bemerkung findet bei allen andern Sinnen stat, und ich ziehe daraus den Schlus, daß es ein physisches Gesez unsers Verstandes sei, von der Seite der Empfindungen, daß allemal erst gewisse Verändrungen in den sinlichen Werkzeugen des Körpers vorhergegangen seyn müssen, ehe eine Empfindung in der Seele entsteht, daß es aber unvermeidlich sei, daß sie entstehen müsse, wenn diese Veränderung da ist, und daß sie sich nach der Stärke oder Schwäche des gemachten Eindruks in die sinlichen Werkzeuge richte. Denn ie näher unsern Augen ein sichtbarer Gegenstand ist, desto grössere Gewalt haben auch die von ihm zurükprallenden Lichtstralen, unser nezförmiges Gewebe des Sehenervens in Erschütterung zu sezen, und desto lebhafter ist auch die Vorstellung von diesem Gegenstande. Und wie, Namsel! ist es nicht an dem, wenn Sie mir nur einen sanften Schlag mit Ihrem

schönen

schönen Fechtel geben, so ist die Empfindung davon lange nicht so lebhaft und stark, als wenn Sie mir einmal einen Schlag aus hartem Ernste geben solten, wenn ich etwa unartig gewesen wäre? Doch dafür bewahre mich der Himmel! Allein bei dem allen ist es zugleich wahr, daß unsere wesentliche Spontaneität einiges Recht, über sie zu gebieten, habe. Denn sie allein ist es, welche machen kan, daß uns eine Vorstellung und Empfindung klärer, lebhafter, und stärker werde, oder daß sie lange unserem Verstande gegenwärtig bleibe, oder bald verschwinde. Sie kan es machen, daß ein sinlicher Gegenstand unser Gliedmas des Leibes stärker oder schwächer, länger oder kürzer berüre, und hienach wächst oder nimt auch die Klarheit der Empfindung ab. Diese Bemerkung ist nach der Erfarung viel zu gewis, und viel zu sichtbar, als daß man diese Aktion nicht mit einem besondern Namen belegt haben solte, und man heist sie die Aufmerksamkeit. Lange Zeit, Mamsel! ist mir diese Aufmerksamkeit einigermassen, als Handlung unseres Verstandes, zweifelhaft geblieben, und ich las manche Erklärung davon, die sich aber selten auf alle Fälle der Erfarung passen wolte. Izt halte ich sie für eine Würkung der wesentlichen Spontaneität, in Ansehung der Bestimmung des Verstandes zu einer grössern Anwendung desselben, um die Vorstellungen klärer zu machen. Eben dis gilt von allen andern Arten der Ideen. Bei der Gelegenheit mus ich Ihnen sagen, was Ueberlegen sei, ein Wort, wovon man überal und besonders in der Moral ungemein viel

spricht, und damit man doch nur meistens einen sehr dunklen Begrif zu verbinden pflegt. Sol ich meine klare Meinung sagen, so hat man, wie in den allermeisten Dingen, also auch in diesem Falle, dem Sprachgebrauche zu wenig Recht eingeräumet. Ich wunderte mich, daß ich, nach der gewönlichen Erklärung der Ueberlegung, dis Wort in so herzlich wenigen Fällen der Erfarung verstehen konte, und es schwante mir ganz recht, daß die philosophische Erklärung unrichtig seyn müsse, wenigstens viel zu algemein. Ich wil Ihnen nur mein Schiksaal erzälen. Als ich mich entschlossen hatte, Ihnen in einigen Briefen ein kleines System der Seelen Lehre zu entwerfen, so fing ich an zu überlegen, wie es am besten geschehen könte. Ich bemerkte genau, was ich that, da ich diese Sache überlegte, und ich fand, daß ich mich bemühete, verschiedene Urteile von verschiednen Seiten und nach verschiednen Gesichtspunkten von dieser Sache zu fällen, deren eines immer besser war, als das andere. Dürfte ich nicht richtig schliessen, das überlegen eben so viel sei, als sich bemühen, von einerlei Gegenstand nach verschiednen Gesichtspunkten verschiedne Urteile zu fällen? Solte ich das thun, so muste ich meinen Verstand allerdings von mir selbst, und aus mir selbst bestimmen, sich teils in Ansehung der Betrachtung, teils in Ansehung der Urteile bei einerlei Gegenstand verschiedentlich und stärker zu äussern, und es folgt ganz natürlich, daß die Ueberlegung eine Würkung der Spontaneität in Ansehung der Bestimmung des Verstandes sei, um verschiedene Urteile

teile von einerlei Gegenstande nach verschiednen Gesichtspunkten zu bilden. Eben diese Bemerkungen machten, daß ich immer mehr und mehr überzeugt wurde, daß uns ungemein viel zur gründlichen Einsicht in die Handlungen unserer Seele daran gelegen sei, ihr ein besonderes Vermögen, das wir die wesentliche Spontaneität heissen, ungezweifelt zuzuschreiben. Haben Sie wol irgend von Mitteihandlungen unserer Seele gehört? und dergleichen sollen Aufmerksamkeit und Ueberlegung seyn. Mir deucht immer, daß man durch diese Anmerkung nicht undeutlich verrate, daß man sich auser Stand sähe, iene Handlungen aus den beiden Hauptvermögen, dem Verstande und Willen, herzuleiten, und daß man verborgene Qualitäten aus ihnen machen müsse. Nein! das thue ich nimmermehr nicht! Sie sind Würkungen der Spontaneität. In dem vorigen Briefe habe ich angemerkt, daß unsere wesentliche Spontaneität durch Vorstellungen und Begerungen zugleich erwekt werde, und dis gilt auch auser allem Zweifel von ihr, in so fern sie sich durch Aufmerksamkeit und Ueberlegung äussert. Es läst sich nach der Erfarung volkommen sicher behaupten, daß vor der würklichen Anwendung der Aufmerksamkeit und Ueberlegung allemal ein Urteil des bessern, und ein gewisser Entschlus des Willens vorhergehen, die auf tausendfache Art und nicht selten durch dunkle Vorstellungen veranlast werden. Sind schon vorher gefaste Entschlüsse, oder reizbare harmonische Triebe, und Fertigkeiten aus denselben da, so sind diese hinlängliche Gründe, wodurch die Spontaneität

tät in Würksamkeit gesezt werden kan. Daher komt es, daß man in den meisten Fällen so wenig deutlichen Grund von der Anwendung unsers Willkürs angeben kan, und hierauf beruhet die Kunst, die Menschen durch ihre eigne Spontaneität zu regieren, wenn man ihnen die erforderlichen Vorstellungen und Entschlüsse beizubringen, und ihre harmonischen Triebe und Fertigkeiten zu reizen geschikt ist.

Wir würden sehr unglüklich seyn, wenn unser Verstand sich nicht auf mehrere Arten, als die izt erzälten, anwenden könte. Er äussert sich noch durch die Erinnerung. O! mit wie vielem Vergnügen bringe ich noch bis izt die Vorstellungen von den besten Augenblike hervor, da ich die Ehre hatte, vor einiger Zeit mit Ihnen in Gesellschaft zu seyn, und wie ergözend ist das Andenken der frohen Stunden, darin ich mit der unvergleichlichen Fräulein Juliane die Tritte der Gotheit entdekte, und die ich in Bildern sehr oft in mein Gemüt zurük ruffe. Ich erinnere mich daran, und meine Seele thut nichts mehr, als daß sie gegen abwesende Gegenstände ihre Vorstellungs Kraft anwendet. Es ist unmöglich zu sagen, wie es unsere Seele mache, wenn sie ehemals gehabte Empfindungen wieder hervorbringt, oder wenn sie sich erinnert. Zu behaupten, daß diese Ideen gewisse Spuren von sich oder Merkmale in der Seele zurük liessen, oder, wenn es Empfindungen sind, in dem Gehirne, ist eine Sache, die eben so unbegreiflich ist, und die doch einige Merkmale der Warscheinlichkeit hat. Alles bei unserer Seele aufzulösen, ist eine Forderung,

die

die für menschliche Kräfte zu gros ist. Lassen Sie uns nur blos der Erfarung folgen, und nach ihren Eingebungen lassen sich abermals ein paar besondere Fälle in Ansehung dieses Erinnerungs Vermögen unterscheiden. Sehr ofte werden wir uns bei einer wiederhervorgebrachten Vorstellung oder bei einer Erinnerung bewustseyn, daß wir ihren Gegenstand ehedem schon empfunden, oder uns vorgestelt haben; öfters aber wird dieses Bewustseyn fehlen. Bisweilen ist dieses Bewustseyn ein deutliches, bisweilen ein verworrenes oder dunkles, und dis zeigen verschiedene Redens Arten im gemeinen Leben an. So oft sich dieses Bewustseyn bei einer Erinnerung findet, so sagen wir, daß wir eine wiederhervorgebrachte Idee, als eine wiederhervorgebrachte, erkant haben. Ist die Erinnerung, mit der dis Wiedererkennen verknüpft ist, eine Empfindung, so lehret uns unsere Sprache der Seele ein Besinnen zuzuschreiben: geselt sich aber zu der Erinnerung, deren Gegenstand ein unkörperliches Ding ist, ein Wiedererkennen desselben, und einiger Grad der Klarheit, oder Deutlichkeit, so legen wir der Seele ein Gedächtnis bei, oder wir gedenken wieder daran. Man siehet leicht, daß zu beiden Würkungen eine zusammengesezte Würksamkeit des Verstandes erfordert werde, und ein Urteil, welches entweder dunkel und verworren, oder deutlich ist. Als ein notwendiges Hülfsmittel zur Erinnerung, und besonders bei dem Gedächtnisse, gehören Wörter, und vornemlich dieienigen, die algemeine Begriffe bezeichnen, weil sie vorzüglich geschikt sind, das Urteil,

welches zum Wiedererkennen erforderlich ist, zu veranlassen. Jenes Erinnerungs Vermögen hat seine Geseze, die unserer Seele von ihrem ersten Urheber, und von der Natur ihrer Kraft vorgeschrieben sind, und die Erfarung läst sie uns sicher genug entdeken. Dieienigen Vorstellungen, welche bei dem erstern male in uns die lebhaftesten gewesen sind, und einen Entschlus des Willens erzeugt haben, sich ihrer wieder zu erinnern, sind auch vorzüglich geschikt, wieder zurük geruffen zu werden. Ist es nicht an dem, wenn Ihnen Amalgen etwas gesagt hat, das Ihnen vorzüglich gefallen, und das nach ihrer gewönlichen Art recht wizig gewesen ist, so wird es einen lebhaften Eindruk auf Ihre Seele gemacht haben, und Sie werden es sich bei der nächsten Gelegenheit leicht wieder erinnern. Gesezt, daß Sie wo ein Kleid gesehen, welches Ihnen sehr schön vorgekommen ist, und Sie werden im Stande seyn, das Bild desselben lebhaft wieder zurükzubringen. Aber Mamsel! haben Sie wol ehedem darauf Achtung gehabt, daß es zween Fälle gebe, in denen es ohne Inzwischenkunft unserer Spontaneität unvermeidlich ist, sich an gewisse Dinge zu erinnern? Ich weis gewis, daß Sie eine Liebhaberin von der Musik sind, und daß Sie ganz genau die Fugen und Verbindungen schöner Stüke merken. Nun ist es nicht an dem, daß Sie den Augenblik sich an ein vorhergehörtes Stük wieder erinnern, so bald Ihnen ein anderes vorkomt, das mit dem erstern eine Aenlichkeit hatte? Wissen Sie noch wol, daß Ihnen sobald das Bild des Geizigen aus der Comödie einfiel,

als

als wir einige Zeit nachher einen Man sahen, der damit eine Aenlichkeit besas? Es ist nicht anders, es ist ein Gesez des Erinnerungs Vermögen, sogleich vorhergehabte Ideen wieder hervorzubringen, so bald ihr andere vorkommen, die mit den erstern einige Aenlichkeit haben. Dis gilt volkommen von dem Besinnen und dem Gedächtnisse, und vieleicht habe ich das Glük in dem folgenden Ihnen sichtbare Proben vorzulegen. Aber noch nicht genug! Neulich hatte ich die Ehre, in einer Geselschaft zu seyn, wo sich eben ein so wiziges und einsichtiges Frauenzimmer befand, als Sie sind, Mamsel! und ein einziger Gedanke, der mit einem von denienigen, die ich von Ihnen gehört hatte, eine Aenlichkeit zeigte, erinnerte mich lebhaft an die Stunden, da mein Glük in Ihrer Geselschaft so heiter war. Kaum war ich nach Hause gekommen, so überdachte ich die vornemsten Reden der Geselschaft, und so bald ich auf diesen änlichen Gedanken kam, so war ich nicht mehr in meiner Stube. Ich war ganz bei Ihnen, und ich gedachte ganz lebhaft wieder an alles, was ich nur die Zeit meines Aufenthaltes bei Ihnen erfaren hatte. Eines leitete mich immer zu dem andern, und als mein Freund unvermutet zu mir in die Stube trat, so glaubte ich nicht anders, ehe ich ihn erkant, als daß es Ihr Herr Vetter sei. So lebendig waren alle diese Erinnerungen, und ich zweifele nicht, daß sie noch eine ganze Zeit fortgedauret haben würden, wenn dieser gutwillige Freund mich nicht durch eine stärkere Empfindung gestört hätte. Bald wäre ich böse auf ihn geworden, und er

bestätigte mir auch dismal das gewisse Gesez der Erinnerungs Kraft, das ich schon so oft bemerkt hatte, nemlich, daß alle verbundene Ideen von vorigen und abwesenden Gegenständen in ununterbrochener Reihe unvermeidlich wieder erwekt würden, so bald nur eine änliche von einer von diesen uns von neuem vorkomme, bis sie durch eine stärkere Empfindung gestöret werden. Hiebei verliert indessen unsere wesentliche Spontaneität nichts. Sie bleibt Gebieterin unserer Kraft, ob sie gleich an gewisse Grundgeseze ihres Reichs gebunden ist. Die Erfarung ist mein Zeuge, daß unsere Spontaneität allerdings vermöge, entweder zuzulassen, daß sich die Erinnerungen nach ihrer Regel selbst fortsezen, oder daß sie durch eine klärere Idee, oder durch einen Entschlus sie gleich bei der ersten Erzeugung erstiken wolle. Eben sie kan es machen, daß sich Aufmerksamkeit und Ueberlegung, Klarheit und Deutlichkeit oder Dunkelheit in den Erinnerungen befinde. Sie ist es, die den Verstand bestimmen kan, sich auf vielfältige Art in Ansehung dieser Erinnerungen zu äussern, und neue Bilder zu machen, oder Urteile, und Schlüsse zu bilden, und dieser Erinnerungs Kraft eine Fertigkeit zu verschaffen, und sich nach ihren Bedürfnissen anzuwenden. In der That, Mamsel! ich habe Ihnen noch manches zu sagen, das unsere wesentliche Spontaneität betrift. Und wollen Sie wol glauben, daß die Phantasie oder so genannte Einbildungs Kraft im Grunde nichts anders sei, als eine besondere Möglichkeit der Spontaneität, sich gegen eine bestimte

Würksamkeit des Verstandes in Ansehung der wiederhervorgebrachten Jdeen, und besonders der Bilder zu äussern? Es ist mir ein gar zu heiliges Gesez, mich in dem Gebrauche der Benennungen nach dem Sprachgebrauche zu richten, und ich habe bisher noch durchgängig gefunden, daß man das Wort einbilden oder phantasiren in allen denienigen Fälien gebrauche, wo sich die Seele neue Gegenstände aus andern schon erkanten bildet. Sie müssen mir Recht geben, wenn Sie sich nur zu erinnern belieben, daß Sie darauf bestanden, Jhr Herr Vetter bilde es sich nur ein, daß er eben eine solche Aurikel, wie Jhre schöne ist, in einem gewissen wolbekanten Garten gesehen habe, und Jhre Meinung ist ganz gewis gewesen, daß er wilkürlich die Bilder des andern Gartens, und das Bild der Aurikel aus Jhrem Garten zusammenseze, und sich daraus einen andern oder neuen Garten und Gegenstand bilde. Es ist eben die Meinung gewesen, da Sie zu Jhrem Kammermädgen sagten, die einen Man mit dem Kopfe unter dem Arm bei der Kirchtür vorbeigehen gesehen hatte, daß es eine Einbildung gewesen wäre. Das arme Mädgen ward recht böse darüber, daß Sie so ungläubig waren, und ich weis mich noch ganz eigentlich zu erinnern, daß Sie sich näher erklärten, in dem Sie behaupteten, daß es ganz natürlich daher gekommen sei, daß weil sie öfters von einem solchen Manne gehört, und es sehr leicht kommen könne, daß sie einen Schatten in der Ferne gesehen, oder sonst so etwas, das mit einem Manne eine Aenlichkeit

gehabt,

gehabt, und das sie doch nicht recht deutlich habe unterscheiden können, daß sie sich eingebildet, es gehe ein Man da ohne Kopf. Sie haben Recht; aber was hätte Lisette mehr gethan, als wilkürlich wiederhervorgebrachte Ideen zu einem neuen Gegenstande zusammen gesezt. In allen andern Fällen gilt eben das, und es gibt unstreitig noch unzählich andere, da mein Begrif weit sichtbarer ist. Ich mus noch einmal auf Lisetten kommen, und ohne alle Einwendung war es eine Einbildung, daß ihr geträumet hatte, sie hätte mit ienem Pastore Verlöbnis gehalten. Denken Sie nur, was sie uns selbst erzälte. Lisette war in der Thür gestanden, und der Herr Pastor, der noch unverheiratet ist, ging vorbei, und grüste sie freundlich, und erkundigte sich bei seinem Begleiter, wer dis Mädgen wäre, und darauf blikte er sie von neuem an. Sie sahe ihn nach ein paar Tagen wieder, und er schien ihr noch zweimal höflicher zu seyn. Das mus ganz gewis eine Bedeutung haben. Noch mehr! nach wenigen Tagen hatte er sich so schön, als niemals geschehen, angezogen, und es war recht so, als wenn er Lisetten zu Gefallen vor dem Hause vorbei gegangen wäre, und ihr freundlich zugelächelt hätte. Lisette urteilte nach ihrer Logik, daß das alles höchst warscheinlich, wo nicht gewis sei, und da sie den lezten Abendseegen las, und darüber einschlief, da sie ohnedem gerne ein bisgen vornehm und bald heiraten mögte, und an den Herrn Pastor gedachte, so träumte ihr von dem Verlöbnis. Was wetten wir, Mamsel! es wird nichts daraus, und die ganze

Heirat

Heirat ist eine Einbildung. Nichts mehr aber, als das Lisette verschiedene wiederhervorgebrachte Bilder und Ideen wilkürlich zusammengesezt hat, die noch niemals zusammen gewesen sind, und bei deutlicher Erkentnis niemals zusammen seyn können. Ein Dichter mus ganz gewis eine sehr lebhafte Phantasie besizen, und gestehen Sie nur, daß er eine Menge von Bildern wilkürlich zusammenfüget, und sich daraus neue Gegenstände bildet; eben dis thut ein Maler, wenn er erfinden sol, und was bedürfen wir weiter Zeugnisses! Ist es also nicht an dem, daß die Phantasie eine Würkung der wesentlichen Spontaneität sei, in so fern sie den Verstand in Ansehung der Erinnerungs Kraft bestimt? oder sie ist ein Vermögen unsers Verstandes, in so fern er durch die wesentliche Spontaneität regiert, aus wieder hervorgebrachten Bildern neue Gegenstände zusammengesezt. Aber es ist zugleich klar, daß sich die Phantasie von der Seite der Wiederhervorbringung der Bilder nach den vorherangemerkten Gesezen richten müsse, und daß sie sich nur schwach äussere, wenn keine klare und lebhafte Bestimmungen zur Erwekung der Spontaneität da sind, oder wenn in dem Körper zu heftige Bewegungen des Gehirns vorgehen, die auf gewisse Weise zwingen. Ich solte mir fast getrauen, auf die Art die Entstehung der Träume zu erklären. Das ist einmal richtig, daß eine Menge von Bildern in unserer Seele da sind, die ganz wol durch die Erinnerungskraft wiederhervorgebracht werden können. Lassen Sie uns also einmal annehmen, daß wir im Schlafe

eine neue schwache Empfindung erhalten, die uns aber nicht aufewkt, so wird sie zugleich den Verstand, in so fern er die Erinnerungskraft heist, bestimmen, eben dieselbe Vorstellung, wenn wir sie schon ehemals gehabt, aber in einer andern Reihe von Dingen, oder eine änliche mit ihrer verbundnen Reihe hervorzubringen. Nun ist wol eine oder die andere von diesen zurükgeruffenen Ideen, die die Spontaneität reizet, und sogleich äussert sie sich, sie durch Aufmerksamkeit etwas klärer zu machen, als die andern, und so ist der erste Anfang zum Traume völlig da. Sind zwei oder drei Bilder reizend gewesen, oder durch verschiedene Umstände klärer geworden, so bringen sie leichter andre änliche Reihen von Vorstellungen hervor; kaum erblikt die Seele wieder mitten in diesen Reihen einige reizende, so sezt sie sie wieder durch ihre Spontaneität zusammen, die andern vergist sie; oder es wird ein Wunsch zugleich erwekt, und nach diesem Wunsche verknüpft sie wilkürlich die übereinstimmigen Bilder zu neuen Gegenständen, Begebenheiten, und Reihen von Dingen. Daraus entstehen ganz natürlich die so wunderlich durcheinander lauffenden Träume, wenn die Seele auf die Art fortfäret, immer aus sehr verschiednen wiederhervorgebrachten Reihen neue Reihen nach den besondern Veranlassungen wilkürlich zu verbinden. Am allerwunderlichsten aber gehen diese besondern Erinnerungen und Bilder durch einander, wenn unordentliche Bewegungen im Gehirn entstehen, und die Spontaneität in der Zusammensezung der Bilder, nach ihrer

Reiz-

Reizbarkeit und Aenlichkeit, gehindert wird. Daraus lassen sich alle die Fälle erklären, wo die Beschaffenheit der verknüpften Bilder viel zu unordentlich ist, als daß die obigen Regeln unserer Natur und Spontaneität gemäs dabei stat finden könten. Zweifeln Sie nicht, Mamsel! daß sich nicht auch in Ansehung der Phantasie, der Verstand in einer zusammengesezten Würksamkeit äussern könte. Es ist nach der Erfarung volkommen gewis, daß unsere Seele nach der bemerkten Aenlichkeit wilkürlich hervorgebrachter Ideen übereinstimmige Urteile fällen, und nach diesen Urteilen verschiedene andere verbinden könne. Alsdenn schreibt man unserer Seele einen Wiz zu, und dieser Begrif ist unmittelbar aus der Erfarung und dem Sprachgebrauche gebildet. Wir sagen sehr oft, dieser oder iener Mensch ist wizig, und wir sezen hinzu, denn er hat feine Einfälle; und durch diese feinen Einfälle verstehen wir Urteile, die sich auf eine wolgetrofnen Aenlichkeit gründen. Auf gleiche Weise nennen wir einen Redner, oder Satyristen wizig, wenn beide, Urteile zu fällen, im Stande sind, die auf schönen Aenlichkeiten beruhen. Es solte mir nicht schwer werden, Ihnen noch viel mehr Fälle anzufüren, wo der Begrif des Wizes ganz gewis in allen seinen Ableitungen nicht anders seyn könte, als ich ihn eben angegeben habe. Erinnern Sie sich nur an ienen Abend, wo Sie und Amalgen besonders aufgeräumt waren, und wie wizig Sie beide die törlich hochmütige Daphne zum besten hatten. O! das war ganz

gewis

gewis etwas prächtiges, und wäre ich ein Comödienschreiber, so wolte ich gewis alle Einfälle wieder anbringen, und ich schmeichelte mir voraus mit der unfehlbaren Hofnung eines algemeinen Beifals. Der Wiz ist also schon ein ziemlich hoher Grad der Würksamkeit des Verstandes. Denn der Verstand mus sich zugleich als Erinnerungskraft, als Phantasie, und als Urteilskraft anwenden, wenn unsere Seele die Würkungen des Wizes hervorbringen sol. Ein wiziger Dichter mus einen Vorrat von schönen Bildern besizen, er mus sich derselben bei tausend Gelegenheiten fertig erinnern, sie nach verschiednen Aenlichkeiten wilkürlich zusammen ordnen, und schöne Urteile darnach bilden können. Der Wiz wird sich also von einer Seite nach den Gesezen der Erinnerungskraft richten müssen, und daher komt es, daß uns bisweilen unvermutet ein wiziger Gedanke einfält; von der andern Seite aber ist er der Herschaft der Spontaneität unterworfen.

Abermals Mamsel! ein Teilchen meiner Seelenlehre. Und o! daß ich doch so deutlich gewesen seyn mögte, als ich es selbst wünschte. Es ist verzweifelt, daß unsere Seele unsichtbar ist, und daß man sie in ihren Handlungen nicht recht genau belauren kan. Ich wolte ihr in der That noch manches abgelernet haben. Denn so pflege ich es zu machen, und ich glaube schwerlich, daß meine Seele so gutwillig seyn mögte, sich gerade nach der Art und Weise zu richten, die ich ihr nach der Gewon-

heit

heit anderer Weltweisen vordemonstrirte. Noch Glük genug, daß wir alles von ihr wissen, was uns zu unserer Glükseeligkeit zu wissen nötig ist. Eben dis, was ich Ihnen bisher vorzutragen die Ehre gehabt habe, wird uns in dem folgenden zu schönen Regeln Gelegenheit geben, und wir wollen Pflichten gegen uns selbst darauf zu bauen suchen. Aber ich bin noch lange nicht mit allen Vermögen unserer Seele fertig. Sie ist ein gar zu würksames Wesen, und sie verdient es auch, daß der Schöpfer ihr noch Vernunft, und verschiedene Vermögen des Willens, und Freiheit gegeben hat. O! lassen Sie uns den unendlichen Werkmeister bewundern, der uns so viel Kräfte geschenkt hat, der aber auch das völlige Recht besizt, viel von uns wieder zu fordern. Nichts wünschte ich mehr, als daß ich eben einen recht wizigen Einfal hätte, um Ihnen mit bester Manier sagen zu können, daß es meine unverlezliche Pflicht sei, ewig zu seyn

Deroselben

ergebenster Freund.

Acht und funfzigster Brief.

Mein Herr!

Mein Gott! was fangen Sie an? Sie werden immer sonderbarer in Ihren Meinungen, und ich habe nur diese wenigen Zeilen aufsezen wollen, um Sie zu warnen, es nicht mit der ganzen philosophischen Welt aufzunehmen. Denn ich glaube ganz gewis, daß Sie nicht ungestraft davon kommen, daß Sie ein drittes Vermögen der Seele behaupten, und also der gewönlichen Meinung so gerade ins Gesichte wiedersprechen. Unsere Seele sieht nach Ihrem Systeme ganz anders aus, und ihre Vermögen hangen auf eine ganz andere Art zusammen, als gewönlich. Ich bin recht erschroken, da ein guter Freund, der ein strenger Wolfianer ist, neulich bei mir war, und mit einem demonstrativischen Seufzer das Urteil fällete, daß Sie ein Sonderling wären, und durchaus unrecht haben müsten. O! sprach er, Mamsel! Sie sind in recht gefärliche Hände geraten; Ihr Moralist mag sonst gut genug seyn, aber warhaftig das ist gefärlich, daß er sich zur Seelenlehre erheben, und die verbessern wil. Wer weis was für heimliche Absichten darunter verborgen sind, und ich solte bald schliessen, daß ihr Herr Correspondent kein gut Herz haben müsse, denn sonst

lieſſe er es ia vielmehr bei dem alten. Es kan nicht fehlen, der groſſe Wolf müſte ſich im Grabe umkehren, wenn er eine ſolche Seelenlehre ſehen ſolte, da er doch der Welt eifrigſt ein beſſeres und helleres Licht anzuſteken, ſich bemühet hat. Er ſezte noch mehreres hinzu, und endlich fing ich an, böſe zu werden. Ariſtoteles und Cartes, und andere, ſagte ich, ſind auch Männer von Anſehen geweſen, und auf die Lehre des erſtern ſol man ſo gar einen förmlichen Eid gethan haben. Demohnerachtet aber entblödete man ſich ohne Mühe, ſeine Säze zu verwerfen, und wer wolte meinem Herrn Moraliſten das Recht abſprechen, das andere vor ihm durchaus haben beſizen wollen, und würklich beſeſſen haben. Ich bin zufrieden, wenn er mir deutlich genug iſt, und ich glaube keine Sünde zu begehen, wenn ich ſeine Säze für wahr halte. Wiſſen Sie nur, daß ich ihm ein Bisgen gut bin, weil er weniger mit ſeiner Kunſt raſet, und doch alles ganz gut zu entwikeln weis. Was kan er dafür, daß man ſich bisher hat blenden laſſen, und den Sprachgebrauch überſehen. Ich befürchte keine Gefahr von ſeinen Lehren, und die vorhergehenden Säze ſichern mich noch mehr davor. Machen Sie ſich bey ihrer Philoſophie, ſezte ich hinzu, nur nicht mit ihrer Freiheit der Seele zu breit, und ich habe mir ſchon längſt ſagen laſſen, daß es nicht alzu richtig damit ſtehen ſol. Ich hoffe einen beſſern Begrif davon zu erlangen, und mit einem Worte, mein Herr! ſie werden bei mir und andern wenig mit ihrem Tadel ausrichten. Noch

bis wil ich Ihnen versprechen, wenn es Ihnen einfallen solte, meinem Herrn Correspondenten zu wiederlegen, daß er nicht antworten sol. So behalten Sie den Sieg alleine, und das ist ia alles, was sie immer begeren können. Aber im Ernst, Mein Herr Moralist! nehmen Sie sich in acht; wir aber schreiben Sie frei, was die Warheit ist. Antworten sollen Sie nicht, denn den Rath hat mir mein Vetter gegeben, weil es, wie er sagt, die Geschichte beweise, daß die Warheit bei dem Streiten mehr verliere als gewinne. Wenn es nötig seyn solte, so wil ich Ihre Verteidigerin werden, aber ich werde nicht weitläuftig demonstriren, sondern ein bisgen satyrisiren. Freuen Sie sich nicht schon? Seit langer Zeit ist es nur selten, daß ein Frauenzimmer als eine gelehrte Heldin erscheinet. Ja, ia! Mein Herr! ich mus auch anfangen, berümt zu werden. Faren Sie nur immer fort, und ich bin auf Ihren folgenden Brief in der That wieder begierig. Die Vernunft ist doch ganz gewis auch nichts anders, als ein höherer Grad des Verstandes, und vermutlich der höchste, der uns von den Tieren unterscheidet? Bald solte ichs raten. Vornemlich aber mögte ich gerne die Freiheit meiner Seele kennen lernen, und ich beschwöre Sie, teils diese Stüke bald auszufüren, teils mit volkommener Gewisheit zu glauben, daß ich iederzeit sei

Derofelben

verbundenste Freundin.

Neun und funfzigster Brief.

Mamsel!

So friedfertig ich auch von Natur bin, so angenem würde mir ein Streit werden, wenn Sie als eine Verteidigerin ihn für mich füren wolten. Und ich wüste nicht, ob ich nicht durchaus das Feld räumen müste, wenn Sie gegen mich stritten; wie glüklich werde ich daher seyn, da Sie mir ein so schönes Anerbieten gethan haben. Wenigstens bin ich mutiger geworden, und die unter billigen Weltweisen eingefürte Freiheit zu denken, läst mich ohnedem keinen heftigen Streit befürchten. Freilich gibt es noch hin und wieder einige, die wie der Freund denken mögten, der ein so liebreiches Urteil über mich ausprach. Allein vieleicht sind sie am besten wiederlegt, wenn man sie anhört, und schweigt, und hierin also, Mamsel! werde ich Ihnen volkommen gehorsam seyn. Sie haben ganz recht, daß die Vernunft ein höherer Grad des Verstandes sei, der uns von den Tieren unterscheidet, und ich wil Ihnen nur gleich eröfnen, worin mir die Vernunft zu bestehen scheint. Sie ist ein Vermögen, algemeine Begriffe, und Urteile zu bilden, und vermittelst derselben den Zusammenhang der Dinge einzusehen. Algemeine Begriffe sind das vorzüglichste, was unsere Seele vor den Seelen

der Tiere zum voraus hat, und darauf gründet sich ganz gewis einem grossen Teile nach der wesentliche Unterschied, nemlich die Vernunft. Davon hängt es ab, daß vernünftige Wesen eine Sprache haben, und andere nicht, und ohne algemeine Begriffe, und Urteile ist keine Einsicht in den Zusammenhang andrer Dinge. Die ware Deutlichkeit, und der Grad derselben, der unserer Vorstellungskraft eigen ist, schliest schlechterdings das Vermögen, algemeine Begriffe und Urteile zu bilden, ein. Kurz alle Würkungen, die man übereinstimmig bisher der Vernunft beigelegt hat, beziehen sich auf dieienigen Stüke, die ich in der eben gegebenen Erklärung angezeigt habe. Wenn ich sonst glüklich bin, so wird man in der Vernunft vier Grade unterscheiden können. Der erste schränkt sich allein auf die Bildung algemeiner Begriffe ein, und er ist würklich schon ein zusammengesezter Grad des Verstandes; denn ehe irgend eine algemeine Idee gemacht werden kan, müssen eine Menge von einzelnen Urteilen vorangegangen seyn, die nach und nach alle die Merkmale ausgedrukt haben, die sich in mehreren einzelnen Dingen zugleich befinden. Lassen Sie uns sezen, Mamsel! daß wir eine Rose, eine Tulipane, eine Nelke, und eine Aurikel sehen, so sind wir es nach der Sprache gewont, alle insgesamt mit einem gemeinschaftlichen Namen, nemlich der Blumen, zu benennen. Dieser Name bezeichnet einen algemeinen Begrif, und ob gleich bei den allermeisten Menschen dieser Begrif sehr verworren ist, so ist es doch unmöglich, daß wir

die

die Rose so wol, als die andern Arten, eine Blume heissen könten, wenn wir nicht urteilten, daß sich in der einen Art sowol, als in der andern etwas gemeinschaftliches befände. Algemeine Begriffe gründen sich auf Urteile, die immer von einer Seite einerlei sind, und bei verschiednen Dingen wiederholt werden. Ich nehme sechs Nelken an, und eine iede einzelne ist eine Nelke; folglich bezeichnet der Name Nelke einen algemeinen Begrif, das ist, einen solchen, der auf mehrere verschiedene Dinge past. Es ist abermals unmöglich, daß wir diesen algemeinen Namen gebrauchen könten, am allerwenigsten aber ihn erfinden, es sei denn, daß wir erstlich bemerkten, gewisse Merkmale befänden sich bei mehrern Gegenständen zugleich, und das geschicht durch Urteile, und zum andern, daß wir uns aus diesen nenlichen Merkmalen in Gedanken einen eignen Gegenstand bilden, dem weiter nichts zu komt, als dis, und das heist ein algemeiner Gegenstand, und sein Begrif ein algemeiner. Aber zweifeln Sie auch noch, Mamsel! daß hier der Verstand sich im zusammengesezten Grade äussern müsse? Mus er nicht entweder mehrere Begriffe zugleich machen, oder an mehrere gedenken, und alsdenn unterscheiden, und urteilen, und daraus erst wilkürlich einen neuen Begrif zusammensezen? Denn äussert er sich durch die leztern Aktionen als Vernunft. Es kan nicht fehlen, wenn der Verstand nach diesen Stüken nach und nach zu Werke gehet, daß seine Begriffe deutlich werden, oder daß er im Stande sei, sich die Unterscheidungsmerkmale besonders vorzu-

stellen, und sich auch derselben in seiner algemeinen Vorstellung besonders bewust zu seyn. Dis fehlt ganz gewis den Tieren; denn dazu gehören wieder neue Urteile, und schon vorherbekante algemeine Begriffe, und so weit reicht schlechterdings die wiederholte Würksamkeit der Vorstellungskraft der Tiere nicht. Sehen Sie also wol, daß ich ganz mit Fleis der menschlichen Seele als ein wesentliches Stük die Möglichkeit, zu einem gewissen Grade der Deutlichkeit in ihren Ideen zu kommen, beilegen müsse. Das bezog sich auf die Vernunft. In einem algemeinen Urteile vereinigen oder trennen wir zween algemeine Begriffe durch einen dritten Gedanken, und das ist der zweete Grad der Vernunft. Ich hätte Ihnen bei der Gelegenheit viel zu sagen, aber ich würde in Sublitäten verfallen; denn ich würde Ihnen zeigen müssen, wie die andern Würkungen oder Vermögen unsers Verstandes zusammen kommen müsten, um ein algemeines Urteil zu bilden. Ich müste mancherlei Fälle unterscheiden, und nach ihrer Verschiedenheit bald Besinnung, bald Gedächtnis, und Phantasie, mit ihren verbundnen Vermögen, bald aber und besonders den Wiz unter einer gewissen Bestimmung anpreisen. Ich werde es nicht unterlassen, wenn ich in dem folgenden Gelegenheit haben solte, vornemlich aber, wenn ich nach meiner Hofnung bald einmal wieder zu Ihnen kommen darf. O! da werde ich Ihnen einmal an einem recht heitern Tage einige heitere Abstraktionen vorlegen. Fürchten Sie sich aber nur nicht für das Wort; die Sache

selbst ist so schlim bei weiten nicht. Ei! nun vielleicht philosophiren wir alsdenn einmal recht tiefsinnig. Die Schlüsse machen den dritten Grad der Vernunft aus, und davon habe ich schon oben etwas angemerkt, aber das mus ich nur dazufügen, daß sie sich ganz auf algemeine Begriffe steiffen, und daß auf ihnen allein die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge beruhe. Denn nur diejenigen Dinge hangen zusammen, deren eins aus dem andern begriffen werden mus, oder die durch einander bestimt werden. Und nun dis zu erkennen müssen wir notwendig algemeine Begriffe haben, die nach den Regeln der Schlüsse mit einander verglichen werden, und eben ein solches Verhältnis haben. Lassen Sie nun die Vernunft sich mehrere algemeine Ideen von einerlei Gegenstand durch die Auflösung des erstern Begriffes bilden, daraus nun algemeine Urteile machen, und diese nach den Regeln der Schlüsse miteinander zusammensezen, und man wird behaupten müssen, daß sie einen Beweis mache. Dis ist der höchste Grad der Vernunft. Warlich, Mamsel! ungemeine Vorzüge unserer Natur, worauf wir mit Recht stolz thun dürfen. Aber o! Schande für die meisten Menschen, daß sie sich so wenig bemühen, diesen Vorzügen denjenigen Glanz zu verschaffen, den sie nach der Absicht des Schöpfers haben sollen. Alle diese Vermögen des Verstandes müssen Fertigkeiten besizen, harmonische Fertigkeiten, um die Veränderungen unseres Herzens eben so harmonisch zu regieren, und den Charakter der Tugend zu bilden. Dis

Geschäfte gehört der wesentlichen Spontaneität, und auch sie kan einige Herschaft über die Vernunft behaupten. Denn sie kan Erinnerungskraft, Phantasie, und Wiz zur besondern Würksamkeit erweken, und durch diese vermittelst der Aufmerksamkeit die Vernunft regieren, und ihr befehlen, wie sie handeln sol. Fragen wir die Erfarung, so werden wir sicher bemerken können, daß nicht alle Menschen einen gleich grossen wesentlichen Grad des Verstandes empfangen haben, ich wil sagen, daß nicht alle Menschen bei allen Dingen zu einem gleichen Grade der Deutlichkeit gelangen können, und folglich auch nicht ihre Vernunft in gleich hohen Grade anzuwenden vermögen. Daher stamt der Unterschied der Menschen, und daher sagen wir auch, dieser hat Verstand, iener hat wenig Verstand. Alle aber besizen doch von Natur so viel, daß sie glüklich werden können, wenn sie sich nur bemühen wollen, ihm die gehörigen Fertigkeiten durch eine gehörige Anstrengung zu verschaffen. Alle Fertigkeiten sind wilkürlich, und die Erziehung ist in den allermeisten Fällen unleugbar schuld, daß sie nicht würklich erworben werden. Nur allein die Furcht, zu weit auszuschweiffen, hält mich zurük, daß ich Ihnen von der Seite nicht mehrere Klagen vorsage. Einmal mus ich es doch thun. Izt aber wil ich unser zweites Hauptvermögen der Seele, ich meine den Willen, etwas beleuchten.

Wenn ich nicht irre, so habe ich Ihnen schon vorher geschrieben, worin wir den Begrif desselben

zu

zu sezen haben, und ganz sicher ist er ein Bestreben, nach einer gewissen vorher gegangenen Vorstellung von einem Gegenstande mehrere, stärkere, lebhaftere, oder öftere angeneme Vorstellungen zu haben, und dieienigen Handlungen zu verrichten, wodurch uns iene verschaft werden. Die Verabscheuungen hangen von eben dem Vermögen ab, und sie schliessen ein Bestreben ein, die Vorstellungen von einem Gegenstande zu entfernen, und alle die Handlungen zu thun, die zur Entfernung gehören, und die zu unterlassen oder zurük zuhalten, die uns iene unangeneme Vorstellungen verschaffen würden. Entweder ich irre mich ganz, oder man pflegt im gemeinen Leben, unter der Lust, und dem Wollen einen Unterschied zu machen. Sehr tiefsinnig ist er nicht. Wenn das Bestreben unsers Willens auf angeneme Empfindungen gehet, so heist es die Lust; bezieht es sich aber zugleich auf einige Erkentnis des Guten und Bösen, und besonders wenn sie klar oder deutlich ist, so nennen wir es das Wollen und Nichtwollen. Es ist in der That, Mamsel! bisweilen ein Vergnügen, sich genau nach den Neben Ideen zu erkundigen, die mit einem Worte verbunden werden, um sich in vorkommenden Fällen desto genauer ausdrüken zu können, und meine Liebe zur Muttersprache hat mir diese Neigung völlig eingeflösset. Ich glaube nicht, daß die Alten unrecht gehabt haben, wenn sie den Willen als ein blindes Vermögen ausgegeben, als ein Vermögen, das sich selbst nicht regieren könne, sondern das sich allemal vom Ver-

stande bestimmen lassen müsse. Und die Erfarung ist volkommen auf ihrer Seite. Lassen Sie es uns auch glauben. Angenommen einmal, daß von einem gewissen Gegenstande die Vorstellung oder das Urteil des angenemen, des schönen, des liebenlichen, des anmutigen, oder des guten vorhergegangen sei, so ist es unvermeidlich, daß eine Lust und ein Wollen, oder überhaupt ein Begeren, entstehe. Das Verabscheuen sezt eine entgegenlaufende Vorstellung zum voraus. Daher komt es, daß wir einerlei Gegenstand zu einer Zeit weder begeren noch verabscheuen, und zu einer andern ihn entweder wollen, oder nach ihm gelüsten, oder ihn nicht wollen, und einen Ekel davor haben. Hierin hat sich unsere Seele nicht verbergen können, und wir haben ihr zuverlässig dis Gesez abgemerkt, daß sie allemal notwendig nach einem gewissen Urteile des angenemen, und guten, (die aber ihre besondern Unterarten haben) begere, das ist entweder gelüste oder wolle, und nach einem entgegengesezten Urteile verabscheue, das heist, entweder einen Ekel empfinde, oder nicht wolle. Die Tiere haben also auch ein Gelüsten, so gut als wir, aber wir besizen darin einen Vorzug, daß unsere wesentliche Spontaneität über unsern Willen gebieten kan, das der Natur der Tiere unmöglich ist. Es ist lange Zeit meine Freude gewesen, und sie ist es noch immer, die Handlungen der Tiere zu beobachten, und noch niemals ist es mir fehlgeschlagen, sie aus der stärkern oder lebhaftern Empfindung zu erklären. Es ist wahr, daß diese

Anmer-

Anmerkung auch in sehr vielen Fällen, und überhaupt betrachtet, von unserer Seele gelte. Aber wir verlieren nichts dabei, denn wir können wilkürlich die Empfindungen und Vorstellungen klärer und lebhafter, oder dunkler und schwächer machen, wie es uns gefält. Wenn Sie nun raten können, Mamsel! so werden Sie bald einsehen, daß ich schon algemach auf die Freiheit unserer Seele abziele.

Sie verdient es ungezweifelt, daß man sich bemühe, ihren waren Begrif zu finden. Ich mögte wol eine oder die andere Anmerkung machen, wenn ich es wagen dürfte, etwas weitläuftig zu seyn. Doch alles kan ich nicht unterdrüken. O! dürfte ich Ihnen doch erzälen, mie hizig man sich bei nahe in allen Zeiten um die menschliche Freiheit gestritten habe. Beinahe wolte ich wetten, daß Sie alle streitende Parteien einigermassen auslachen würden. Aber wie wunderlich ist es nicht schon zuweilen in der Welt hergegangen, und wie wunderlich wird es nicht noch gehen. Indessen gestehe ich, daß man von manchen Seiten auf dem rechten Wege gewesen sei, den Begrif der Freiheit zu finden, aber der Geist der Sekte, oder besondere Favorit Lehren haben ihren Verstand gleich wiederum auf Irgänge geleitet. Vieleicht sind wir am glüklichsten, wenn wir uns einige algemeine Grundsäze bilden, die von iederman zugegeben werden müssen, und aus welchen wir sichere Schlüsse machen können. Ich werde dis um so viel lieber thun, ie mehr Sie ein Verlangen bezeigt haben, einen volständigen Begrif

von

von der Freiheit zu erfaren, und ie mehr nach meiner Sittenlehre der Tugend an diesem Vermögen gelegen ist. Unsere Seele ist ganz gewis alsdenn erst recht schön, wenn sie vernünftig frei ist; denn in diesem Falle müssen alle moralische Vermögen in einer allerliebsten Harmonie würken, und die Spontaneität wird eine Herschaft äussern müssen, die unserer Seele ungemein viele Ehre macht. Ich wil nur drei Grundsäze anmerken. Ist es erstlich nicht an dem, daß allemal zur Freiheit eine Wahl erfordert werde? Können wir auch frei seyn, ohne wälen zu dürfen? Wälen heist eines unter mehrern Dingen vorziehen. Gesezt also, Mamsel! Sie lesen izt meinen Brief, und Sie können unmöglich unter den Gedanken wälen, die Sie haben wollen, sondern es ist einmal ausgemacht, Sie müssen sie so nehmen, wie ich sie hingeschrieben habe. Hierin bin ich glüklicher, als Sie; ich kan wälen, und wäle würklich; denn nicht ein ieder Gedanke ist mir gut genug, sondern unter den vielen verschiedenen, die sich mir zugleich darstellen, ziehe ich nur einen oder den andern vor. Wenn Sie, Mamsel! aber mein Schreiben lesen, oder nicht lesen wollen, so wälen Sie auch. Sie verlangen doch darin, Ihre Freiheit zu haben, und Sie müssen mir also zugestehen, daß allemal zur Freiheit eine Wahl erfordert werde. Wo diese daher nicht stat findet, da gebe ich auch keine Freiheit zu. Zum andern hoffe ich, daß mir alle Menschen einräumen müssen, daß eine Ungezwungenheit zur Freiheit gehöre, und diese ist der Mangel alles äussern und innern Zwanges. Wir

sind es längst überal gewont, den Zwang der Freiheit entgegen zusezen, und nimmermehr getraue ich mir zu sagen, daß ich frei gehandelt habe, wo ich es habe thun müssen. Dieses Mus schliest einen Zwang ein. Drittens endlich erheische ich zur Freihet gewisse Bewegungs Gründe, wornach wir ungezwungen wälen. Denn es ist unmöglich, die Bewegungs Gründe von unserm Willen zu trennen, oder unser Gesez desselben, das nun schon beinahe sechstausend Jar alt ist, wird seiner Stärke und Algemeinheit verlieren müssen. Denn der Wille mus allezeit durch den Verstand bestimt werden, und alles, was diese Bestimmungen ausmacht, heisse ich Bewegungs Gründe, denn da zur Freiheit eine Wahl erfordert wird, und es doch notwendig ist, daß wir begeren oder verabscheuen, so bald eine gewisse Vorstellung vorhergegangen ist, so mus auch schlechterdings unser Bestreben des Willens gegen denienigen Gegenstand, den wir wälen sollen, stärker gemacht werden, als gegen die andern. Allein die Stärke der Begerungen oder Verabscheuungen richtet sich vermöge der Erfarung nach der Lebhaftigkeit oder Deutlichkeit der Vorstellungen, das ist, nach der Stärke der Bewegungs Gründe. Es verschwindet alle Furcht bei mir, daß irgend ein Mensch, der eine gehörige Aufmerksamkeit auf sich selbst gehabt hat, mir diese Grundsäze leugnen würde. Und nun wil ich sie durch einige Folgen zergliedern. Sollen wir frei handeln, so müssen die Handlungen und Gegenstände, bei welchen wir frei handeln sollen, zufällig seyn, das ist, gethan, und

nicht

nicht gethan, oder anders gethan werden können. Denn einzig und allein nur dergleichen Handlungen sind Wahlfähig. Ist es nicht an dem, daß man nur alsdenn wälen könne, wenn es möglich ist, daß wir z. B. spazieren gehen können, und auch nicht können; daß wir ein Buch lesen oder auch nicht lesen können. Mithin also hört unsere Freiheit da auf, wo die Handlungen oder Gegenstände nach physischen oder mechanischen Gesezen geschehen müssen. Denn unter dieser Bedingung kan immer nur eins seyn, entweder das thun, oder das nicht thun; und es sind Fälle genug da, wo Handlungen in unserem Leben nach physischen oder mechanischen Gesezen geschehen. Moralische Handlungen gehören unstreitig unter die Gattung der freien; denn sie können durch ein Gesez bestimt werden, und in sich sind sie allemal so beschaffen, daß sie gethan, und nicht gethan, oder auf verschiedene Art gethan werden können. Die Freiheit erheischet Bewegungs Gründe zu ihrer Wahl, aber zugleich eine Ungezwungenheit. Und wir müsten den Sprachgebrauch, und die Meinnng aller Vernünftigen verlassen. Wenn wir nicht die Ungezwungenheit in folgende beide Stüke sezen wolten. Erstlich, daß wir selbst die Bewegungs Gründe von uns selbst, und aus uns selbst erfinden müsten, und daß sie uns durchaus nicht von andern aufgedrungen werden dürfen. Sezen Sie, daß mir schlechtweg ohne alle Ausname etwas zu thun befolen werde, ohne daß man mir die Gründe sage, warum es gut sei, und ich thue es, so handele ich gewis nicht ungezwungen

zwungen, und dis darum, weil ich nicht selbst, als von mir selbst, die Bewegursachen davon entdekt habe. Lassen Sie es aber einmal seyn, daß mich iemand zum Mittagsmahl nötige, und er mir gleich die Bewegungsgründe vorstelle, allein es mir überlasse, daß ich selbst davon urteile, ob nach diesen Gründen zu handeln sei, oder nicht, und ich wäle in diesem Falle, so wäle ich frei. Folglich gehört zur Freiheit allemal entweder das eigne Erfinden der Bewegungsgründe, oder wenn diese uns zugleich angegeben werden, doch das eigne Urteil über dieselben. Zum andern handeln wir nach iener ersten Bedingung nur alsdenn frei und ungezwungen, wenn uns nichts hindert, nach unsern selbst erfundenen, oder beurteilten Motiven eine Aktion zu thun, oder nicht zu thun. Lassen Sie uns annehmen, daß ich mich auf der Messe befände, und es zeigte mir ein Kaufman eine ganze Menge von Waaren. Wie es gewönlich ist, so wird es mir eine iede besonders anpreisen. Bleibt mir aber die Erlaubnis übrig, teils seine Bewegungsgründe zu beurteilen, teils für das Gegenteil andere zu erfinden, und besonders, mich selbst nach meinen eignen Urteilen zu bestimmen, so ist kein Zweifel, daß ich ungezwungen und frei handele, ich mag begeren und thun, oder unterlassen, was ich wil. Mithin ist es klar, daß es ein wesentliches Stük zur Freiheit sei, die volle Erlaubnis, und Möglichkeit zu besizen, und kein Hindernis zu fülen, nach seinen eignen Bewegungsgründen und Urteilen zu handeln, oder nicht zu handeln, oder anders zu handeln, sich bestimmen zu können. Das heist,

mit ungezwungenem Bewuſtſeyn von ſich ſelbſt und aus ſich ſelbſt zu wälen. Nichts kan uns alſo verbieten, nach dieſen Grundſäzen die Freiheit ein Vermögen zu nennen, unter zufälligen Handlungen und Gegenſtänden ungezwungen zu wälen, oder wenn Sie lieber wollen, ein Vermögen, ſich bei zufälligen Handlungen und Gegenſtänden ungezwungen zur Wahl zu beſtimmen. Aber Mamſel! werden Sie nicht am beſten zufrieden ſeyn, wenn ich Ihnen nach meinem vorherigen Syſteme ſage, daß die Freiheit, am deutlichſten erklärt, unſere weſentliche Spontaneität ſei, in ſo fern ſie ſich zur Beſtimmung des Willens mit Bewuſtſeyn zur Wahl gegen zufällige Handlungen und Gegenſtände äuſſere? Im Ernſt! hiemit habe ich Ihnen den ſichtbarſten Aufſchlus in das Weſentliche unſerer Freiheit gegeben, und ich bin viel zu ſchwach, Ihnen die groſſe Brauchbarkeit dieſes Begriffes vor Augen zu legen. Sie müſſen ganz gewis ein unabſichtliches Feld von Warheiten überſehen leeren, wenn Sie die Nuzbarkeit dieſer Erklärung völlig begreiffen wollen. Alle Fälle, die den meiſten Weltweiſen ſo ſchwer waren, werden leicht, und laſſen ſich nach dieſer Erklärung volkommen gründlich auflöſen. Ein ganzes Heer von finſtern Wolken der Schwierigkeiten verſchwindet, wenn man dieſen Begrif deutlich eingeſehen hat, und wir werden im Stande ſeyn, Dinge, die man immer für wiederſprechend gehalten hat, glüklich zu vereinigen. Verſuchen ſie es einmal, ſich entweder Fälle zu erdichten, oder ſie würklich aus der Erfarung zu nehmen, und dieſen Begrif nach Ihrer ge-

wönlichen Scharfsinnigkeit darauf anzuwenden, und ich wolte alles verwetten, daß Sie mir Recht geben müsten. Allein vergessen Sie auch diese Anmerkung nicht, daß das vornehmste der Freiheit sich auf die Zufälligkeit unserer Erkentnis gründe. Denn der Wille ist ein blindes Vermögen, das notwendig folgen mus, so bald der Verstand bestimt ist. Nimmermehr würde es also möglich seyn, eine Freiheit zu besizen, wenn sich unser Verstand nicht auf vielfältige Art wilkürlich anwenden könte, das ist, wenn unsere Spontaneität nicht auf verschiedne Art über die Anwendung unsers Verstandes gebieten könte. Wie würde es möglich seyn, entweder selbst die Bewegungsgründe zum Begeren oder Verabscheuen zu erfinden, oder ein eignes Urteil von der Beschaffenheit der Dinge zu fällen, ohne iene Herschaft der Spontaneität? Und niemals könte es uns erlaubt seyn, nach unsern eignen Urteilen zu handeln, das ist, entweder was zu thun, oder nicht zu thun, wenn unsere wesentliche Spontaneität nicht über den Verstand zu befehlen hätte. Bald solte ich es wagen, noch eine und die andere Folge aus dieser Anmerkung zu ziehen, und vieleicht würde es nicht schwer werden, einen grossen Teil des zureichenden Grundes von unserer Freiheit in unsrer wesentlichen Einschränkung zu finden. Jedoch das gehört nicht eigentlich zu unserer izigen Absicht. Mehr aber ist uns daran gelegen, die Freiheit in eine sinliche, und vernünftige einzuteilen. Und diese Einteilung läst sich recht gut rechtfertigen. Denn bei der Freiheit gibt es Bewegungsgründe, und diese

sind gewisse Vorstellungen. Gesezt also, daß wir ungezwungen aus sinlichen und verworrenen Vorstellungen und Motiven wälen, so ist kein Zweifel, daß wir frei handeln, aber doch nur sinlich frei. Angenommen aber, daß wir nach einem deutlich eingesehenen Endzweke, aus ungehinderter Bemühung nach einer immer deutlichern Erkentnis, bis zur Gewisheit, und folglich nach der Grösse und Stärke des Verhältnisses zu einem deutlich eingesehenen Endzweke wälen, so handeln wir vernünftig frei. Denn ie sichtbarer und emsiger sich unsere wesentliche Spontaneität zur Bestimmung des Wilens zur Wahl unter den Gegenständen durch die zufällige Erkentnis und Bestimmungen des Verstandes äussert, desto freier handeln wir. Und dis gilt gerade von der vernünftigen Freiheit. Bald werde ich diese Säze näher entwikeln, und ich wil nur izt einen Nuzen von meiner Einleitung anzeigen. Entweder wir müssen dem grössesten Teile der Menschen die Freiheit absprechen, und die Erfarung beleidigen, oder wir müssen zugeben, daß man sich auch bei der Freiheit irren könne. Unmöglich aber ist es, diesen Fal aufzulösen, wenn man nicht die obige Erklärung, und diese Einteilung der Freiheit annimmt. Wer nur sinlich frei handelt, ist allemal der grössesten Gefahr in seiner Wahl zu irren ausgesezt, und auch noch derienige, der zwar nach einem deutlich erkanten Endzweke handelt, aber sich nicht bemühet, seinen Endzwek auf die vorkommenden Handlungen nach einer recht deutlichen Erkentnis anzuwenden. Ja! ich behaupte, daß uns, so lange

unsere

unsere Erkentnis nicht den höchsten Grad der Deutlichkeit bei allen Handlungen erreichen kan, noch immer die Möglichkeit, falsch zu wälen, übrig bleibe. Allein fürchten Sie deswegen nichts nachteiliges für unsere Sittenlehre. Unsere Erkentnis von unsern Handlungen kan in diesem Felde so deutlich werden, als sie zur Gewisheit nötig ist, und alsdenn können wir nicht irren. Und wälen wir nur nach demienigen Grade der vernünftigen Freiheit, der uns möglich ist, nach dem deutlich eingesehenen Endzweke unserer Sittenlehre, so verlieren wir nichts; und so kan uns, gesezt auch einen Irtum, nichts zugerechnet werden. Hier wird die Offenbarung helfen. Lassen Sie uns die Erfarung fragen, und sie wird uns einige Hauptfälle zeigen, in denen wir sichtbar frei handeln, und die sich besonders aus unserm Begriffe auflösen lassen. Wir handeln allemal frei, wenn wir nicht gleich nach den ersten Bewegungsgründen begeren oder verabscheuen, sondern uns selbst bestimmen, den Gegenstand weiter zu untersuchen, und bedürfenden Falles die dunkle Vorstellung klar, und die klare deutlich zu machen, oder umgekehrt. Alle Menschen sind in diesem Falle einig, und es ist bei demselben eine Wahl und Zufälligkeit der Handlung völlig sichtbar. Denn die ersten Bewegungsgründe sind meistens notwendige Vorstellungen, oder Empfindungen, und folgen wir ihnen so gleich, so findet keine Ungezwungenheit, und keine Spontaneität stat. Allein mit der Zufälligkeit der Erkentnis, und mit dem eignen Bestimmen durch selbst entdekte Bewegunsgründe

wächst die Freiheit, und dis ist gerade der Fal. *Hier* äussert sich unsere wesentliche Spontaneität ungemein begreiflich, indem sie teils mehrere Vermögen des Verstandes erwekt. Teils andere Aktionen zurükhält, und unsere Erkentnis und die Motiven verändert. Ganz gewis eine unverwerfliche Probe der Freiheit! Sind mehrere Gegenstände da, unter welchen eine Wahl stat findet, und wir verfallen nicht so gleich auf den ersten den besten Gegenstand, sondern untersuchen ihre Beschaffenheit gleichgültig, und bestimmen nach derselben unsere Wahl, so ist man abermals einig, daß wir frei gehandelt haben. Haben wir aber mehr gethan, als daß unsere Spontaneität sich angewendet hat, unsern Verstand auf eine verschiedene Art zu reizen, und durch seine Würksamkeit den Willen zu bestimmen? Es geschicht bisweilen, daß entgegengesezte, aber ungleiche Bewegungsgründe zur Handlung oder ihrer Unterlassung da sind, und es ist wieder ausgemacht, daß wir im sehr offenbaren Grade frei handeln, wenn wir auf der schwächsten Seite das Uebergewicht zu geben vermögen. Meistenteils siehet man diesen Fal, als den höchsten bei der Freiheit an, und er ist es auch. Denn hier mus sich die wesentliche Spontaneität vorzüglich äussern. Sie mus eine Menge von Vermögen des Verstandes erweken, und dem Verstande eine recht deutliche Einsicht in das grössere und kleinere Verhältnis des Gegenstandes zu unserm deutlich eingesehenen Endzweke verschaffen. Dieser Fal wird bei der Beobachtung des Gesezes sehr oft vorkommen, wenn lebhafte Triebe

den

den Pflichten wiedersprechen. Endlich würkt unsere Freihet noch, wenn sie einen Ausschlag im Gleichgewichte gibt. Haben Sie wol bisweilen eine Unschlüssigkeit bei sich bemerkt? Und wenn es geschehen ist, so war allemal ein Gleichgewicht in Ihrer Seele. Es entstand, weil entgegengesezte Motive, die einander gleich waren, auf Ihren Willen würkten. Vergeblich ist es, sich zu bemühen, dieses Gleichgewicht zu haben, wenn wir nicht auf der einen Seite die Bewegungsgründe stärker machen. Dis können wir unstreitig. Und es ist ein Geschäfte der wesentlichen Spontaneität, die eine Herschaft über die Vermögen des Verstandes hat. Denn der Wille ist blind, und der Verstand sein Herr; aber die Spontaneität die Beherscherin beider.

Wie nun, Mamsel! Habe ich nicht Recht gehabt. Daß die Freiheit unserer Seele nach unserm Systeme weit besser zu begreiffen seyn müste, als nach irgend einem andern? Habe ich Ihre Hofnung erfült? Ich wünsche es! Verzeihen Sie aber meine Eilfertigkeit. Vieleicht bin ich einmal recht aufgeräumet, daß ich mich entschliesse, Sie mit Subtilitäten heimzusuchen, und denn erhalten Sie ganz gewis eine viel weitläuftigere, und spizigere Abhandlung von der Freiheit unserer Seele. Es sind noch eine Menge von schweren Fragen übrig, die ich auflösen könte; aber dem Himmel sei Dank, daß wir sie hier nicht nötig haben. Ich werde Ihnen weit nüzlichere Anmerkungen von den natürlichen Trieben unseres Willens vorle-

vorlegen müssen. Ja, ia! von den natürlichen Trieben, einer recht berümten Lehre in unsern Zeiten, und die uns einen überaus klaren Aufschlus zur Beurteilung unsers Herzens reicht. Auch hier werde ich frei denken. Und habe ich irgend in meinem Leben einen freien Entschlus gefasset, so ist es der, ewig zu seyn

Deroselben

ergebenster Freund.

Sechzigster Brief.

Mamsel!

Ist es ein Glük oder ein Unglük, eine Freiheit zu besizen? = = = = O! welch eine Frage! ich habe niemals daran gezweifelt, daß Sie ein Glük sei. = = = = = Wol gut, Mamsel! Ich auch nicht, aber unter den gehörigen Bedingungen. Hören Sie nur, was Tetril dagegen einzuwenden hat. Er kam eben dazu, als ich im Begrif war, meinen lezten Brief an Sie zuzusiegeln. Ich muste ihn zeigen. Ja, ia! sprach er, mit der Freiheit, das ist so ein Ding. Ihre Säze aus der Erfarung und ihre Erklärung sind gut genug, und ich glaube freilich, daß ich eine solche Freiheit besize. Aber ich wünschte doch, daß ich sie nicht besässe, und mir

deucht,

deucht, ich wäre glüklicher ohne Freiheit, als mit Freiheit. Dis Vermögen scheint den Menschen würklich von einer Seite zum Unglük gegeben zu seyn. = = = Um Gotteswillen! antwortete ich, Sie sprechen viel zu niedrig von der menschlichen Natur und ihrer Glükseeligkeit. = = = Im Ernst nicht, denn hätten wir keine Freiheit, so würden wir wie die Tiere allemal nach der stärksten Empfindung handeln, und wir würden gewis glüklich seyn. Denn wir gingen nur unserm Vergnügen nach, wir folgten unsern Trieben, und kenneten weiter keine Einschränkungen, als die uns die unangenemen Empfindungen, und die Unmöglichkeit, sie zu sättigen, vorschrieben. Ist ihr Hündgen nicht recht volkommen glüklich? und ich wünschte mir mannigmal, nur so glüklich zu seyn, als er. Sie sind vernünftig, und straffen ihn nur alsdenn, wenn er durch die stärkere Empfindung der Straffe von etwas abgehalten werden kan, das ihnen misfält, und das ist doch eigentlich keine Straffe. So müste es Gott mit uns auch machen; wir würden gar keine, oder doch nur wenige Geseze haben, die leicht zu beobachten wären, und ihre Uebertretung würde noch dazu in den allerwenigsten Fällen gestraft werden können. So würden wir ganz gewis überaus vergnügt leben. Izt aber, da wir Freiheit besizen, haben wir unzählige Geseze, und weil nichts leichter ist, als seine Freiheit zu misbrauchen, so sind wir auch unzähligen Straffen unterworfen. Folgten wir nur unsern Trieben, so wäre es eine Lust, zu leben. = = = = Und ich mögte nicht in ihrer Welt wonen.

Es ist schon ungemein viel Unglük darin, aber es würde noch tausendmal häuffiger seyn, wenn die Menschen uneingeschränkt ihren Trieben und Affekten folgen dürften. Sind sie damit zufrieden, daß sie deutliche Erkentnis, und Vernunft besizen, so müssen sie notwendig auch damit zufrieden seyn, daß sie eine Freiheit haben. Denn beide sind unzertrennlich von einander. Wollen sie sich aber mit ihren Wünschen zur Klasse der sinlichen Tiere erniedrigen, so wil ich ihnen auch eine tierische Glükseeligkeit nicht misgönnen ohne Freiheit. Ich wäle die menschliche mit Freiheit, und sie wird weit erhabener, weit dauerhafter, weit schöner, weit ausgebreiteter, und weit reizender seyn. Die Möglichkeit des Misbrauchs der Freiheit ist von der Freyheit selbst unzertrenlich; denn er ist etwas wilkürliches. Aber dafür hilft auch die Sittenlehre, die uns den rechten Gebrauch zeiget, und der eben so möglich ist, als der Misbrauch. Bemüheten sich nur die Menschen durch ihre Freiheit, ihre eigne Freiheit recht zu gebrauchen, so würde es ein Glük heissen, ein Mensch zu seyn, und Freiheit zu besizen; und unsere Glükseeligkeit würde beneidenswert werden, und sich einer götlichen nähern.

Ich halte es also mit Ihnen, Namsel! daß die Freiheit ein Glük sei, wenn wir uns derselben nach der Sittenlehre gehörig gebrauchen. Und o! wie schön sieht unsere Natur nicht aus, wenn diese Freiheit unsere natürlichen Triebe beherscht. Diese wollen wir kennen lernen, und sie sind ein wichtiger

Teil

Teil unserer moralischen Natur. Eine ganze zeitlang sind sie den Weltweisen unbekant gewesen, bis man sie in unsern Zeiten wieder ans Licht gebracht hat. Sie verdienten wol, daß ich ihre Abhandlung mit einigen Spizfindigkeiten ausschmükte. Aber, Mamsel! ich habe Sie zu lieb dazu, und daher kan ich es nicht übers Herz bringen, ekel zu werden. Wir wollen der Erfarung folgen, und es ist gewis, daß alle Menschen eine innere Notwendigkeit fülen, das Vergnügen oder das Angeneme zu begeren, und das Misvergnügen oder Unangeneme zu verabscheuen. Ist es nicht an dem, wir begeren alles das, was schön ist; und warum? weil es uns ein Vergnügen macht. Ein Kind begert dausend Dinge, und es ist doch noch nicht im Stande, zu beurteilen, ob sie würklich gut sind, oder schädlich. Es begert, weil sie ihm angenem sind. Von der Seite ist es unmöglich, aufzuhören, wie Kinder zu handeln; denn es ist unsern Willen eine Notwendigkeit eigen, alles Vergnügen, alles angeneme zu begeren, und das unangeneme zu verabscheuen. Ein einziger Blik in Ihr eigen Herz wird meinen Saz volkommen bestätigen, und ich höre daher mit der grössesten Zuversicht auf, ihn weiter zu beweisen. Aber irreten wir auch, hierin den Grund zur sichern Begerung, und dem eifrigen Bestreben nach der Glükseeligkeit zu suchen? Denn gründet sich unsere Glükseeligkeit nicht auf Begierden nach dem Vergnügen, und ist sie nicht selbst der Genus eines heitern Vergnügens? Lassen Sie uns einmal den Vertrag machen, eine iede Bestimmung unseres

Willens,

Willens, etwas notwendig zu begeren, oder die Notwendigkeit des Willens, sich gegen einen gewissen Gegenstand unvermeidlich zur Begerung, und gegen sein Gegenteil unvermeidlich zur Verabscheuung zu äussern, welche Notwendigkeit selbst in der wesentlichen Beschaffenheit unseres Willens gegründet ist, einen Naturtrieb zu heissen, und ich wolte wetten, daß Sie nichts einwenden könten, um die Notwendigkeit, alles angeneme überhaupt zu begeren, und das unangeneme zu verabscheuen, die zugleich in der natürlichen Beschaffenheit unsers Willens gegründet ist, mit dem Namen des Triebes zur Glükseeligkeit zu belegen. Zweifeln Sie also noch, ob ein Trieb zur Glükseeligkeit in unserm Herzen herrsche? Denn haben Sie mir nicht iene Notwendigkeit eingeräumet. Dis ist der Grundtrieb; denn er ist der Vater von allen den andern Trieben, die ich Ihnen noch beschreiben mus. Und alle Menschen sind darin einig, daß die natürlichen Instinkte, (denn das ist das Mode Wort) auf das Vergnügen und angeneme sich beziehen. Dieser Trieb also, und alle seine Sprösslinge, sind keine würkliche Begierden, sondern Notwendigkeiten zu begeren; keine würkliche Aeusserungen und Aktionen des Willens, sondern Notwendigkeiten, ihnen übereinstimmige Aktionen vorzunehmen, und diese würklichen Begerungen oder Verabscheuungen, die den Notwendigkeiten gemäs sind, heissen unter dieser Bedingung Aktionen und Anwendungen der Triebe. Ein Trieb also ist unser Wille selbst, in so fern er sich unter

einer

einer Notwendigkeit zu handeln, gegen eine oder die andere Gattung des angenemen äussern mus. Dieser Grundtrieb ist uns angeboren, und anerschaffen, und von unserer Natur unzertrenlich. Alle Menschen fühlen seine Würksamkeit, und es ist unmöglich, ihn zu unterdrüken. Der Grundtrieb zur Glükseeligkeit gehet auf das Vergnügen überhaupt; und solte es wol nicht möglich seyn, das Vergnügen überhaupt in ein paar Hauptgattungen einzuteilen? Wir werden auf die Weise den Vorteil haben, daß wir wenn Stamtriebe entdeken, die die nächsten Kinder des Grundtriebes sind. Alles angeneme sind entweder wir selbst, und das unsrige, das ist, dasienige, was unmittelbar zu uns gehöret, und doch wir nicht selbst sind, oder andere Dinge auser uns, die nicht unmittelbar zu uns und dem unsrigen gehören. Lassen Sie uns diese zwote Gattung die angeneme Welt heissen, und wir reden dem Sprachgebrauche volkommen gemäs. Sind also dis zwo unmittelbare Hauptgattungen der höchsten Gattung des angenemen, so ist kein Zweifel, daß nicht auch unser Wille eine Notwendigkeit fühlen solte, sowol die eine, als die andere Gattung zu begeren. Es wird sich daher der algemeine Grundtrieb in zween besondere Stamtriebe zerlegen lassen; in den Stamtrieb der Eigenliebe, und der bezieht sich auf Begerungen des Angenemen, was wir selbst sind, und das unsrige heisset, und in den Trieb der Welt zu genissen, der auf alles das gehet, was angenemes auser uns ist, und zwar einigst, aber kein

unmit-

unmittelbares Verhältnis zu uns hat. Sind Liebe Notwendigkeiten zu begeren und zu verabscheuen, so ist es auser allem Streit, daß in unserm Herzen eine Begerung unvermeidlich entstehe, so bald wir von einem äussern Gegenstande, der entweder zur Gattung des Eignen, oder der Welt gezälet werden mus, eine angeneme Vorstellung haben. Denn, Ramsel! es würde unverantwortlich seyn, algemeine Geseze erwiesen zu haben, und demohnerachtet Säze vorzutragen, die ihnen offenbar wiedersprächen. Noch wüste ich mich dieses Fehlers nicht schuldig gemacht zu haben, und eben deswegen erfordere ich allemal zu der Reizung eines Triebes eine vorhergegangene Empfindung von seiner Gattung. Alsdenn aber ist es auch notwendig, daß sich unser Wille als ein Trieb äussere. In Warheit; aus diesen beiden Trieben werden sich ungemein viel Handlungen der Menschen auflösen lassen, und unsere Glükseeligkeit würde wenig Narung aus der Welt haben, wenn diese beiden Triebe nicht wären. Sie sind ungezweifelt gewis in unsern Herzen, und von unserer ersten Kindheit an verraten wir schon ihre Würksamkeit. Allein sie sind doch noch etwas zu algemein, und wir werden diese Stamtriebe viel näherer kennen lernen, wenn wir die besondern Sprostriebe etwas beleuchten. Die Reiche des Angenemen, worüber die Stamtriebe herschen, sind noch ungemein weitläuftig, und es geht mit der grössesten Bequemlichkeit an, daß wir sie wieder in kleinere Herschaften zerteilen können. Alles Angeneme gehört

entweder

entweder unmittelbar zu einer von diesen vorher-angegebenen Hauptgattungen, oder es gehöret zu beiden zu gleich. Sobald eine Vorstellung eines Obiekts von einer von diesen Gattungen der Stam-triebe da ist, so bald wird auch der Trieb selbst gegen dieselbe in Würksamkeit gesezt. Das ist der Ursprung der besondern Triebe. Zugegeben ein-mal, daß die Gattung des Eigenen wieder in zwo Untergattungen eingeteilt werde, und es entstehe eine Empfindung von der erstern Untergattung, und alsdenn auch von der andern, so äussert sich der Wille nach dem Grundtriebe, und näher der Trieb zur Eigenliebe gegen eine iede von diesen Unter-gattungen, und alsdenn erhält er einen gedoppel-ten Namen; er wird in zween Sprostriebe ver-teilet. Folgen Sie mir in dem Bilde eines Stro-mes, den wir von seiner ersten Quelle an beglei-ten wollen, und wenn ich malen könte, so erhiel-ten Sie ganz gewis eine Zeichnung seiner Gänge. Bei der Quelle ist sein erster Ursprung, in dem alle seine Stärke enthalten ist. Kaum hat er seine Quelle verlassen, so trift er zween grosse Gänge an, die er erfüllet, und er breitet sich nunmehro in zween Aerme aus. Sezen Sie, daß um diese Aerme herum zwei verschiedne Völker wonen, und es kan nicht fehlen, daß nicht ein und eben der-selbe Flus zween verschiedene Namen erhalten solte. Der Arm zur Rechten trift in einer gewissen Weite abermals zween verschiedene Ufer an, eben so wol als der zur Linken, und ist es nicht andem, daß sich ein ieder Hauptarm wieder in zween besondere

Aerme zerspalten werde. Man wird sie unterscheiden wollen, und ein ieder erhält wieder einen eigenen Namen. Lassen Sie endlich die beiden Hauptärme durch den Zusammenflus ihrer absprossenden Aerme in dreien verschiedenen Punkten sich vereinigen, und durch drei verschiedene Wege, so werden wiederum drei verschiedne Flüsse entspringen, und ein ieder verdient von neuem eine verschiedene Benennung. Gerade so zerteil sich das richtige System von den natürlichen Instinkten. Der Grundtrieb ist die Quelle, der Arm zur Rechten ist der Stamtrieb zur Eigenliebe, und der Arm zur Linken ist der Stamtrieb zum Genusse der Welt. Jener zerflieſt wieder in zween besondere Triebe, nemlich in den Trieb zur Erhaltung, und in den Trieb zur Volkommenheit. Dieser zerspaltet sich in den Instinkt zum sinlichen Vergnügen, und in den Trieb zur Geselligkeit. Nun fliessen beide Stamtriebe wieder in ihren Aermen auf verschiedenen Wegen, und in verschiedener Vereinigung zu samen, und es entspringen daher die Instinkte zur Ehre, zur Freiheit, und seine Kinder zu erziehen. Wollen Sie diese besondern Flüsse nicht kennen lernen? In der That es ist reizend. Aber wird es auch ohne einige Reisen durch die verschiedenen kleinen Reiche des Unangenemen geschehen können? O! Lassen Sie uns diese Lustreisen wagen, und ich wil Bürge seyn, daß wir nicht ohne eine reiche Samlung von guten Begriffen zurük kehren werden.

Der Stamtrieb zur Eigenliebe beherscht ein grosses Reich des Angenemen, und es gehört alles das, was wir selbst, und das unsrige sind, unter seine Botmässigkeit. Aber wäre es wol nicht gewis, daß unser Leben und unser Daseyn, und alles, was ein Mittel seyn kan, es zu verlängern, mit zu diesem Reiche gezälet werden müste? Es wird also vermöge eines Stamtriebes eine Notwendigkeit seyn, alles dis zu begeren, und das Gegenteil zu verabscheuen. Ein Wurm krümt sich, wenn er sterben sol, und unser eignes Gefühl lehret es uns, daß unser Leben ein schäzbares Gut sei, weil es uns angenem ist. Und füret nicht Speise und Trank, und alles andere, was zur Fortsezung unsers Daseyns erforderlich ist, sein Vergnügen bei sich? So gut knüpfte ganz gewis die höchste Weisheit den Zusammenhang der Welt, und eben dadurch gab sie uns den Trieb zur Erhaltung, der bei allen Menschen so sichtbar ist. Dis ist der erste Sprostrieb, und der erste Sohn des Stamtriebes zur Eigenliebe. O! Mamsel! verfolgen Sie ihn einmal in seinen Würkungen, und es kan nicht fehlen, daß sich nicht durch ihn unzälliche Begebenheiten des täglichen Lebens auflösen lassen müsten. Wir wissen, daß alle eine ziemlich merkliche Furcht vor dem Tode besizen, weil ihnen ihr Leben so lieb ist, oder weil der Trieb zur Erhaltung lebendig in aller Herzen wonet. Nichts glaubt man lieber, als was uns etwas angenemes verspricht, und daher glauben wir auch so gern allen Versicherungen, und öfters allen

Torheiten, daß wir lange leben werden, weil uns ein Trieb zur Erhaltung eigen ist. Darum scheuen wir tausend Mühseeligkeiten nicht, weil die viel süssere Hofnung des Lebens ienen Trieb rege macht, und durch ihn verstärkt, leicht überwieget. Allein wie viele Arten des Angenemen gibt es nicht, die unsern innern und äussern Zustand ausmachen, und die uns das Urteil abzwingen, daß unser Zustand schön sei. Wir ergözen uns durch eine innere Notwendigkeit an uns selbst, und wir entwerfen uns allemal nach dem Triebe zur Eigenliebe ein reizendes Bild von uns selbst nach allen Stüken des unsrigen. Jene Beschaffenheiten, die uns angenem sind, und die unsern innern und äussern Zustand ausmachen, verschönern allemal das Bild von uns selbst, und wir sind es gewont, sie Volkommenheiten zu nennen. Auch diese müssen wir vermöge des Triebes zur Eigenliebe notwendig begeren, und von dieser Seite bekomt er einen neuen Namen, den Namen des Triebes zur Volkommenheit. Er geht auf alles Angeneme, das unsern innern und äussern Zustand bildet, und das ganze Bild von uns selbst verschönert. Abermals eine reiche Quelle von Anmerkungen. Darum begeren wir öfters so sehr die Geschäftigkeit unserer würksamen Vermögen; darum bemühen wir uns nach Künsten und Wissenschaften; und darum ist bisweilen unsere Wisbegierde so gros. Allein nicht weniger lieben wir deswegen den Besiz äusserer Güter, sparen keine Mühe, sie zu erwerben, und sind vergnügt, wenn wir einigen Besiz erhalten

haben,

haben, und misvergnügt, wenn uns das Unglük einige raubet. Beinahe in eines ieden Brust wonet eine Begierde nachzuahmen, und ein Verlangen nach Sicherheit, und beides ist eine Würkung des Triebes zur Volkommenheit. Dis sind die beiden rechten Kinder des Stamtriebes zur Eigenliebe, und eben so viel hat der andere Stamtrieb zum Genusse der Welt gezeuget. Die Welt ist uns angenem, und es ist daher notwendig, daß wir auch alle Gattungen, die als Hauptteile zu derselben gehören, begeren müssen. Ich zweifele nicht, daß man alle dieienigen Dinge, die einen gewissen Zustand in unserer Seele hervorbringen, den wir das sinliche Vergnügen nennen, zu der angenehmen Welt zälen werde. Und es ist eben so gewis, daß dis Vergnügen nicht eine einzelne Empfindung des Angenemen seyn könne, sondern eine Menge von demselben; die mit einander abwechseln, und die wir durch Hülfe unsers Körpers empfangen, und woran er den grössesten Teil nimt. Es sind Vergnügungen des Auges, des Ohrs, des Geruchs, des Geschmaks, des Gefühls, ein Kus, Schauspiele, und anderes mehr. O! ich wolte wetten, daß iederman bekennen müsse, es sei ihm unmöglich, diese Dinge nicht zu begeren, und er verrät ganz gewis eine Notwendigkeit seines Willens, sie zu begeren, das ist, einen Trieb zum sinlichen Vergnügen. Wie glüklich wären die Menschen, wenn dieser Trieb nicht so gar oft aus seinen vernünftigen Grenzen wiche, und wir würden weit weniger Laster unter den Menschen zälen

können. Man hat unbekante Arten der sinlichen Ergözungen aus weit entlegenen Weltteilen geholet, und dis ist ein offenbarer Beweis, daß der genante Trieb in den Herzen der meisten Menschen ungemein stark sei. Dis ist die erste Provinz der angenemen Welt, und sie beherscht der erste Sohn des Stamtriebes zum Genusse der Welt. Das andere kleine Reich derselben machen andere Menschen ihre Handlungen, und ihr Umgang aus, und es wird sicher geschlossen werden können, daß sich auch von dieser Seite eine Notwendigkeit in unserer Seele finde, mit andern Menschen umzugehen, oder ihre Gesellschaft zu begeren, weil sie uns angenem ist. Diese Notwendigkeit verdient den Namen des Triebes zur Geselligkeit, und er ist der zweete Sprostrieb des Stamtriebes zum Genusse der Welt. Sprechen Sie nicht gerne mit Amalgen? und sind Sie nicht gerne in ihrer Gesellschaft? Ich auch, Mamsel! und ich bin recht vergnügt, wenn ich bei Ihnen, und in dieser Gesellschaft bin. Wir haben alle einen Trieb zur Geselligkeit. Schon vier Sprostriebe, welche nicht wenig sichtbar sind, und welche grosse Dinge unter den Menschen anzurichten vermögen. Allein noch sind drei andere übrig, die aus der vereinten Würksamkeit beider Stamtriebe entspringen, und nicht weniger angemerkt zu werden verdienen. Denn es gibt gewisse Untergattungen des Angenemen, die von der einen Seite zu uns und dem unsrigen, und von der andern zu der angenemen Welt gerechnet werden müssen. Sie reizen also

notwen-

notwendig beide Stamtriebe zu gleich, und eben deswegen sind sie Notwendigkeiten zu begeren und zu verabscheuen, die sich von andern ganz wol unterscheiden lassen. Lassen Sie uns nur die Erfarung fragen, und es wird gewis seyn, daß es Handlungen bei uns und andern gebe, und eine Menge von Dingen und Verhältnissen, welche uns darum so besonders angenem sind, weil sie Zeichen abgeben, daß wir Vorzüge, Volkommenheiten, und verehrungswürdige Eigenschaften besizen. Alle diese Dinge sind zu gleich geschikt, uns von andern auf eine gewisse Art zu unterscheiden, und uns angeneme und reizende Erinnerungen von uns selbst, und dem Werke unserer Vorzüge beizubringen. Man irret nicht, wenn man diese Gattung von Dingen die Ehre heisset, und es ist ohne Zweifel wahr, daß sie uns überaus angenem ist. Begeren wir also notwendig alles angeneme, was wir können, so liegt auch in unserm Herzen eine Notwendigkeit, die Ehre, oder alles das zu begeren, was ein Zeichen unserer Vorzüge ist, und uns von andern unterscheidet, und das Gegenteil zu verabscheuen. Dis ist der so mächtige Trieb zur Ehre. Eben darum begeren wir Rang, Titel, Ehrenstellen, Ehrenbezeigungen, und eigne Handlungen, die andern unsern Wert zu erkennen geben. Und o! daß doch die tägliche Erfarung nicht so häuffig traurige Beweise von seiner Würksamkeit aufzuweisen hätte! Aber es fehlt auch nicht an guten Würkungen, und man hat es der menschlichen Seele sehr frühzeitig abgemerkt,

daß sie durch Hofnung der Ehre zu den schwersten Thaten bewogen werden könne. Daher ist die Welt erdenklich und schön geworden, und daher hat man sich keine Mühe verdriessen lassen, die Künste und Wissenschaften zu so hellem Glanze zu erheben. Diesem Triebe folgt der Trieb zur Freiheit, und auch ihn wird man unmöglich unter den Menschen verkennen können. Alle begeren, ihre Handlungen nach ihrem eignen Gefallen einrichten zu dürfen, und es ist ihnen höchst verdrüslich, sich unter die Befehle anderer zu büken. Hierin besteht der eigentliche Begrif der äussern Freiheit, und den gebrauchen wir. O! Mamsel! hierbei wird sich Ihr Geschlecht am wenigsten weigern dürfen, die Herschaft des Triebes zur Freiheit zu erkennen. So artig es ist, so lieb hat es auch den Trieb zur Freiheit. Kein Volk des ganzen Erdbodens kan diesen Trieb verleugnen, und wir haben in der Geschichte blutige Würkungen dieses Triebes genug. Schon Kindern ist der Zwank unangenem, und tausend Handlungen und Wiedersezungen verraten die Herschaft ienes Triebes. Darum ist uns der Wiederspruch anderer, und das Gebot der Geseze so lästig, und wir können uns nicht besser helfen, als wenn wir heimlich sind. Im Ernst, Mamsel! müste ich gezwungen arbeiten, ich schriebe kaum alle Jar einen Brief. Noch einen Trieb nur habe ich zu benennen, und das ist der Trieb, seine Kinder zu erziehen. = = = = Nun wenn ich alles glaube, so glaube ich doch das nicht, daß ich diesen Trieb besässe; denn ich bin

noch

noch unverheiratet. = = = Ich auch, Mamsel! aber die Kinder sind doch so artige Dingerchen, daß sie es wol verdienten, daß sich ein Trieb zu ihrer Erziehung in unsern Herzen befände. Es ist würklich so; aber er hat nur seine Würksamkeit noch nicht erlanget, weil wir noch keine eigne Kinder küssen. Hat es der Himmel über uns beschlossen, unsern Zustand zu verändern, o! Mamsel! so wünsche ich Ihnen Kinder, wie Sie sind, rechte artige Püpgens, und denn zweifele ich auch nicht, daß Sie aus der eignen Erfarung bestätigen sollen, daß Sie unvermeidlich alles das begeren werden, was nur zur Erhaltung und Verpflegung und Glükseeligkeit Ihrer schönen Püpgen ein Mittel seyn kan. Denn dürfen Sie mir diesen Trieb nicht leugnen. Und izt werden Sie es auch nicht thun können, wenn Sie nur auf die Handlungen Ihrer verheirateten Gespielinnen Acht zu haben belieben.

Nunmehro habe ich Ihnen die würksamen Triebe des menschlichen Herzens bekant gemacht, und o! wie würde ich mich freuen, wenn es Ihnen gefallen könte, nach diesem System die gewönlichsten Handlungen der Menschen zu beurteilen. Sie müssen uns notwendig anders vorkommen, als vorher, und wir werden bei gehöriger Aufmerksamkeit ungezweifelt im Stande seyn, sie nach ihren Quellen zu betrachten. Aber, Mamsel! ich habe Ihnen noch verschiedene Anmerkungen in Absicht der Triebe vorzulegen, und doch ist mein Brief

schon ziemlich lang. Ei nun erlauben Sie mir, daß ich meinem Triebe zur Freiheit folge, und hier abbreche. Die Freiheit ist süsse, aber die Ehre noch süsser, mich nennen zu dürfen

Deroselben

ergebensten Freund.

Ein und sechzigster Brief.

Mamsel!

Nicht an dem? die Menschen haben doch die vorherbemerkten Triebe? Aber welche Schwierigkeit! die Instinkte sind Notwendigkeiten zu bereuen und zu verabscheuen, und doch wollen die Moralisten ihnen Regeln vorschreiben. Ei! nun, Mamsel! wenn ich Ihnen denn sagte, daß diese Gelehrten mehr könten, als andere, wenn ich die Metaphysiker ausnehme, die neue Welten machen können. Sie wagen ganz gewis nicht zu viel; denn es geht volkommen an, daß die Triebe der Herschaft der Sittenlehre unterworfen werden. Um dis zu beweisen, schike ich mich eben an, Ihnen meine Anmerkungen mit zu teilen. Unsere Vorstellungen sind nicht von einerlei Art. Es gibt dunkle und verworrene, und klare und deutliche. Beide

reizen

reizen die Triebe, und der Unterschied unter dieser Reizung wird den Moralisten ihr Recht volkommen bestätigen. Die dunklen und verworrenen Vorstellungen von den Gegenständen der Triebe, und die Empfindungen sind von einer Seite freilich notwendig, und sie reizen also auch notwendig die Triebe. Denn der Wille, der ein blindes Vermögen ist, und dessen Bestimmungen Instinkte sind, richtet sich unfehlbar nach dem Verstande. Aber die Empfindungen von einer andern Seite, und die deutliche Erkentnis sind der Spontaneität unterworfen. Sie wissen, daß es in unserer Gewalt sei, Vorstellungen und Empfindungen entweder lange zu erhalten, oder so gleich zu entfernen. Folglich ist es auch ohne allen Zweifel unserer Spontaneität überlassen, ob die Begerung oder Verabscheuung eines Triebes lange dauren solle, oder ob wir sie so gleich unterdrüken wollen. Gesezt, ich gerate in eine Gesellschaft von guten Freunden, die in der grössesten Zufriedenheit sich volle Gläser lachenden Weins zubringen, und mein Trieb zum sinlichen Vergnügen wird freilich lebhaft durch eine Menge von Empfindungen gereizt werden. Aber ist es mir nicht wilkürlich, ob ich diese Empfindungen in meiner Seele ernären wil, oder sie entfernen? Ist es nicht wilkürlich, ob ich ein Glas annehmen wil? Ist es nicht wilkürlich, ob ich dableiben, oder weggehen wil? Ist es nicht wilkürlich, ob ich andere Vermögen erweken wil, oder nicht, die mir entgegen gesezte Vorstellungen verschaffen? Kan ich mich nicht mit der Gesellschaft

auf eine weit andere Art beschäftigen? Kan ich nicht den Entschlus fassen, durchaus nicht dem Nötigen meiner Freunde nachzugeben? Kurz! kan ich nicht über meinen Trieb gebieten? Die Uberlegung und Aufmerksamkeit sind Würkungen der Spontaneität, und beide füren uns zur deutlichen Erkentnis. Folglich ist es auch volkommen wilkürlich, durch die deutliche Erkentnis einen Trieb zu unterdrüken, oder ihn einzuschränken, oder entgegengesezte Triebe zu reizen. Dürfte also wol nicht ein Moralist den Instinkten Regeln vorschreiben, wie und wo sie gereizt werden müsten? Eben so gewis ist es, daß zwar bei manchen Gelegenheiten die Reizung eines Triebes unvermeidlich sei; aber daß es doch in unserer Gewalt stehe, ihm den Ausbruch zu verstatten, und ihm äussere übereinstimmige Handlungen zu vergönnen, oder nicht. Angenommen einmal, daß ich einen Befehl erhielte, der mir unangenem wäre, und in dem Augenblike würde es unvermeidlich seyn, daß mein Trieb zur Freiheit gereizt würde, Befehl, und Handlung zu verabscheuen. Aber meine Spontaneität kan herschen. Sie kan meine Gesichtszüge regieren, die schon anfangen, sich in verdrüsliche Runzeln zu legen; sie kan machen, daß ich heiter bleibe, den Trieb zurük halte, und mich anschike, den Befehl auszurichten. Ich behaupte noch mehr, ich behaupte, daß die Triebe nach einem deutlich eingesehenen Endzweke regiert werden können. Die Grösse und Stärke und Lebhaftigkeit der Würksamkeit der Triebe ist durch Hülfe der Spontaneität in unserer

Gewalt,

Gewalt, und wäre es nicht möglich, sich einen deutlich eingesehenen Endzwek vorzusezen, und den Entschlus zu fassen, nach demselben seine Handlungen einzurichten? Wird auch in Ansehung der Triebe noch mehr dazu erfordert, als auf sich selbst aufmerksam zu seyn, geschwind zu beurteilen, von welchem Triebe eine Begerung oder Verabscheuung ausfliesse, und sich unablässig zu bemühen, den Trieb nach seiner Natur einzuschränken, oder zurükzuhalten, oder einen entgegen gesezten Trieb durch Hülfe der Erinnerungskraft und Phantasie zu reizen, und alles mit dem deutlich eingesehenen Endzweke zu vergleichen? Aber sind dis nicht alles wilkürliche Handlungen unserer Seele? Und kan die Spontaneität also nicht nach Maasgebung eines deutlich eingesehenen Endzwekes über die Triebe gebieten. In Warheit! unsere Sittenlehre verlöre viel zu viel, wenn wir nicht, durch die Erfarung geleitet, diesen Fal als möglich zu geben wolten. Nach unserer Sittenlehre müssen wir vernünftig frei handeln, und nur der handelt auf diese Weise, der nach einem deutlich eingesehenen Endzweke aus ungezwungener Wahl seinen Willen nach dem Verhältnis des Gegenstandes zu ienem Endzweke bestimmen kan. Nehmen Sie die vorhergehenden Beispiele, und sezen Sie zugleich, daß ich alles, was ich in Ansehung derselben thun kan, aus Bewustseyn meiner Pflicht thue, so bleibt nicht der geringste Zweifel übrig, daß ich nicht die Triebe nach einem deutlich eingesehenen Endzweke regiert hätte. Es ist möglich, daß die Triebe gereizt werden können, ohne

daß

daß ihre Gegenstände in der That gegenwärtig wären. Geht es nicht volkommen an nach der Erfarung, daß wir ein Vergnügen zurük ruffen können, und komt es nicht tausendfach ofte, daß wir etwas begeren, wovon wir teils niemals sonst eine Empfindung gehabt haben, teils was doch wenigstens in dem Augenblike uns keine Empfindung macht. Wir begeren, wir begeren bisweilen stark, und auf gewisse Weise unvermeidlich, und es ist sicher genug, daß Triebe gereizt worden sind. Aber wodurch? Durch die Gegenstände selbst gewis nicht. Nur durch die Erinnerungskraft und die Phantasie. Die erste brachte lebhaft eine Vorstellung eines Gegenstandes, der ehedem unsern Trieb gereizt hatte, wieder hervor, und die andere bildete sich aus wilkürlich wiederzurükgeruffenen Vorstellungen ein neues Obiekt, das angenem war, und zu dem Reiche eines oder des andern Instinkts gezälet werden konte. Der Trieb ward in beiden Fällen rege, und wir begereten gewis, und unvermeidlich. Ich glaubte Ihnen Unrecht zu thun, wenn ich nicht hofte, daß Sie mir gewis zugäben, daß es von mehr als einer Seite wilkürlich sei, einen Trieb durch Erinnerungskraft und Phantasie zu reizen. Denn sind nicht beide Vermögen der Herschaft der Spontaneität unterworfen? Lassen Sie uns also sicher behaupten, daß alle Entschuldigung bei strafbaren Handlungen wegfalle, wenn wir durch iene beiden Vermögen einen ausschweifenden Trieb unterstüzt haben. Doch noch nicht genug! ich mus noch von der Richtung und der Gewalt der

In-

Instinkte etwas anmerken. Ein Trieb beherscht eine ganze Gattung des Angenemen, und eine Gattung ist ein algemeiner Begrif, der noch andere algemeine Begriffe, die doch aber weniger algemein sind, als der erste, unter sich hat, und diese leztern nent man Unterarten in Ansehung der Gattung. Vieleicht begreiffen Sie mich in einem Beispiele am besten. Der Begrif einer Blume ist eine Gattung, ein algemeiner Begrif, der auf sehr viele Dinge angewendet werden kan, oder der sehr vielen Dingen zukomt, weil sehr viele Dinge Blumen sind. Aber die Nelke ist eine Blume, die Tulipane ist eine Blume, und die Rose auch. Die Begriffe einer Nelke, einer Tulipane, einer Rose sind auch noch algemeine Begriffe; denn sie kommen noch vielen Dingen zu. Sie, Mamsel! haben mehr als hundert Nelken, und eben so viel Tulipanen, und eine grosse Menge von Rosen in Ihrem schönen Garten. Allein diese algemeinen Begriffe sind doch weniger algemein, als der Begrif der Blumen; denn dieser passet auf alle hundert Nelken, Tulipanen, und Rosen zugleich. Folglich sind die algemeinen Ideen und Benennungen der Nelken, Tulipanen, und Rosen Unterarten der Gattung der Blumen. Lassen Sie uns die Anwendung machen. Die Gattung eines Triebes läst sich in mehrere besondere Unterarten einteilen, und es geschicht gemeiniglich, daß ein Trieb sich gegen eine von diesen Unarten stärker, und öfter, und vorzüglicher neiget, als gegen die übrigen, und diese besondere Unterart heist die Richtung des Triebes. Der Trieb zur Erhaltung beherschet

herschet die Gattung der Speisen, und es gibt verschiedene Arten derselben. Zugegeben einmal, daß wir vorzüglich und mehr das Gebratene begereten, als die übrigen Arten der Speisen, so würde dis eine besondere Richtung unseres Instinkts seyn. In Ansehung dieser Richtungen der Triebe, worauf sehr vieles bei der Beurteilung des menschlichen Herzens beruhet, mus man einen vernünftigen Unterschied machen. Vornemlich hängt die Bildung der Richtung des Triebes wol von dem Würkungskreise eines ieden Menschen ab. Und dieser besteht in dem besondern Zusammenhange in der Welt, in welchem sich ein ieder Mensch befindet. Nun kan es leicht angehen, daß eine Art der Gattung des Angenemen, welche ein Instinkt beherscht, in diesem Würkungskreise zalreicher an einzelnen Gegenständen sei, daß also diese Art öftere Empfindungen und Vorstellungen von sich in der Seele eines Menschen hervorbringe, und mithin ihren übereinstimmigen Trieb vorzüglicher gegen sich selbst lenke. So wird die Richtung gebildet werden. Weit gefehlt indessen, daß uns nichts wilkürliches von dieser Seite übrig bleiben solte, daß es vielmehr vollkommen gewis ist, daß wir entweder durch die Unterdrükung der öftern Vorstellungen von dieser Unterart, oder durch öfters zurük geruffene und eingebildete Ideen einer andern Art iene Bildung der Richtung hindern, oder eine andere bilden können. Wir sind auf gewisse Weise selbst Meister von unserm Würkungskreise, wenn wir unsere Spontaneität zur gehörigen Wahl der Lebensart und ande-

rer

rer Handlungen gebrauchen wollen. Ohne Zweifel also ist auch aus diesem Gesichtspunkte die Bildung der Direktion unserer Triebe etwas wilkürliches. Von der Richtung der Instinkte ist ihre Gewalt oder Intension unterschieden, ob sie gleich einander allemal proportional sind. Man wird sie in der Stärke, Lebhaftigkeit, und Geschwindigkeit des Triebes zu begeren und zu verabscheuen zu sezen haben. Es wird wol kein Saz klärer seyn, als dieser, daß die Gewalt eines Triebes durch die häuffige Reizung und Sättigung desselben hervorgebracht, und gewis werde. Denn ie öfterer ein Trieb in Würksamkeit gesezt wird, desto geläuffiger wird ihm seine Anwendung, folglich desto geschwinder und lebhafter und stärker kan er sich äussern, und das ist seine Gewalt. Freilich wird auch diese Gewalt einem grossen Teile nach von der Beschaffenheit des Würkungskreises, und der Complexion oder Einrichtung des Körpers abhangen; von einer andern Seite aber eben so stark von unserer Spontaneität, die verschiedene Kräfte erweken kan, die einem Triebe zu Hülfe kommen, oder ihm zuwieder sind, und von der Erziehung. Die Erziehung ist ganz gewis etwas wilkürliches, und wäre es daher nicht eine richtige Folge, daß man in der Jugend harmonische Triebe, und mithin schöne Herzen bilden könne? O! Mamsel! sind die Menschen irgend von einer Seite anzuklagen, so sind es ganz gewis von dieser, daß sie so saumselig sind, iugendliche Herzen zu bearbeiten, und eine iugendliche Schönheit

heit in ihnen auszubilden. O! glükliche Moralisten! die aus den Händen der Eltern schöne Kinder der Herzen empfingen. O! glükliche Welt! in der die Kinder schön erzogen, und als geweihete Pflanzen, der Tugend zur Ehre, fleissig gewartet, und bearbeitet würden. Allein, Mamsel! sich selbst überlassen schweiffen die Triebe ungemein aus. Denn sie werden ohne Zwang gereizet, und nichts hindert sie, sich eben so ofte nach den wachsenden Graden der Stärke zu äussern, als sie gereizt werden. Diese Grade nehmen immer mehr und mehr zu, und endlich entspringen daraus Fertigkeiten, die beinahe unableglich sind, und so werden Laster unüberwindlich. Doch noch ein Fal ist übrig, in dem die Spontaneität sicher über die Instinkte gebieten kan. Es geschicht ofte, daß zween Triebe zugleich gereizt werden, und es geschicht eben so ofte, daß sich diese beiden Triebe wiedersprechen. Biswei-len ist der Fal, daß beide Triebe gleich stark sind, und denn entsteht die oft unter den Menschen zu bemerkende Unschlüssigkeit. Wir würden unglüklich seyn, wenn wir lange Zeit in diesem Zustande bleiben solten. Nein! wir haben ein Vermögen, unter zween sich wiedersprechenden Trieben einen Ausschlag zu geben. Und dis ist eine Würkung der Spontaneität. Denn alles beruhet darauf, daß wir einen von diesen Instinkten stärker machen als den andern. Und wie gebietet nicht unsere Spontaneität über alle Vermögen des Verstandes, und über das Erwektwerden der Triebe durch abwesende

Gegenstände? Ist sie also nicht im Stande eine Menge von Trieben und anderen Vermögen in Würksamkeit zu bringen, die einem von diesen Trieben beistehen, und seine Begerungen oder Verabscheuungen stärker machen. Und was wäre wol für eine natürlichere Folgerung, als diese, daß ein Ausschlag unter diesen sich wiedersprechenden Trieben nothwendig gegeben würde. Eben so ist der Fal, wenn die sich wiedersprechenden Triebe ungleich sind. Das ist gar keine Kunst, dem stärksten Triebe zufolgen, und seinen Reizungen nach zu geben; aber das ist Kunst, den stärkern zurük zu halten, und für dem schwächern die Ausnahme zu machen. Und dennoch mus dis durch die gehörige Anwendung der Spontaneität möglich seyn. Es wird nichts mehr dazu erfordert, als dem schwächern Instinkte eine überwiegende Würksamkeit zu verschaffen. Und wer zweifelte daran, daß eine Kraft durch hinzukommende harmonische Kräfte verstärkt werden müste. Lassen Sie uns also sezen, daß die Spontaneität harmonische Vermögen des Verstandes, oder harmonische Triebe erweke, so ist unser Fal schon aufgelöset. Dis wird sie gewis können.

Aber mit dieser lezten Anmerkung endigt sich auch meine Theorie der natürlichen Instinkte. Und wolte Gott! daß nur die Menschen die Hälfte von den Pflichten in Ansehung der Regierung der Triebe beobachteten, die ihnen obliegen. Denn wäre es eine Lust, ein Mensch zu seyn. O! wie begierig bin ich nicht, ehe ich auf den Abschnit komme, darin

ich Ihnen diese Pflichten vorlegen kan. Sie werden mir gewis Beifal geben müssen, und alles wird eben so gewis seyn, als die alte Warheit, daß ich iederzeit bleiben werde

Derselben

ergebenster Freund.

Zwei und sechzigster Brief.

Mamsel!

Werden Sie auch ein bisgen geseufzt haben, daß Sie in einigen Briefen so schwere Abhandlungen lesen müssen? Darf ich die Warheit sagen, so befürchte ich etwas dergleichen; denn mein Herz ist mir bei diesen Materien immer etwas schwer gewesen. Aber Mamsel! straffen können Sie mich nicht, denn es war unvermeidlich. Und nur noch eine kleine Frist wird es seyn, um welche ich zu bitten habe, ehe ich mich wieder an die angenemen Grenzen der eigentlichen Sittenlehre zurük ziehen kan. Die Lehre von den Affekten ist viel zu beträchtlich in der Moral, als daß ich es übers Herz bringen könte, sie ganz mit Stilschweigen zu übergehen. In Warheit! die Kunst zu besizen, seine Triebe und Affekte zu beherschen, ist ein grösseres Verdienst, als Königreiche besiegt zu haben. Diese

so

so grosse Kunst ist ein wesentliches Stük unserer Glükseeligkeit; und mus nicht die Moral die Menschen glüklich machen? O! wagen Sie also noch den lezten Blik in das menschliche Herz, und lassen Sie uns die Unterscheidungs Merkmale und die Quellen der Affekte ausspähen. Die Welt wird durch Affekte regiert, und man kent also den Lauf der Welt kaum halb, wenn man die Affekte nicht kent.

Doch nein! diese Lehre hat viel zu viel eigentümliche Schwierigkeiten, und ich wil es nur gestehen, daß man sie bisher ziemlich verworren vorgetragen habe, und vieleicht ist es auch nicht anders möglich gewesen. Das menschliche Herz ist gar zu veränderlich, und man mus die äusserste Mühe anwenden, es nur einigermassen kennen zu lernen. Es ist ein Glük für mich, daß Sie meine Freiheit zu denken nicht übel nehmen, und daß ich mich gegen Sie ohne alle Gefahr aufrichtig entdeken darf. Ich werde also gleich anfänglich ein freies Geständnis wagen, daß es zwar angehe, überhaupt einen deutlichen Begrif von einem Affekte zu geben; aber daß es unmöglich sei, ein gleiches bei einem ieden besondern zu thun. Befürchten Sie deswegen im geringsten nichts. Ist es gleich unmöglich, einen volständigen Begrif oder Erklärung von einem ieden einzelnen Affekte zu geben, so ist es doch nicht unmöglich, den Charakter eines ieden besonders zu schildern. Und dabei verliert unser System ganz gewis nichts. Wie also, Mamsel! solten Sie vieleicht nicht besser zu frieden seyn, wenn ich eine

Schilderung von iedem Affekte entwürfe, und Ihnen seine Beschaffenheit in lebendigen Zügen darlegte, als wenn ich nur troken sagte, er sei eine heftige Begierde oder Verabscheuung? Nicht alle Unmöglichkeiten und am wenigsten alle Unbequemlichkeiten sind zu verwerfen; sie stiften sehr oft zufälliger Weise etwas gutes. Sie kennen meine Manier schon, daß ich gerne von der Erfarung Unterricht hole, und ich habe mich noch allezeit sehr wol dabei befunden. Ich bin wie andere Menschen, und andere Menschen sind wie ich, wenn es auf Begriffe der menschlichen Natur ankomt. Alle haben Affekte, und wir werden ihre algemeine Natur bei allen einerlei antreffen. Zweifeln Sie also gar nicht, daß ich Ihnen nicht solche Unterscheidungs Merkmale von derselben angeben könte, als Sie selbst alle Tage zu bemerken im Stande sind. Noch habe ich keinen Affekt gesehen, der diesen Namen im Ernste verdiente, und in dem nicht erstlich ein Chaos von Begerungen und Verabscheuungen sichtbar gewesen sei. Unsere Seele ist in einer viel zu grossen Geschäftigkeit, wenn sie im Affekt ist, als daß sie nicht unzählich viel Handlungen auf einmal, oder schleunig hinter einander vornehmen solte. Sie begeret und verabscheuet tausendfältig, sie begeret und verabscheuet geschwind; sie stelt sich einerlei Gegenstand auf unzählichen Seiten als gut oder böse, angenem oder unangenem, vortheilhaft oder nachteilich, unter schönen oder häslichen Folgen vor; sie macht in der grössesten Geschwindigkeit bald verbindende, bald trennende Urteile, und eine

Menge von verkürzten Schlüssen, und eben so viel Entschliessungen sind da, die sich bald wiedersprechen, bald eben so schleunig wieder verschwinden, als sie entstanden sind. Die ganze Seele ist in Unruhe; alles gehet verworren durch einander, und sie hat viel zu wenig Zeit, ein iedes besonders zu empfinden. Nein! sie schauet nur immer die ganze Menge an, die sich unzähliche mal verändert, und alles ist nur dunkel oder verworren, doch lebhaft. Denn ihre Vorstellungs und Begerungs Vermögen sind mit Heftigkeit würksam, sie sind meist alle würksam auf einmal; nur die einzige Spontaneität, und was von ihr abhangt, verliert am meisten dabei, und die Deutlichkeit der Ideen verschwindet ganz und gar. Im Affekte geht das meiste, so zu reden, mechanisch zu; eben so wie in einer Uhr alle Räder in der heftigsten Bewegung sind, wenn das Gleichgewicht zwischen der Feder und der Spindel gehoben ist, und iene ohne Hinderung ihre Kraft äussern kan. Wäre ich also ein Stoiker, oder ein Anhänger eines maleriellen Systems von der Seele, so würde ich mich am klärsten auszudruken glauben, wenn ich Affekte unvernünftige Aufwallungen des Gemüts hiesse. In einem ieden Affekte ist zum andern ein heftiges Vergnügen, oder ein heftiger Verdrus fühlbar, und ob wir gleich nicht im Stande sind, eigentlich zu sagen, was ein Vergnügen oder Verdrus sei, so sind wir doch durch das Gefühl klar genug davon unterrichtet. Ist nicht ein freudiger Mensch in der vollen Empfindung eines lebhaften Vergnügens, und ein betrübter und

trauriger in dem vollen Gefühl eines lebhaften Verdrusses? Diese Erfarung ist bei allen Affekten so algemein richtig, daß ich das grösseste Recht zu haben glaube, die Gegenwart eines lebhaften Vergnügens oder Verdrusses zu einem wesentlichen Stüke eines Affektes anzunemen. Und wie kan es auch anders seyn? Vergnügen und Verdrus beruhen auf einer besondern Würksamkeit unserer Seele, in der sich allemal Begerungen und Verabscheuungen bemerken lassen. Diese sind vorzüglich heftig in einem Affekte. Endlich drittens kan man bei einem Affekte allezeit ungewönliche Veränderung des Körpers festsezen. Bald geht das Geblüt und der Umlauf der andern Säfte ungewönlich geschwind, bald aber ungewönlich langsam. Bald sind die wilkürlichen Handlungen des Leibes in ungemein schneller Folge auf einander, bald aber scheinen sie bei nahe ganz unterbrochen zu seyn. Bald wird man heis, bald kalt; bald wird das Geblüt zu den äussern, bald zu den innern Teilen des Leibes hingetrieben. Bald funkeln die Augen; bald weichen sie tief in den Kopf hinein. Kurz! es sind harmonische ungewönliche Verändrungen des Körpers, die einen ieden Affekt begleiten. Doch bei dem einen sichtbarer und heftiger, als bei dem andern. Es ist schade, daß wir nicht ganz eigne Wörter in unserer Sprache haben, wodurch wir die Affekte vor allen andern Veränderungen der Seele bezeichnen können. Eben deswegen entsteht ein mancher Streit über die Anzahl der Affekte. Ist es nicht an dem, die Wörter Liebe, Has, Hofnung, Traurigkeit gebrauchen wir sehr oft,

ohne

ohne daß sie irgend die Merkmale eines Affektes an sich trügen. Etwas änliches haben sie mit den Affekten gemein, aber es bleibt noch allezeit ein merklicher Unterscheid übrig. Vieleicht habe ich Recht, wenn ich behaupte, daß sie alsdenn einen Affekt bedeuten, wenn man bei ihnen einen ziemlich grossen Grad der Heftigkeit annemen darf. So lange noch eine gewisse Ordnung der Aktionen unserer Seele in demienigen Zustande da ist, den man mit diesem Namen belegt, so sind es ganz gewis noch keine Affekte, und eben so verschwindet der Begrif eines Affekts, wenn sein Zustand lange anhält, aber nicht in gleicher Stärke. Wenn wir alsdenn genau reden wollen, so schreiben wir unserer Seele bald eine Leidenschaft, bald eine Krankheit zu, und bisweilen ein Laster. Es gibt daher gewisse Zustände des Menschen, die man hin und wieder wol zu den Affekten rechnet, aber die entweder mehr, oder weniger, als ein Affekt sind.

Lassen Sie uns also ein bisgen strenge seyn, und nichts als einen Affekt erkennen, das nicht obige Merkmale sichtbar an sich bemerken läst. Entweder ich irre mich sehr, oder wir werden einen und den andern Zustand, den man bisher für einen Affekt gehalten, aus der Zahl derselben ausnehmen müssen. O! das war eine lange Vorrede! = = = Freilich wol, aber sie war doch nötig. Und nun wil ich auch ohne weitern Anstand anfangen, einen ieden besonders zu schildern. Noch gestern sahe ich, Mamsel Lisgen in dem Affekte der Freude,

und es lies ihr ungemein allerliebst zu. Sie hatte in eine Bücher Lotterie eingesezt, und sie wünschte sich immer einen guten Dichter in schönem Formate und Druke zu gewinnen. Wäre nun also wol die Freude nicht unvermeidlich gewesen, da ihr gestern die prächtige hamburgische Ausgabe der Werke des unvergleichlichen Hagedorns überschikt wurde? O! Mamsel! wie funkelten nicht die schönen blauen Augen, wie geschäftig waren sie nicht, und wie unersätlich hingen sie nicht an allen Fingetten, und dem schönen Druke. Sie durchlieffen alles, und der Mund wuste nicht Veränderungen der Worte genug zu machen, um nur immer dis einzige zu sagen: o! das ist schön! Die weissen Händgen waren gar zu munter, um alles zu durchblättern, und sie begleiteten die allergefälligsten Mienen. Ein überaus heitres Rot durchglühete die Wangen, und vermischte sich mit dem holden Weissen derselben. Damals konte man mit völliger Gewisheit sagen, daß die Freude auf ihren Wangen abgemalet sei. Der ganze Leib war in beständiger Bewegung, und es fehlete nicht viel, daß Lisgen nicht vor Freuden getanzet hätte. Alles lebte, die Adern schlugen heftiger, doch angenem, und das Herz klopfte vor Vergnügen. Ihre Seele war nicht weniger in Bewegung; sie hatte tausend Empfindungen, die angenem und reizend waren, und die sich selbst unzählich vermehreten. Eben so geschwind und häuffig begerete sie auch, und es schien beinahe unmöglich zu seyn, daß sie aufhörete, immer neue Begerungen von diesem gewünschten Glüke zu erhalten.

Ihr

Ihr schöner Mund war der Verräter ihrer Empfindungen, und des vergnügten Zustandes ihrer Seele. Sie lobte, sie machte tausend Anschläge, sie verwunderte sich, und ein iedes Wort drükte eine Empfindung und Begerung aus, die ihren Reiz schilderte, und alle gingen eben so geschwind und verworren durch einander, als es in ihrer Seele geschahe. O! wie eifrig wird Lisgen nicht in diesen schönen Werken lesen: das meiste wird sie auswendig lernen: Hagedorn wird ihr liebster Dichter seyn, und er sol auch ganz gewis in den feinsten englischen Band, o! nein! in Saffian: doch das sieht zu bunt aus; doch ganz sicher in vergüldeten Franzband gebunden werden. So waren ihre Entschliessungen, und ob sie gleich geschwind sich wieder veränderten, so wolte ich doch wol wetten, daß ich diesen Dichter im englischen Kleide sehen würde; denn das schikt sich am besten für ihn. Lisgen war im Affekte der Freude, und an ihr merkte ich, daß die Freude ein angenemer Affekt sei, der aus der Erfüllung und Erhaltung erwünschter Güter, oder eines zufälligen Glüks, das wir vorher gewünscht haben, entspringet. Dürfte ich nicht sicher glauben, Mamsel! das Sie die Freude an Lisgens Betragen recht eigen erkennen würden, und sagen Sie nur, wie war Ihnen zu Mute, da Ihr Herr Vetter, den Sie so lange zu sehen gewünscht hatten, unvermutet ankam. Waren Sie nicht ein bisgen freudig? War es aber auch nicht Amalgen in sehr sichtbarem Grade, da ihr Onkel Ihr gerade so ein Stük Etoffe schenkte, wovon sie so lange vorher gesprochen hatte?

Und was thaten Sie beide anders, als Lisgen? Waren Sie nicht eben so munter, so gerürt vergnügt, so äusserlich geschäftig, als sie? Verbergen Sie sich nicht; ich habe ganz gewis das Bild des erwänten Affektes getroffen. Mit der Freude ist die Fröhlichkeit sehr nahe verwandt; Erinnern Sie sich nur an den Herrn von St. = = =, der vorigen Sommer in unsere Geselschaft ganz unvermutet kam, und uns mit seinen parisischen Komplimenten, und freien Sitten und Reden völlig unerträglich fiel. Sie wissen, daß, so munter wir alle vorher waren, so unaufgeräumt wurden wir bei seiner Gegenwart. Wir wurden recht verdrüslich, daß er nicht weg gehen wolte, und wir waren seines ausschweiffenden Wizes doch völlig überdrüssig. Endlich gieng er, und es war eine Lust, anzusehen, wie sich die algemeine Heiterkeit wieder in unsern Gesichtern ausbreitete. Die Brust holete viel freier Athem, da sie vorher durch ein algemeines Seufzen sich von ihrer Beklemmung entlediget hatte; die Augen funkelten wieder, und das Vergnügen kehrete wieder in unsere Seelen zurük. Mamsel! wir wurden froh und fröhlich, daß er weg war. Ich wil zugeben, daß wir eben nicht in einen starken Affekt der Fröhlichkeit versezt wurden; aber ein geringer Grad derselben war es doch. Lassen Sie uns also die Fröhlichkeit einen angenehmen Affekt heissen, der aus der Entfernung desienigen entspringt, was uns bisher Verdrus gemacht hat. Die Fröhlichkeit ist nur selten ein Affekt, aber sie ist es doch mannigmal, wenn nemlich der entfernte Gegenstand

sehr

sehr unangenem gewesen ist, und seine Entfernung sehr unvermutet geschicht. Aber nun, Mamsel! wil ich Ihnen die Affekte der Traurigkeit und Betrübnis schildern, und sie sind ienen beiden gerade entgegengesezt. Sie entspringen aus dem Gefühl des Uebels überhaupt, das uns gegenwärtig betrift, entweder nun, daß es selbst ein fühlbares Uebel, oder nur ein Mangel, ein Verlust eines genossenen Gutes sei. O! bedauren Sie den armen Seladon nicht? vor wenigen Tagen hat er seine liebste Hälfte, die liebenswürdige Mariane verloren. Er ist ganz hin, und er zerfliest fast in Tränen. Ihr Verlust ist für ihn gewis gros, und es ist kein Wunder, daß dis lebhafte Gefühl desselben ihn in den äussersten Affekt der Betrübnis sezet. Er begeret, er seufzet, aber nur immer nach Marianen, und nach den glüklichen Augenbliken, die er mit ihr zugebracht. Seine Phantasie, seine Erinnerungskraft sind beide gleich lebhaft, seine Seele durch verwirte Würksamkeit, durch noch verwirtere Handlungen durchzureissen. Alle malen bald angeneme verlorne, bald unangeneme gegenwärtige Bilder; und die Seele fühlt von allen einen heftigen, einen erschütternden, einen halb betäubenden Verdrus. Bald drükt er noch zu guter lezt ihre verblüheten Lippen, und ein eiskalter Schauder durchzittert Seel und Leib; bald sieht er sie mit prächtigem Getümmel in die einsamen Hölen des Todes versenken, und er wünscht, nur einen einzigen kühnen Sprung zu ihr hinab thun zu dürfen. Doch eben so bald verabscheuet er es wieder; denn seine iammernden Kinder

bliken

bliken nach ihm. Sein Herz ist zu vol von traurigen Empfindungen, und es drohet alle Augenblike zu zerspringen. Es röchelt Klagen hervor, die gedrungen auf einander folgen, und nur in dem einzigen zusammenhangen, daß sie Marianen gehören. Sein Leib ist ganz in Unordnung geraten, und er scheint sich selbst zur Last zu seyn. Mit einem Worte! Seladon ist heftig betrübt, und diese Betrübnis liest man aus allen Geberden, aus allen Mienen, aus allen Handlungen, aus allen Seufzern. Und glauben sie nur, Ramsel! Seladon wird nicht lange nachher in den Affekt der Traurigkeit verfallen. Er wird das wüste seines Hauses, die betrübte Einsamkeit, den Schmerz seiner Kinder, die Mattigkeit seines eignen Leibes, und das unglükliche seines gegenwärtigen Zustandes fühlen. Alles wird ihm ungewis seyn; diese Ungewisheit, wie es mit ihm unter diesen Umständen werden werde, wird ihn heftig quälen, und denn werde ich sagen, er sei traurig, weil er alles von der schlimsten Seite ansieht, und einen immerwärenden Verdrus empfindet, den die zurükgeruffene Betrübnis ernärt, und verstärkt. Traurigkeit artet sehr oft in eine Leidenschaft aus, wenn sie lange dauret, und sich selbst oft wiederholet, ob sie gleich alsdenn nicht die völlige Stärke des Affektes besizet.

O! der arme Seladon! Es ist warhaftig keine Lust in unangenemen Affekten zu seyn. Die Furcht ist nicht ein Haar besser, und ich kan sie nicht lebhafter schildern, als wenn ich Ihnen den Zu-

stand

stand beschreibe, in welchem sich vor einiger Zeit unsere Stadt befand. Denken Sie nur, ehe man es sich versahe, so kam in derselben eine grosse Anzal Soldaten von der Französischen Armee an. Wir zitterten schon; aber unser Schreken verlor sich doch wieder, als wir unsere Gäste höflicher fanden, als wir vermutet hatten. Doch unsere Beruhigung war von kurzer Dauer; denn die ganze Stadt wurde mit der heftigsten Furcht erfüllet. Unsere Gäste waren hungerig, und verlangten auf das allerschleunigste eine sehr starke Lieferung von Gartenfrüchten, und Holz, und Stroh, und Heu. Sie droheten, alles zu plündern, wenn die geforderte Summe nicht um die bestimte Stunde da wäre. Es schien unmöglich zu seyn, und man lies bei Plünderungsstrafe in allen Häusern die geschwindeste Lieferung ansagen. Zu eben der Zeit rükte eine grössere Armee um die Stadt herum. O! wie zitterten die Einwoner! Reuter mit grossen Schnurbärten waren fürchterliche Plünderer. Ein ieder seufzte, ein ieder stöhnte, und stelte sich die übelste Begegnung vor. Allen war es warscheinlich, daß man zur That schritte, und ein ieder sahe schon bereits vorher, wie man sein Haus durchwülen würde. Man verabscheuete heftig, und begerete eben so heftig, lieber etwas hinzugeben, als alles zu verlieren. Kaum entstand der geringste Lerm auf der Strasse, und man bildete sich schon ganz lebhaft die Plünderung ein. Izt gehen bärtige Reuter mit einigem Geräusch vor meinem Nachbar vorbei, und sehen

ihn

ihn und sein Haus etwas kriegerisch an. Er wird schon bleich, alle seine Haabseeligkeiten fallen ihm zu gleich ein; er thut den lezten Blik auf sie, und seufzt nur noch einmal; denn er glaubt fest geplündert zu werden. Es war ein Geizhals. Gerade gegen über komt ein anderer Trup dieser fürchterlichen Krieger vor die Haustür. Sie klopfen an. Alles ist in Furcht. Ein ieder verkriegt sich; und die Frau im Hause war eben geschäftig, ihr bestes Leinen weg zu steken. Alle zittern; alle seufzen; alle sind wie halb todt, und keiner getraut sich, einen Laut von sich zu geben. Man klopft noch einmal an, und nur allein der Man wagt es, mit bebenden Händen und Knien die Tür zu eröfnen. Es kostete ganz gewis Uberlegung und Uberwindung genug. Zehnmal wolte er aufmachen, und zehn mal wolte er nicht. Tausend Gedanken, und eben so viel Begerungen und Verabscheuungen durchschwärmten seine Seele. Er entschlos sich schon auf zehnfache Art zu voraus, was er sagen wolte; und eben so geschwind hatte er es wieder vergessen. Er wolte etwas anbieten, ohne sich ansprechen zu lassen: doch das war auch nichts: bald wolte er hart seyn, aber dis könte die Gefahr vergrössern, und gar zu freigebig zu werden, war auch nicht ratsam. In dieser zitternden Verwirrung taumelte er bis an die Tür, und eröfnete sie unter den grössesten und schleunigsten Veränderungen seines Leibes und seiner Seele. Er wolte reden, aber er stammelte kaum. Er verstand kein Französich, und wurde noch furchtsamer;

mer; man gab ihm durch Zeichen zu verstehen; daß man Bier kauffen wolte, er verstand nichts, und nur sein natürliches Zittern und furchtsames Schütteln des Kopfes befreiete ihn von dieser Furcht und Angst. Solte es wol nicht an dem seyn, daß die Furcht ein unangenemer Affekt wäre, der aus der lebhaften Vorstellung eines künftig warscheinlichen Ubels entspringet? Angst und Schreken kommen in der Empfindung mit der Furcht überein, und sie sind nur darin unterschieden, daß die Angst aus der Annäherung des gefürchteten Ubels entsteht, und mit den Graden der Annäherung wächst, bis sie endlich eine betäubende Angst werden kan. Schreken entspringt aus der sehr unvermuteten Gegenwart eines Dinges, das wir für ein Ubel halten. Der Schrek bringt ausserordentliche Veränderungen im Leibe und in der Seele hervor. Das Geblüt wird nach dem Herzen getrieben, und äusserlich überfält uns ein eiskalter Schauder. Die Seele weis selbst nicht, wo sie ist, und wie ihr geschicht; sie empfindet heftig, aber sie weis nicht, was sie empfindet; sie glaubt nur, daß das empfundene ein Ubel sei, und unzählige, häsliche, und fürchterliche Bilder sind zu gleich da. Sie verabscheuet, sie begeret auf die schleunigste Art, und verwirt durch einander, aber sie ist sich doch selbst dieser Verabscheuungen und Begerungen nicht recht bewust. Sie entschliest sich auf vielfache Weise, aber sie weis doch nicht, worauf eigentlich ihre Entschliessungen gehen. Kurz! sie ist bei dem Schreken in einem überaus verwirten Zustande, den sie selbst weder recht empfindet, noch

recht beschreiben kan. Gerade in diesem Affekte war Amalgen, da ganz unvermutet den Abend, da wir in der vergnügtesten Stille bei einander sassen, eine Eule gegen das Fenster gepflogen kam. Fuhr sie nicht in die Höhe, besorgte sie nicht das übelste, und gab nicht ein geschwinder Schrei den Affekt des Schrekens zu erkennen. Bald, Mamsel! hätte ich mich auch erschroken, da ich unvermutet erblike, daß mein Brief schon sehr lang ist. Doch, doch! ich erhole mich wieder. Es wäre Sünde gethan, wenn ich Sie in einem unangenemen Affekte lassen wolte. Nein! ich mus Ihnen erst noch den so angenemen Affekt der Liebe schildern. Es ist freilich wol wahr, daß die Liebe selten ein Affekt ist, und meistenteils eine Leidenschaft, oder eine anhaltende Beschaffenheit und Zustand der Seele, der nur eine gewisse Aenlichkeit mit den Affekten hat. Aber bisweilen ist sie es doch, wenn sie so heftig ist. Sie können doch das allerliebste Mopsgen der Florinde? Es ist ein überaus artiges Tier; und Florinde kan in Ansehung seiner öfters in den Affekt der Liebe geraten. Neulich beobachtete ich sie recht genau, da sie in diesen Affekt kam. Ihr Mopsgen war recht lustig; er spielte mit einem Kneulgen Knitseide. O! wie artige Sprünge, und Stellungen machte er nicht, und immer blikte er auf Florinden zurük, ob sie ihm auch zu sähe. That sie es, so war er desto munterer. Florinde betrachtete ihn recht genau, und ich Florinden. Alles gefiel ihr an dem Hündgen, sie fing an sich ein Bisgen über ihn zu freuen, die Augen funkelten, die schöne Brust blähete sich

auf,

auf, das Herzgen klopfte, sie lächelte, und ich merkte, daß ein recht sehr angenemes Feuer durch ihre Adern sich verbreitete, und ihre Seele tausend ergözende Vorstellungen, Begerungen, und Entschlüsse über ihr Möpsgen hatte. Auf einmal sprang sie auf, denn nun war ihre Liebe ein Affekt geworden, und herzte und küste das Hündgen feurig, und fast unersätlich. Sie lobte ihn, sie beschrieb schleunig, doch unordentlich, alles, was nur gefallen konte; sie küste ihn dazwischen, und denn fieng sie wieder von neuem zu loben an. Sie holete ihm Zuker, sie versprach ihm tausenderlei, und denn war alles vorhergehende noch nicht gut genug gegen das, was ihr von neuem einfiel. Das währete eine ganze Zeit hindurch, und ich machte mir ohne die geringste Schwierigkeit die Anmerkung, daß die Liebe ein angenemer Affekt sei, der aus dem höchsten Wolgefallen an einer Sache entspringe, und zur nähern Vereinigung mit derselben abziele. Geht es wol bei verliebten anders?

Nunmehro aber breche ich ab. Denn ich bin durch verschiedene Affekte durchgegangen. Bei diesem leztern süssen wil ich mich noch heimlich etwas verweilen, und ich werde es desto lieber thun, weil ich mich eben mit recht süsser Empfindung unterschreibe

Deroselben

ergebenster Freund.

Drei und sechzigster Brief.

Mamsel!

Wie hat Ihnen Florinde gefallen? Ist nicht die Liebe ein süsser Affekt? Im Ernst! wenn Freude und Liebe den allerunterſten Grad der Heftigkeit besizen, so sind es ganz gewis ziemlich gute Teile der Glükseeligkeit. Aber desto gefärlicher sind dieienigen, die ich Ihnen noch schildern mus. Es sind lauter unangeneme Affekte, die das Gemüt heftig beunruhigen. Denn sie sind ein Chaos von Verdrus, und unangenemen Vorstellungen. Has ist meistenteils eine Leidenschaft, doch aber in gewissen Graden der Stärke ein Affekt. Er ist gerade das Gegenteil von der Liebe. Und er entspringt über das starke Misfallen einer Sache, und zielt zur Verschlimmerung derselben ab. Dymas hat einen unversönlichen Has auf den Amant geworfen, und sein Has ist freilich eine Leidenschaft, wenn Amant abwesend ist: aber er wird so gleich ein Affekt, so bald ihn Dymas erblüket. In dieser Stellung wil ich ihn schildern. Neulich musten beide bei einem vornemen Gastgebote seyn, und ihre beiderseitige Gegenwart war unvermeidlich. Aber, Mamsel! Sie hätten nur die Gesichter sehen sollen, die Dymas dem Amant zu schnit. Einer wich immer dem andern aus, und wo es mög-

lich

lich war, kehreten sie einander den Rüken zu, und sahen sich immer über die Schulter an. Dymas sah erstaunlich verdrüslich aus, und man erhielt nur lauter mürrische Antworten von ihm. Die Augen wichen unverzüglich in den Kopf zurük, und verstekten sich unter tief gewölkte Augenbraunen, so bald sich ihnen Amant vorstelte. Der Mund schien sich zu verziehen, und das Geblüt war in unordentlich heftiger Bewegung. Alles misfiel dem Dymas am Amant, und dis bezeugten die allerverächtlichsten Mienen, die er machte. Kaum fieng Amant an, das geringste Wort zu sprechen, so zitterte Dymas schon halb, um ihn nur lächerlich oder verächtlich zu machen, und alle seine Reden wurden in einem verdrüslichen und gehässigem Tone vorgebracht. Der Verdrus und die heftigste Begierde, dem Amant alles mögliche zu wieder zu thun, waren in dem ganzen Gesichte des Dymas lebhaft abgemalet; und man konte es ihm recht eigen ansehen, daß seine Seele in einer Verwirrung von unangenemen Vorstellungen, und Begerungen, und Verabscheuungen sich befand. Keine Begierde konte der andern Plaz machen, und Dymas hatte die heftigsten Entschliessungen, die alle dahin gingen, dem Amant sein Vergnügen zu verderben, und ihm zu schaden. Kurz! Dymas war in dem Affekte des Hasses, der nur etwas nachlies, und aufhörte ein Affekt zu seyn, wenn Amant nicht da war. Die Begierden und Verabscheuungen blieben, aber sie waren in der Entfernung nur nicht so lebhaft, und nicht so

unruhig, und durchkreuzten die Seele nicht so heftig. Man pflegt bisweilen zu behaupten, daß der Has gemeiniglich ein Uberbleibsel vom Zorn sei, und aus dem Zorn entstehe. Vieleicht hätte man nach der Erfarung nicht überal unrecht. Denn das ist gewis, daß man denienigen, der uns durch eine Beleidigung einmal in einen heftigen Zorn gesezt hat, auch gemeiniglich noch eine Zeitlang zu hassen pflege. Indessen gibt es doch auch andere Fälle, um iemanden zu hassen, ohne vorher über ihn zornig gewesen zu seyn. Der Zorn ist würklich nahe mit dem Hasse verwand, und es ist nichts leichter, als über iemanden zornig zu werden, wenn man ihn schon hasset. Denn betrachtet man alles von der schlimsten Seite, und es geschicht ofte, daß man auch unschuldige Handlungen für Beleidigungen aufnimt. Der Zorn entspringt allemal aus dem lebhaften Gefühl angethaner Beleidigungen, und er ist einer der heftigsten Affekte, der die Menschen bisweilen rasend machen kan. Noch gestern empfing ich ein deutliches Bild von diesem Affekte, das ich Ihnen so gut als möglich wieder schildern wil. Eben sahe ich aus meinem Fenster, als ein überaus grosser Schwarm von Menschen daher rauschte, und ein paar zankende Personen umschlos. Es waren ein Bauer und ein Soldat, der in dem heftigsten Zorne war. Sie wissen, daß die Landleute die grössesten Staatsklugen sind, und in ihren Bierversamlungen über Schlachten und Belagerungen auf das freieste und entscheidendste sprechen. Dis

war

war gerade der Fal gewesen, worüber der Soldat in Wut gebracht worden. Jener Landman tadelte auf die freimütigste Art die Schlacht bei Hestenbek, und er verwog sich, seinen Hals dabei zu sezen, daß sie hätte gewonnen werden müssen, wenn die Alliirten nur ein klein bisgen besser gefochten hätten. Er ging so weit, daß er auf die Soldaten zu schimpfen anfing, und eben dis ergos die Galle des Kriegesmannes. Er fing an heis zu werden, sein kriegerisches Blut wallete, die Augen funkelten, und schossen Bliz und Flammen von sich. Der ganze Leib war in der ungestümsten Bewegung; der Mund brach in Schelworte aus, und der Arm rüstete sich ihnen die nachdrüklichsten Beweise beizufügen. Ha! unbesonnener! schrie er, must du brave Kerls schimpfen? Ich habe auch gedient; ich habe Pulver gerochen; ich habe blanke Säbel gesehen, und du elender solst gleich sterben. Die Uberlegenheit vertrieb uns; das mus ich rächen; sterben solst du; sterben; so ein Bösewicht wil uns schimpfen? Der Bauer hatte auch Herz, und lies nicht nach zu schreien. Der Soldat ward immer hiziger, und das Gefühl seiner Beleidigung immer heftiger. Man hatte genug zu thun, ihn von der schwarzesten That des Mordens abzuhalten. Seine Seele war in der äussersten Unruhe, sein Verdrus der heftigste, und unzähliche Vorstellungen des Schimpfes, und der Rache, und eben so viel wütende Entschliessungen waren zu gleich da, und drängten sich auf einander. Das zeigten sein Knirschen mit den Zänen,

und seine höchst drohenden und verwirten Reden. Er arbeitete sich los zu machen, und sich zu rächen, und er schnaubte recht vor Zorn. Er war ein deutliches Bild dieses Affekts. Wenn Amalgen über ihr Kammermädgen zornig wird, so walt ihr Geblüt auch nicht sanfte, und ihre etwas hizige Seele ist in der unangenemsten Empfindung eines Chaos von Verdrus und Begierden, Verabscheuungen und Entschliessungen. Reue und Scham sind zween Affekte, die die glükliche Empfindlichkeit des menschlichen Herzens beweisen. Sie sind höchst unangenem, und ein Kluger kan sie dennoch zum Vorteil der Tugend gebrauchen. Ein Moralist würde beinahe alles verloren haben, wenn ihm nicht die natürliche Scham, und Reue der Menschen zu Hülfe käme. Reue ist ein unangenemer Affekt, der aus dem lebhaften Gefühl eigner Handlungen entstehet, die wir misbilligen müssen. Damöt, der so regelmässige Damöt, hatte sich neulich betrunken, und im Trunke seinen besten Freund beleidigt. Aber wie viel reuenden Verdrus stand er nicht den andern Tag aus. Er war ganz niedergeschlagen, und alle seine Mienen verrieten einen recht lebhaften Verdrus. Seine eigne That kränkte ihn sehr, und seine Phantasie und Erinnerungskraft stelte ihn ihm selbst unter sehr verächtlichen Bildern vor, und erpresten tausend Wünsche, daß die Handlung nicht geschehen seyn mögte, und eben so viel lebhafte Entschliessungen, sie niemals wieder zu begehen. Man sahe es ihm deutlich an, daß eine zalreiche Menge von Vor-

stellungen und Begerungen und Verabscheuungen seine Seele beunruhigten, und sie in heftig verwirrete Würksamkeit sezten. Es gereute dem Damöt seine That, und aus diesem Affekte verfiel er sehr leicht in den ihm nahe verwandten, der Scham. Eben mogte er recht lebhaft an die Unbilligkeit seiner That gedacht haben, als ich, völlig unwissend seines Handels, in die Stube trat. Es war mir verdächtig, ihn misvergnügt zu finden, und doch gab er mir auf meine Frage, ob er sich nicht wol befände, nur dis zur Antwort, er sei ganz wol auf. Hier schlug er seine Augen nieder; ich achtete es nicht, und von ohngefehr that ich die Frage, ob er gestern Abend zu Hause gewesen sei? Nein! sprach er, ich war bei Selimor. Hier veränderte er seine Farbe wieder, und seine Augen zogen sich langsam in den Kopf zurük. = = = Sind Sie auch zufrieden und vergnügt gewesen? = = = O! was fragen Sie mich doch so weitläuftig, rief er; wollen Sie mich noch mehr beschämen; ich getraue mich ohnedem kaum, Sie anzusehen. Was werden die Leute von mir sagen! werden sie mich nicht überal zum Besten haben. O! die verdrüsliche That! ich mus glauben, daß ein ieder Nachricht davon habe, und iede Miene aller, die mich sehen, mir meine Unbilligkeit vorrüke. Er erzälte alles, und nie hatte er das Herz mich anzusehen; denn er befürchtete über iedes Stük einen Tadel. Damöt schämte sich, und er war in einem unangenemen Affekte, in dem eine lebhafte Furcht vor schlimmen Urteilen über seine That, die er misbilligte, die Seele beunruhigte.

Gewis unangeneme Affekte genug! Aber mehr wollen wir auch unserer Seele nicht zu erkennen. Denn gibt man gleich hin und wieder noch einige andere an, so werden sie doch bei genauerer Prüfung nicht alle Merkmale eines würklichen Affektes an sich haben. Es gibt überdem einen manchen Zustand, in dem zween Affekte zu gleich dasind, und auch diese nehme ich aus der Zahl der eigentlichen Affekte aus. Vieleicht ist die Hofnung ein Beispiel don der ersten Art. Wenigstens ist sie in den allerseltesten Fällen ein Affekt, wenn sie es ia bisweilen seyn könte. Unter diesem leztern Gesichtspunkte wil ich sie etwas charakterisiren. Lotgen ist von ihrem reichen Oheime versprochen worden, daß sie bei einer guten Gelegenheit ein schön Stük Dammast zu erwarten habe. Lotgen hoft beständig darauf, und selten ist ihre Hofnung ein Affekt. Neulich war sie es. Es kam von ohngefehr ein Kaufman mit ihr ins Gespräch, der aus der Stadt, wo ihr Oheim wonte, herwar, und erzälete, daß selbiger zwei Stük kostbaren Dammast von ihm gekauft hätte. Lotgen fing heftig an zu hoffen. Sie stelte sich schon dis Stük Zeug recht lebhaft in Gedanken vor; sie sahe schon sehr warscheinlich die Kleider davon; sie begerete, sie begerete die Beschleunigung der Ankunft, und faste sehr verschiedene Entschliessungen. Sie empfand ein ergözendes Vergnügen darüber, und alles ging so verworren und heftig in ihrer Seele durcheinander, und ihre Mienen und der Umlauf des Geblüts waren so lebhaft, daß man im Ernst sagen muste, Lotgen befände sich in einem Affekte der Hofnung. Die Hofnung

nung ist eine Freude, die auf die künftig warscheinliche Erfüllung eines Wunsches gehet.

Hier Mamsel! endiget sich das Verzeichnis der Affekte, und ich kan mich unmöglich überwinden, mehrere zu zälen. Doch bin ich friedfertig, und ich werde niemals einen Zank über die Anzal derselben anfangen. An Gründen fehlt es nicht, um den noch übrigen diese Benennung zu entziehen. Vielmehr werde ich noch ein paar andere Anmerkungen hinzusezen. Die erste: die Affekte entspringen aus der Lebhaftigkeit der Triebe, und sind diesen allemal proportional, doch nicht bei allen gleich. Darf ich schwere und abgezogene Beweise wagen? Nein ich wil es nicht thun. Lassen Sie uns nur dis anmerken. Die Triebe sind Bestimmungen gegen das Angeneme, und folglich werden sie uns auch bald Vergnügen, und wenn ihnen etwas zu wieder geschicht, Verdrus verursachen können. Beides befindet sich bei den Affekten. Vermöge der Triebe müssen wir notwendig das, was uns angenem ist, begeren, und das unangeneme verabscheuen. Je heftiger die Triebe sind, desto heftiger sind auch die Begerungen und und Verabscheuungen; und wäre es also wol so gar unbegreiflich, daß ein Chaos von Empfindungen, Begerungen, und Verabscheuungen aus der lebhaften Würksamkeit eines Triebes, oder mehrerer entstünde? Entspringt aber nicht eben auf die Art ein Affekt? Die Erfarung ist volkommen auf meiner Seite. Ist nicht ein Ehrgeiziger

geiziger dem Affekte des Zornes am meisten unterworfen, und gäbe man auch nicht gerne genug zu, daß der Trieb zur Ehre die lebhafteste Würksamkeit in dem Herzen eines solchen Mannes haben werde? Damöt war ganz gewis ein bisgen ehrgeizig, und eben deswegen geriet er auch so leicht in die Affekte der Reue und Scham; denn sein Trieb zur Ehre war zu Verabscheuungen gereizt worden. Nicht alle Triebe sind bei allen Menschen gleich lebhat würksam, und sind unsere vorherigen Anmerkungen richtig, so ist auch kein Zweifel, daß aus eben diesem Grunde eine Ungleichheit der Affekte bei den Menschen stat finde. Dieser ungeachtet wird es doch volkommen wahr seyn, daß die Affekte in unserer Gewalt sind. Ein Saz, der aus Eigennuz wol gerne von manchem geleugnet werden mögte. Denn nur gar zu viele Menschen sündigen, durch Affekte hingerissen, und wie schön würden sie sich nicht verteidigen können, wenn die Affekte nicht in unserer Gewalt wären. Nein, die Menschen verdienen diese Entschuldigung nicht. Die Affekte sind würklich in unserer Gewalt, und sie sind der Herschaft der Spontaneität unterworfen. Wir können sie in tausend Fällen verhüten, mässigen, dämpfen, und erregen. Freilich eine schwere Kunst, aber doch keine unmögliche, und noch dazu eine solche, die unsere Pflicht ist! Gründen sich nicht alle Affekte auf die lebhafte Würksamkeit unserer Triebe, und unserer andern Vermögen? Ich glaube zuversichtlich, Mamsel! daß Sie bei den vorhergehenden

Schilderungen die Anmerkung gemacht haben werden, daß Phantasie, Erinnerungskraft, und Wiz die meisten Affekte erst durch ihre lebhafte und ungehinderte Würksamkeit zu Affekten machten. Denn sie, eben sie sind es, welche in der Seele das Chaos, das wesentliche der Affekte hervorbringen. Und ist es nicht ausgemacht, daß wir durch unsere wesentliche Spontaneitat teils den Trieben, teils diesen andern Vermögen verbieten können, zu handeln, oder ihnen befehlen, auf welche Art und gegen welchen Gegenstand sie würksam seyn sollen, und auch wol in welchem Grade? Nach dieser veränderten Würksamkeit richtet sich die Stärke und Schwäche der Affekte, und es wird also die ganze Kunst, die Affekte zu regieren, darauf beruhen, um die Spontaneität so geschäftig zu machen, als es die Bedürfnisse erfordern. Ich werde gewis die Regeln dieser Kunst nicht vergessen.

Und nun, Mamsel! habe ich das schwereste meiner Theorie überstanden. Ich bin recht froh. Wir wollen, ia wir wollen in die angenemen Gefilde der eigentlichen Sittenlehre zurük kehren. Wir kennen das menschliche Herz, wenigstens doch nach seinen Hauptstüken, und nichts mehr, als eine genaue Aufmerksamkeit und Uberlegung wird fehlen, um die menschlichen Handlungen nach ihren Quellen und Absichten zu beurteilen. O! welch ein Glük! Der Mensch

wird

wird aufhören, den Menschen in den meisten Stüken ein Rätsel zu seyn, und unsere Sittenlehre wird Pflichten vorschreiben, die sich der Mensch sonst nicht vermutet hätte. Ich eile mit den stärksten Schritten zu denselben, und nächstens werde ich Ihnen die Pflichten zur Selbsterkentnis vorlegen. Ganz gewis ein reizendes Stük! Und ich werde die Lehre von den Temperamenten und moralischen Charakteren bei recht guter Gelegenheit mit einmischen. Man pflegt viel von diesen Dingen zu reden, mannigmal gut, mannigmal schlecht. Aber denn rede ich warhaftig ohne Schmeichelei, wenn ich sage, daß es ein wesentlicher Zug in meinem Charakter sei, die Warheit zu lieben; und müste es also nicht wahr seyn, daß ich iederzeit sei

Deroselben

ergebenster Freund?

Vier

Vier und sechzigster Brief.

Mein Herr!

Das dachte ich wol, daß Sie endlich einmal da abbrechen würden, wo ich es am wenigsten vermutete. Es ist Ihre Gewonheit. = = = Nächstens werde ich Ihnen die Pflichten zur Selbsterkentnis vorlegen. = = = = Nein! Mein Herr! so weit sind wir lange nicht. Darf ich auch noch ein Wörtgen sprechen? Ihre Abhandlung von den Trieben habe ich zwar mit vielen Vergnügen gelesen, und auch ihre Ausfürung von den Affekten hat mir gefallen. Aber wissen Sie zugleich, daß Sie mir noch lange kein völliges Genüge gethan haben. Ich habe zwar bisher geschwiegen, aber izt ist der Zeitpunkt, da ich anfangen werde, mein erstes Recht wieder zu gebrauchen, um Ihnen Einwürfe zu machen. Bald scheint es, daß Sie die menschliche Natur zu sehr der tierischen näherten; denn von den Tieren habe ich mir sagen lassen, daß sie eine Menge von Trieben hätten. Was ist der Unterscheid? Ich glaube die Vernunft? Aber ist diese nicht meistenteils theoretisch, und wie viel Menschen gibt es denn wol, die ihre Instinkte durch die Vernunft beherschen? Wäre es nicht besser, die Lehre von den Trieben gar wegzulassen, als den Menschen offenbar die Waffen gegen die Sittenlehre in die Hände zu geben? Sie haben sich zwar bemühet, den Ursprung

der

der Triebe und Affekte zu erklären, aber Sie haben Sich mit keinem Wörtgen merken lassen, welches System der Vereinigung der Seele mit dem Leibe Sie annemen, und das hätte ich doch besonders gerne erfaren mögen, um die Würkungen der Affekte recht eigentlich zu begreiffen. Komt nicht würklich viel darauf an? Dis alles müssen Sie mir erst auflösen, ehe Sie weiter gehen dürfen. Das allerwichtigste aber ist, die Erfüllung eines Versprechens, darin ich durchaus nichts nachlasse, und daß Sie mir in dem zwei und funfzigstem Briefe gethan haben. Wolten Sie nicht den Menschen nach seinen zwo Gestalten schildern, wie er würklich wäre, und wie er seyn solte? Diese Schilderungen mus ich schlechterdings haben. Aber erst müssen Sie mir notwendig erklären, was ein Temperament und ein moralischer Charakter sei. Stillen Sie meine Neubegierde bald; allein machen Sie Jhre Anmerkungen nicht so schwer. Mein Vetter lacht über die Temperamente, und glaubt, daß es eine Lehre sei, welche in unsern Zeiten ganz verworfen zu werden verdiene. Hat er Recht oder Unrecht? Schon lange bin ich es gewont, nur kurze Auflösungen meiner Zweifel zu lesen, und Sie haben noch immer damit befriedigen können

Deroselben

verbundenste Freundin.

Fünf

Fünf und sechzigster Brief.

Ramsel!

Bald solte ich mich entschliessen, in meinen Anmerkungen etwas schwer zu werden. Sie verdienen es. Denn auf schwere Einwürfe und Fragen gehören vieleicht schwere Antworten. Um Gottes willen nicht! Die menschliche Natur wird der tierischen nicht zu sehr genähert, daß beide Triebe besizen. Sie sind sehr von einander unterschieden; aber daß ein grosser Teil der Menschen sich nicht bemühet, mehr zu seyn, als ein Tier, das thut mir leid, aber ich kan dafür warhaftig nicht das geringste. Alle Menschen könten kleine Götter seyn, wenn sie alles anwenden wolten, was sie könten und solten, und die Vernunft ganz theoretisch zu machen, heist sie in der That beleidigen. Was werden Sie sagen, wenn die Vernunft Regeln und Geschik hat, die natürlichen Triebe zu beherschen, und sie nach den besten Absichten zu lenken? Ist sie alsdenn nicht praktisch genug? Unsere Triebe haben in unserer menschlichen Natur ihren Grund, und die tierischen in der tierischen Natur. Unsere Natur hat den Wilkür der Anwendung ihrer Vermögen zum voraus, und diesen leugne ich schlechterdings bei den Tieren. Sie handeln nur nach der stärksten Empfindung, und sie müssen notwendig dem stärksten Triebe folgen, so bald dieser erwekt wird. Das

ist

ist aber bei uns keinesweges notwendig. Die wesentliche Spontaneität kan nach den Regeln der Vernunft über das Folgen und Nichtfolgen gebieten, nachdem das eine oder das andere besser ist. Bei uns findet um dieser Ursach und der Schuldigkeit willen, nach dem Geseze zu wälen, die Zurechnung stat. Bei den Tieren nicht. Unsere Vernunft ist warlich praktisch genug, um uns in Ansehung der Beherschung der Triebe straffällig, oder Belonungs fähig zu machen. Ein grosser Unterschied! Weiter wil ich ihn aber nicht entwikeln. Sonst werde ich zu schwer, und beweise Ihnen selbst nicht werkthätig, daß die Triebe beherscht werden können. Wird auch die Sittenlehre etwas verlieren? oder gewint sie, wenn sie Menschen bildet, die Instinkte durch Vernunft zu beherschen gelernet haben? Das habe ich ganz mit Fleis gethan, daß ich kein bekantes System der Vereinigung der Seele mit dem Leibe zur Erklärung des völligen Ursprungs der Triebe und Affekte gebraucht habe. Ich glaube keins von allen. = = = = Das ist viel gesagt. = = = Doch besser, als wenn ich durch eine scheinbare Verblendung des Erklärens im Grunde nichts gesagt hätte. Ich glaube nur eine würkliche Vereinigung beider Substanzen nach der Erfarung, und einen Einflus der einen auf die andere, wenn das Wort billig ausgelegt wird; aber wie es zugehe, weis ich nicht. Hiebei bleibe ich so lange, bis man etwas besseres, als das bekante gefunden hat; und dürfte ich nur so lange leben, bis man das bessere finden wird; so prophezeihe ich mir eben keinen frühen

frühen Tod. Ich wage es also, nur um Verzeihung zu bitten, daß ich Ihre Neubegierde so wenig stillen kan. Ja, ia! die Charaktere habe ich versprochen; Sie haben Recht; und ich versündige mich gewis so hoch nicht, mein Versprechen nicht zu erfüllen. Bald werde ich es thun; aber erlauben Sie mir auch etwas Musse dazu. Nicht alles, worüber man in den neuern Zeiten gespottet hat, ist unwahr, und vieleicht ist noch manches übrig, daß nur nach wilkürlichen Systemen lächerlich ist, oder das man nur darum dafür gehalten, weil es ehedem lächerlich genug abgehandelt worden, und man nicht gleich bessere Begriffe damit zu verbinden wuste. Wäre ich ein Wolfianer durchaus, so lachte ich gewis über alle Temperamente. Izt aber nur über die Thomasianischen, und ältern. Ich wil versuchen, ob dis Wort nicht würklich wieder unter den Weltweisen einen Anspruch auf das Bürgerrecht ihrer Lehren machen dürfte.

So viel es auch Gelehrte gegeben hat, die Temperamente geglaubt haben, so sind sie doch insgesamt darin einig gewesen, daß sich aus denselben die Aenlichkeit der Handlungen vieler Menschen begreiffen lassen müsse, und daß sich die Temperamente zwar hauptsächlich auf die Seele bezögen, aber doch einem grossen Teile nach von der Beschaffenheit oder Complexion des Körpers abhingen. Dis ist das einzige richtige, was sich in ihrer Theorie befand. Wir wollen es annemen, und man behauptet also meiner Meinung nach ein Tempera-

ment, wenn man eine Aenlichkeit der moralischen Handlungen bei vielen Personen sezt, die zum Teil von der Aenlichkeit der Einrichtung ihrer Leiber abhangt. Und man hat die Erfarung volkommen auf seiner Seite, wenn man dergleichen Temperamente nach diesem Begriffe sezt. Sie lassen sich würklich artig erklären. Man hat sicher durch die Zergliederungs Kunst entdekt, daß alle Aktiones des Leibes, und die Empfindlichkeit der Seele, von der Beschaffenheit des Nerven Systems abhange, und eben so gewis ist es, daß sich bei diesem ein doppelter Unterscheid, in Ansehung nemlich der Stärke, und in Ansehung der Spannung derselben befinde. Bei einigen Menschen sind die Nerven stark, bei andern schwach und fein, und beide Arten sind entweder schlaf und wenig gespant, oder sie sind hoch und stark gespant. Sicher richtet sich hienach die Stärke und Schwäche oder die Gewalt und Geschwindigkeit der Lebens Handlungen des Körpers. Solte es nun nicht volkommen möglich seyn, daß man nach der Erfarung eine ganze Menge von Menschen sezte, bei denen die Nerven fein, aber schwach gespant wären, eine andere, welche fein und stark gespante Nerven besässe, eine dritte, wo sich starke, aber schlaffe, und eine vierte, wo sich starke, und hochgespante Nerven befänden? Würde man hiedurch nicht eine vierfache Complexion des Körpers im algemeinen erhalten können? Nun nehmen Sie zu gleicher Zeit bei der Seele eine harmonische Anzal würksamer Triebe an, die bei einer ganzen Menge von Menschen in

Ansehung der Intension und Richtung nicht sehr von einander unterschieden sind, und werden Sie nicht zu gleicher Zeit eine proportionirte Menge von lebhaften Affekten behaupten müssen? Es geht ganz natürlich an, daß man auf diese Weise eine sehr sichtbare Aenlichkeit unter den Handlungen einer ganzen Menge von Menschen zu erklären im Stande ist. Auf diese Manier allein wollen wir Temperamente glauben. Weit gefehlt aber, daß ich mich gerade auf die gewönliche Anzal derselben einschränken, oder gerade dieselben Namen gebrauchen solte. Es ist eben keine Sünde, wenn man sich entschlossen hätte, es zu thun, aber ich glaube nur nicht, daß man alsdenn mit der eben gegebenen Theorie recht gut auskommen mögte. Man kan auch nach diesem System gerade dieienigen Mischungen heraus bringen, für welche man die gewönlichen Namen erfunden hat, aber es gibt deren noch weit mehrere. Lassen Sie uns also einmal einen Menschen gedenken, dessen Nerven fein und scharf gespant sind, und er wird überaus empfindlich seyn. Sein Blut wird sehr geschwind rollen, er wird in allen seinen Aktionen des Körpers, und woran derselbe Teil nimt, sehr geschwind und heftig seyn, und man mus ihm eine hizige Natur zuschreiben. Sezen Sie nun in Ansehung seiner Seele durch die Erziehung, und die Beschaffenheit seines Würkungskreises häuffige Gelegenheit, daß die Triebe zur Ehre, zur Freiheit, zur Volkommenheit, sonderlich von der Seite derienigen Güter, die äusserliche Ehre bei sich haben, vor den übrigen

vorzüglich gereizt werden können, und wird es fehlen können, daß wegen der vorherangenommenen Complexion des Leibes alle diese Triebe sehr lebhaft, und heftig, und wol gar tyrannisch würksam seyn müsten. Solte es dergleichen änliche Leute nicht viel geben? und solten sie nicht auch alle zu einerlei Aktionen, und einerlei Affekten in einerlei Fällen vorzüglich aufgelegt seyn? Ich wüste keinen bessern Namen, als diese Aenlichkeit der Seele und des Körpers das cholerische Temperament zu heissen. Vieleicht verdiene ich den allergrössesten Beifal, und ich glaube immer, daß mir die billigen Liebhaber der Temperamente bei dieser Erklärung sehr vielen Dank zuerkennen müsten. Ich liefere nur kurze Ausfürungen, Mamsel! und eben deswegen endige ich hiemit meine Theorie von den Temperamenten. Denken Sie ihr selbst geneigt weiter nach, und es kan Ihnen nicht schwer fallen, ein ziemlich grosses Verzeichnis von besondern Arten herauszubringen, wenn Sie überdem noch bemerken wollen, daß es sehr verschiedene Grade der Spannungen, und Stärke oder Feinheit der Nerven, und folglich auch eine sehr grosse Verschiedenheit der Mischung, Intension, und Richtung der Triebe gäbe. Kein Mensch ist dem andern volkommen änlich, und es werden sich daher eine Menge von Unterschieden bei den Temperamenten antreffen lassen, in so fern sie einzelnen Personen angepasset sind. Dis ist der moralische Charakter einer Person; und gewönlich nent man ihn die ganze Art zu denken und zu handeln, die nur einer einzelnen Person eigen ist. Aber

was ist er alsdenn mehr, als das besondere Temperament eines einzelnen Menschen? Sylvia ist ziemlich cholerisch, und sanguinisch, und wenn ich nun noch vorzüglich das besondere schilderte, was in Ansehung dieses Temperaments in der ganzen Art zu handeln, der Sylvia allein eigen ist, so schilderte ich eben ihren moralischen Charakter. Wie nun, Mamsel! bin ich glüklich gewesen, Ihre Fragen aufzulösen? Kurz genug ist doch die Beantwortung. Und o! wie sehr wünschte ich nicht, in meinen Abhandlungen so weit fortgerükt zu seyn, um Ihnen die völligen Regeln zur Entwerfung des eignen moralischen Charakters vorzulegen. Bald werde ich es thun; und kaum werde ich sie entwikelt haben, so würde ich mir Flügel wünschen, um zu Ihnen hin zu eilen, die Probe an Ihnen selbst zu machen. Werde ich nicht etwas reizendes antreffen?

Wolte Gott! daß es viel reizende Charakter unter den Menschen gäbe! Eben bin ich im Begrif, Ihnen den Menschen nach seiner gewönlichen Gestalt in einer Schilderung vorzulegen, wie Sie befolen haben. Und o! Schade, daß der Mensch in der That so schön nicht ist, als er würklich seyn solte. Diese schöne, aber seltene Seit sollen Sie in einem besondern Bilde erbliken. Corilas hat keine Ursach, die Natur einer Kargheit wegen bei der Austeilung ihrer Gaben zu beschuldigen. Er besizt alle wesentliche moralische Vermögen der Seele und des Leibes, und noch dazu in ziemlich ansehnlichem Grade. Sein Verstand äussert sich ziemlich stark

durch lebhafte Empfindungen, scharfsinnige Urteile und Schlüsse. Es fehlt ihm nicht an Fähigkeit von Natur gut und scharf zu denken, und die Vernunft würde einen beneidenswerten Grad der Stärke haben erhalten können, wenn ihr die gehörige Ausbildung und Richtung verschaft worden wäre. Aufmerksamkeit, Ueberlegung, Wiz, Erinnerungskraft, und Phantasie sind volkommen gut aufgelegt, teils stärker, teils vorteilhafter zu würken, als sie würklich thun. Eben deswegen empfieng er auch einen viel grössern Grad der wesentlichen Spontaneität, als er in der That äussert; einen so grossen, der zur völligen Herschaft derselben über alle Vermögen hinreichte. Sein Wille war von Natur ohne alle Bestimmungen und Fertigkeiten, und es war ihm eigentlich natürlich, der Herschaft des Verstandes und der Spontaneität unterworfen zu werden. O! wares Glük für den Corilas, wenn der Erfolg der Bemühungen mit den Absichten der Natur übereinstimmig gewesen wäre. Die Natur teilt keine würksame und schon bestimte Triebe aus, und Corilas empfing die seinigen auch nur als Vermögen, die gegen alle ihre möglichen Handlungen völlig gleichgültig waren. Von den Trieben hängen die Affekte ab, aber durch die Schenkung der Natur nur die Möglichkeit ihrer Entstehung. Corilas war fähig gebildet, Affekte zu haben, aber welche er vorzüglich besizen solte, war keinesweges bestimt. Corilas hatte die schönste Anlagen zu einem unvergleichlichen Charakter empfangen. Denn ihm gab die Natur in Ansehung seines Leibes das

Chole-

cholerisch sanguinische Temperament. Nervgen und Fibern sind fein, und nur mässig stark gespant. Seine Lebens Aktionen gehen zwar etwas geschwind und lebhaft von statten, doch in einem etwas gemildertem Grade, als bei blossen cholerischen Menschen. Er ist zu den feinsten Empfindungen aufgelegt, und zu den heitersten und reizendsten wilkürlichen Handlungen. Sein Körper ist seiner lebhaften und feurigen Seele volkommen harmonisch. Nur dis einzige, die Erziehung und die eigne Bemühung fehlete, um seinen Charakter volkommen schön auszubilden. Corilas ist wie die meisten Menschen zu seyn pflegen. Seine Verstandes Kräfte sind in ganz andern Feldern geübt, als es die Glükseeligkeit und Tugend erfordern. Seine Erkentnis von Gott, von der Tugend, und dem waren Glüke sind schlecht; aber deutlich und pralend, wenn es auf andere, weniger nüzliche, Dinge ankomt. Sein Verstand ist einsichtig und scharf, wenn die Frage von der Ehre und einem anständigen Vergnügen, und den Ceremonien ist; aber alles scheint dunkel zu seyn, so bald man eine unparteiische Beurteilung nach der Vorschrift des Gesezes verlangt. Sein höchstes Gesez ist der Genus des sinlichen Vergnügens, so weit er sich nur immer mit der äussern Ehre nach gelassenen Betrachtungen vereinparen läst. Die Affekte von der einen oder andern Seite geben ganz gewis den unvermeidlichsten Ausschlag. Die Erinnerungskraft äussert sich am leichtesten von der angenehmen Seite der Bilder der Ehre und des sinlichen Vergnügens. Die Triebe, die diesen beiderseitigen

Namen füren, sind die allerlebhaftesten, doch halten sie sich einander ziemlich das Gleichgewicht. Daher entspringt dem Corilas so oft seine sichtbare Unentschlossenheit, und sie hebt sich nicht eher, als bis der eine oder der andere Instinkt stärker gereizt worden ist. Er begert äussere Güter heftig, aber nur als Mittel zur Ehre und zum Vergnügen; in allen andern Fällen sind sie ihm gleichgültig. Um die Handlung nach dem Geseze in allen Stüken richtig zu beurteilen, ist die Spontaneität schwach; aber stark genug, ein Menge von Erkentnis Vermögen und Bewegungskräften in Würksamkeit zu sezen, wenn die Ehre oder das Vergnügen zweifelhaft sind. Seine Phantasie ist von diesen beiden Seiten unerschöpflich, neue Bilder zu erfinden, und seinem Wize fehlet es nicht an Lebhaftigkeit, unter diesen Gesichtspunkten neue und scharfsinnige Urteile zu bilden. Er wird ausserordentlich beredt, wenn der Gegenstand die Ehre, oder eine anständige Volkommenheit, oder ein sinliches Vergnügen sind, und diese Dinge sind es vorzüglich, welche seine Aufmerksamkeit beschäftigen, und ihn zu tiefen Ueberlegungen veranlassen können. In andern Fällen sind sie mat, und die gesezmässigen Absichten, und Bewegungsgründe, und die Regeln der Klugheit zur Beobachtung der Pflichten von andern Seiten sind zur Erfindung die allerschwersten, und meistens ohne alle Kraft. Corilas ist dem Zorne und der Freude, dem Hasse, und der Liebe nach der Verschiedenheit der Vorwürfe gleich stark unterworfen, und sie brausen meistens, wenn sie entstanden sind. Scham

und

und Reue sind sehr leicht erweklich, denn er übereilt sich nicht selten, weil die würksamsten Triebe von manchen Seiten sich wiedersprechen, und nicht zu allen Zeiten gleich stark gereizt werden. Corilas ist sehr empfindlich, heftig, aber bald wieder sanfter; denn seine Triebe wechseln in ihrer gegenseitigen Herschaft ungemein ofte um, wo aber beide zugleich gereizt werden, da ist Corilas völlig ausschweiffend. Er ist zärtlich, aber am wenigsten gegen Gott; denn das Gefühl götlicher Wolthaten ist bei ihm lange nicht lebhaft genug. Bald ist er zu flüchtig, bald zu verdienstvol, bald besizt er genug, und empfindet nichts, bald ist er durch tausend andere verdrüsliche Gedanken der Ehre und des Verlustes des Vergnügens unfähig, an Gott zu gedenken, und Wolthaten zu überrechnen, und nur der einzige Fal ist übrig, wenn die Gotheit ihn durch eine sichtbare Hülfe aus der Not und Schande geholfen, daß flüchtige Regungen der Liebe in guten Stunden entspringen. Tausend Zweifel über die Vorsehung und Regierung der Welt sind da, wenn die Wege der Vorsicht weniger mit seinem eignen Plane übereinstimmen, als er sich geschehen zu müssen lebhaft, doch betrügerisch genug eingebildet hat. Nur in glüklichen Umständen nach seinem Wunsche ist eine Beruhigung in der Vorsehung möglich, und vieleicht ist sie doch nur eine kaltsinnige und natürliche Stille und Zufriedenheit, aber mit etwas wiedrigen Schiksalen verdirbt die Vorsicht alles. Denn Triebe und Affekte rasen, und die Spontaneität ist zu kraftlos und ungeübt, deutlichere Erkentnisse

und unparteiische Ueberlegungen zu veranlassen. Schmeichelt ein Vertrauen auf Gott seiner Ehre und seinem sinlichen Vergnügen, so ist es in manchen Augenbliken ziemlich heftig, bald aber matt, und verzögert die Vorsicht nach selbst bestimten Regeln und Wegen zu helfen, so verschwindet es, und zerfliegt in einen düstern Nebel von Zweifeln und Beschuldigungen. Ist die Religion nur leicht, und dem Genusse des Vergnügens nicht gar zu sehr gefärlich, so erfordert es die Anständigkeit, ihre äussern Vorschriften zu beobachten, und nur die Versuchung, ein starker Geist zu seyn, hat in manchen Stunden die Kraft, sein Herz der Religion abwendig zu machen; in andern aber zwingt die natürliche Furcht vor Straffen zur äussern Rükkehr. Die ware Ueberzeugung hat an allen Veränderungen wenig Anteil. Kurz! Corilas ist schwach und unbeständig, wenn es auf Pflichten gegen Gott ankomt, und der Schein der Beobachtung richtet sich nach seinem Temperamente, und den ihm gemachten Eindrüken. Corilas kent nichts in der Welt weniger, als sich selbst, und es ist auch nicht eben so leicht möglich; denn um seines Temperaments willen ist er sich in seltenen Zeiten gleich. Er scheint sich ihm selber ziemlich gut zu seyn, und bald ist er zu flüchtig, bald zu wol mit sich zu frieden, als daß er seinen eignen Charakter zu erforschen sich bemühen solte. Flüchtige Blike in sein Herz sind viel zu unzureichend, oder zu schmeichelhaft, als daß er sich nach seiner waren Gestalt kennen lernen solte. Er hat Schoos Leidenschaften und Begierden, und diese

verteidiget die gleisnerische Vernunft, und die andern entziehen sich seinem Gesichte zu bald. Denn sie verbergen sich unter ienen. Die grosse Kunst, sich selber zu beherschen, fehlet ihm durchaus, und er hat niemals daran gedacht, Triebe und Affekte regieren zu lernen. Man würde dem Corilos Unrecht anthun, wenn man ihn nicht von einigen Seiten weise und klug nennen wolte; aber seine Weisheit ist selten gesezmässig, denn sie hat nicht allezeit gute Endzweke, und sie scheint eine unglükliche Mittel Fertigkeit zwischen Weisheit und List zu seyn. Von andern Seiten ist er oft törigt genug. Sein Leib verdient seine Aufsicht besonders. Er ist von Natur nicht häslich, und es dient zum Vergnügen, und Ehre, seinen Leib wol zu halten. Er speist gut, er kleidet sich gut, und die Artigkeit und Puz sind merkwürdige Vorwürfe seiner Aufmerksamkeit. Er ist wollüstig, aber seine Begierde wird doch durch öftere Ueberwiegungen der Ehre eingeschränkt, und eben iene Wollust ist es, welche in manchen Fällen seinen Ehrgeiz mildert. Corilas beobachtet die Pflichten der Ehrbarkeit äusserlich noch ziemlich genau, nur daß er sich gern über seinen Stand schwingen mögte. Ein bisgen hochmütig ist er ganz gewis, aber seine Klugheit verbirgt den Schein davon. Denn meistenteils nur dummen kan man den Hochmut und Stolz ansehen. Geizig kan Corilas nicht seyn, denn es schik sich nimmer zu seinem Charakter; aber wol sparsam, wo seine Leidenschaften nicht beleidigt werden. Verschwenderisch ist er, so weit es nur immer sein Besiz zuläst, und weil

dieser

dieser nicht eben gros ist, so macht auch seine Verschwendung kein grosses Aufsehen. Er wünscht sich sehnlich einen hohen Stand, aber nicht gar zu viel Arbeit, und bei welchem doch immer viel Musse zum Vergnügen sich findet. Corilas scheint äusserlich ein Menschenfreund zu seyn; denn er ist höflich, gesellig, äusserlich freundschaftlich, und mitleidig. Aber alle diese Pflichten haben eine gewisse Uebereinstimmung mit seinem Charakter, und er beobachtet sie nicht nach gesezmässigen Bewegungsgründen. So bald ihm ein höherer etwas befielet, ohne zu bitten, so ist schon ein kleiner Unwille da, und mutet ihm ein gleicher einen Freundschafts Dienst zu, der entweder verdrüslich ist, oder seiner Ehre nur etwas zu nahe zu seyn scheinet, so wird Corilas heimlich böse, und thut es gewis nicht. Sonst ist er zur Freundschaft ziemlich geschikt: denn er ist zärtlich, und nicht zu unbeständig; allein der Freund mus auch sehr vorsichtig seyn, ihm in seinen Neigungen nachgeben, und ihn durch kleine ehrgeizige Schmeicheleien zu regieren wissen. Dankbar ist Corilas von Natur; denn das erfordert die Ehre, und sein noch ziemlich weiches Herz. Kein Mensch ist ohne Feinde, und Corilas ist nicht eben gar zu versönlich, aber er ist es alsdenn, wenn man seinen Trieben zur Ehre und zum Vergnügen auf der rechten Seite zu schmeicheln gelernt hat. Seine Rache ist hart, aber es ist doch möglich, daß sie ihm nachher gereuen kan, und von einigen Arten der Hinterlist ist er unmöglich loszusprechen. Corilas ist völlig geschikt, Mitleiden zu empfinden, und es gibt

Fälle genug, wo er sehr barmherzig ist. Er teilet auch Almosen aus, aber es ist doch immer einige Empfindung des Vorzugs und der Ehre dabei. Weil Corilas ehrgeizig und etwas wollüstig ist, so ist es ihm ziemlich leicht, äusserlich billig zu seyn, und er thut selten, es sei denn im Affekte, etwas, was er nicht wil, daß andere ihm thun sollen. Gerecht ist er scheinbar, denn damit ist Ehre, und Ruhe verbunden; aber er übertrit auch ungemein leicht die Grenzen der Gerechtigkeit, wenn seine Ehre oder Vergnügen in Gefahr zu kommen scheinen. Verträge hält er richtig, und meineidig wird er nur sehr schwer; denn die Ehre ist ihm gar zu lieb. Corilas hat sich nach seinem Charakter mit einer vornemen, und schönen Person, die aber nicht reich ist, verheiratet, und er ist sonst ein ziemlich zärtlicher Eheman, aber sehr eifersüchtig, und etwas gebieterisch. Seine Frau weis indessen die sonst so schwere Kunst auf eine gescheute Art zu schmeicheln, und sie regiert ihn würklich, ausser der Eifersucht, völlig nach ihrem Gefallen. Im übrigen vertragen sie sich ungemein gut. Seine Kinder sind äusserlich wol erzogen, wissen zu leben, und sind ziemlich prächtig; aber etwas hochmütig. Von den vornemsten Stüken einer guten Erziehung haben sie nichts empfangen. Alles ihr Thun ist äusseres Blendwerk, und das Herz ist nie bearbeitet worden. Sie haben nur Empfindungen der äussern Ehre, und des Vergnügens, und sie sind dem Corilas völlig änlich. Ihre grössesten Pflichten sind die Ehrfurcht, und ein bebender Gehorsam. Eben

so

so fürt sich Corilas gegen das Gesinde auf. Bisweilen ist er der beste Herr von der Welt, aber bisweilen ist er auch ungemein schlim. Indessen ist er doch gerecht, und so klug, daß Frau und Kinder niemals ihr Ansehen bei dem Gesinde verlieren. Und dis hat er seiner Erziehung zu danken. Sonst ist Corilas ein ziemlich guter Bürger. Das Vaterland hat er lieb, und er ist ein Patriot, denn so mus derienige notwendig denken, der einen lebhaften Trieb zur Ehre besizet. Aber zu gleicher Zeit verabscheuet er alle Unruhen des Krieges; denn die stören sein Vergnügen. In Ansehung der bürgerlichen Anständigkeit ist er aufmerksam, und noch so ziemlich vernünftig. Weit gefehlt, daß er alle Torheiten mitmachen solte; denn dazu ist er zu gros; und eben so weit ist er davon entfernt, ein Sonderling zu seyn; denn lächerlich zu werden, verabscheuet er. Kurz! Corilas ist ein wares Abbild des grössesten Teils der Menschen nach ihrer natürlichen Gestalt.

Ich wolte wetten, Mamsel! daß Sie leicht einsehen würden, daß ich in diesen Zügen den Menschen noch von einer sehr guten Seite geschildert hätte. Es ist volkommen andem, daß es noch viel schlechtere Charaktere gibt, und ich habe Anstand genommen, einen häslichen auszufüren, um teils nicht des Verdachtes der moralistischen Parteilichkeit mich schuldig zu machen, teils das menschliche Geschlecht nicht zu beleidigen. Denn die meisten nähern sich doch dem Corilas, bald mehr, bald weniger. Recht lasterhafte Menschen gibt es in der That nur wenige,

und

und die meisten sind noch so ziemlich natürlich gut, aber nicht dauerhaft. Wie denn nun? Sind nicht Züge genug in diesem Charakter sichtbar, die gegen die ächte Schönheit der menschlichen Seele sind? Wären alle Menschen sehr viel schlimmer, als Corilas, so wäre es ein Unglük, ein Moralist zu seyn. Und alle Sittenlehre hätte ganz gewis die Warscheinlichkeit, ihren Endzwek zu erreichen, völlig verloren. Nein! Mamsel! man mus die Menschheit auf Unkosten seiner eignen Ehre nicht zu sehr erniedrigen. Jammer und Schade, daß es würklich noch einige Charaktere gibt, die sehr unter dem Corilas stehen. Genug, daß wir den Menschen überhaupt an seinem Bilde natürlich erkennen können. Es ist leicht, mehr oder weniger Grade anzunemen, und stat seiner bestimten Begierden, Leidenschaften, Triebe, und Affekten andere zu sezen, und man wird unzählich viel verschiedene Charaktere herausbringen können; alle aber bleiben doch in den Hauptstüken dem Corilas änlich. Dis ist der eine Charakter, Mamsel! und er ist gewis lang genug. Aber dürfte ich wol eine freie Bitte wagen, und um eine änliche Schilderung von einem Frauenzimmer nach der natürlichen Gestalt bitten? Sie schreiben schön, und wenn Sie Amalgen mit zu Rate ziehen wolten, so prophezeihete ich mir ganz gewis ein niedlich Aufsäzzgen. Ich wil ein Gegenversprechen thun, ich wil in dem nächsten Briefe ein Frauenzimmer nach der Bildung des Gesezes schildern.

Ich

Ich kenne eins, und Sie rieten auch vieleicht, wer es sei. Sie ist gewis so liebenswürdig, als Sie. Ei! machen Sie mir diese erbetene Freude, und ich bin in der grössesten Erwartung ihrer Erfüllung

Deroselben

ergebenster Freund.

Sechs und sechzigster Brief.

Mein Herr!

Sol ich auch anfangen Sittenlehren zu schreiben? das ist doch artig! Wie kommen Sie auf den Einfal, daß ich einen Charakter entwerfen sol? Vieleicht weil Sie meinen, daß ich die Frauenzimmer besser kennen müsse, als Sie. Aber, Mein Herr! im Vertrauen, solten Sie wol nicht gehöret haben, daß man es für die Mode meines Geschlechts ausgäbe, die Mansperſonen besser kennen zu lernen, als die Frauenzimmer? Doch Sie haben sich schon von manchen Vorurteilen frei gemacht, und haben Sie es auch bei diesem gethan, so wil ich Ihrem Beispiele folgen, und das Vorurteil verlassen, daß ein Frauenzimmer sich um bessere Sachen, als Sittenlehren, zu bekümmern habe.

habe. Ich wil mein Geschlecht so eigentlich, als möglich, malen, und Ihnen den Vorwurf benehmen, daß Sie parteiisch wären. Aber wissen Sie auch wol, daß Amalgen ziemlich satyrisch auf Ihren Einfal ist? Sie hat mich gebeten, Sie zu fragen, ob denn nun folgendes Bild ein niedlich Auffäzzgen sei? Wir haben es beide entworfen. Wir heissen unsere Heldin Lalage, und sie ist wizig, munter, lebhaft, etwas ehrgeizig, und gebieterisch. Mir deucht sie hat eben das Temperament, als Ihr Corilas, und alle ihre Handlungen geschehen flüchtig, und zwar etwas stürmerisch, aber doch reizend. Sie ist von vornehmen Eltern, und es hat ihr nichts an der besten Erziehung nach der Mode gefehlet. Man hielte ihr sehr frühzeitig eine Französin, und die war nach ihrer Art ungemein galant. Denn sie wuste mit Mansperſonen eben so freundlich umzugehen, als mit Frauenzimmern. Uber dis besas sie eine grosse Fertigkeit, schön zu nehen und zu stiken; aber weiter wuste sie auch nichts. Lalage muste sehr bald eine Menge von französischen Wörtern und Complimenten lernen, und alle diese weis sie auch noch völlig fertig bis auf den heutigen Tag anzubringen. Das ist wahr, nehen, stiken, und knippeln kan sie ungemein treflich. Liebäugeln vieleicht auch, aber doch immer mit einer kleinen Maiestät. Sie ist schon von Jugend auf eine Eroberin der Herzen geworden; denn ihre Mamsel sagte ihr unaufhörlich vor, daß sie schön und artig wäre, und gab ihr die besten Regeln, wie sie sich auf zu füren hätte, um

Ehrerbietung ihrem Stande gemäs von den jungen Herrn zu verdienen. Zur Erläuterung wurden gemeiniglich Beispiele von den Damen hergenommen, die zum Besuch kamen. Uber dis wurde Lalage im Tanzen, und der Musik, und der Kunst zu singen, alle Tage unterrichtet. Endlich hielt man ihr auch einen Candidaten, den sie wöchentlich zwo Stunden Anweisung zur Gottesfurcht, und in zwoen andern zum Schreiben geben muste. Man würde Lalagen beleidigen, wenn man nicht von ihr rümen wolte, daß sie ihren Catechismus, und einige Gebeter ungemein schön wüste, und auch eine ziemliche Hand schreiben könte; Doch besser Französisch, als Deutsch. Sie muste einen guten Geschmak besizen, und eben deswegen lies man sie eine Menge von Romanen, und die Briefe einiger Schriftstellerinnen aus Frankreich lesen. Sehr frühzeitig wurde sie, um die Sittenlehre etwas zu begreiffen, häuffig in die Comödien und Opern gefüret; denn ihr Herr Papa besas eine Abhandlung, worin man behauptete, daß die Comödien lauter Anweisungen zur Moral wären. Die Lebensart aber muste sie in der grossen Welt, in Assambleen, und Masqueraden, und bei den Spieltischen lernen. Man glaubte, daß dis die Schule wäre, in der man die Kunst begriffe, seine Affekte und Leidenschaften zu beherschen. Denn ihre Frau Mamma sagte ihr beständig vor, daß die Seele des gefälligen, und tugendhaften Umganges die Verstellung wäre, und meistens anders zu scheinen, als man würklich sei: Niemals seine waren Meinungen zu verraten;

raten; immer auf Ehre zu sehen, und durch Mienen und Worte, und Anzug und Geberden sich überal Ehrerbietung zu erzwingen. Von Tugend auf flöste man Lalagen die Liebe und die Aufmerksamkeit auf den Puz ein, und man hielt ihr bisweilen ganze Stunden kritische Vorlesungen über den Anzug einer vornehmen Dame. Hierin bestand würklich ihre grösseste Gelehrsamkeit, und sie verschwendete nur allein alsdenn ihren Wiz und Beredsamkeit, wenn es auf den Tadel anderer Frauenzimmer oder junger Herrn ankam. Zu Hause hatte sie alle Freiheit, und iederman muste ihr zu Gebote stehen, und nur einzig Schmeicheleien waren es, wodurch man sich ihre Gunst erwerben konte. Lalagen zu tadeln, war eine unvergebliche Sünde. Eben hatte sie ihr funfzehentes Jar erreicht, als schon eine Menge von Liebhabern um sie anhielten. Aeusserlich war Lalage keine schlechte Partie, denn sie hatte Geld. Aber die Hofnung dereinst sehr vornehm zu werden, verleitete sie, mit einer Art von Maiestät und Einbildung alle zurük zu weisen. Endlich meldete sich Polidor, und nur der einzige gefiel. Er besas einen glänzenden Stand, fürete sich prächtig auf, war bis zur Sklaverei ehrerbietig, und in seinen Sitten ausländisch artig. Ich hätte ihn gewis nicht gewält, und wenn er auch zehnmal so viel Reichtum, als Schulden gehabt hätte. Ein redlicher und freundschaftlicher Charakter, der ihm fehlete, wäre mir tausendmal lieber gewesen. Lalage gab Hand und Wort von sich, und trunken von der süssesten Hofnung, wurde

die Ehe volzogen. Schade, daß so wenig Uberein-stimmung unter ihren Gemütern ist. Polidor hei-ratete ums Geld, und Lalage um vornehm, und in beständigem Vergnügen zu seyn. Ihr Haus war ein Sammelplaz der Lustbarkeiten, und Lalage der Wunsch aller Besuche. Polidor, so gefällig er sonst war, verbot bald diese Lebensart, und fing an gebieterisch zu werden. Tausend Gelegenheiten zum Verdrus keimten nunmehro von allen Seiten hervor. Lalage war zu vornehm, um sich um die Haushaltung zu bekümmern, und alles ging über-aus verwirt zu. Sie war in der Kinderzucht tän-delicht, und viel zu nachsichtig, aber gegen das Gesinde gebieterisch, herschsüchtig, ob gleich bis-weilen verschwenderisch. Ihr Staat kostete mehr als eine ganze Haushaltung, und ihre Spieltische waren gleichsam freie Lotterien. Polidor hatte nur wenig zu befehlen, und er geriet immer tiefer in Schuld. Allein dis alles rürete das Herz der Lalage nicht. Sie machte demohnerachtet alle neue Moden mit, und in Gesellschaften war sie der Gegenstand aller Bewunderung. Nur den Fehler hatte sie, daß man nicht zu genau mit ihr bekant werden muste, um viel ekles in ihrem Umgange zu bemerken. Ihre Kunst war Verstellung, die aber nicht lange dauerte, und ihre Gefälligkeit ein erborgter Schein. Sie redete von Tugend, aber kante sie nur als einen ehrbaren Schein, und ihr Wiz hatte eine verkehrte Richtung. Etwas comoedienmässes herschte in ih-rem ganzen Betragen; sie wiedersprach gern, aber wuste doch bei aller Verstellung nicht den gering-

sten

sten Wiederspruch zu ertragen. Die Empfindungen der Religion waren sehr mat, und altagsmässig, und in wiedrigen Schikſaalen war sie ausschweifend traurig, ungeduldig und verzagt. Sich selbst kante sie nicht, und ihre Triebe und Affekte würkten ohne alle Einschränkung, ausser der kleinen, die die Verstellung erforderte, und die doch würklich mehr eine Verbesserung des äussern Scheins, als eine Beherschung derselben war. Erinnerungskraft, und Phantasie beherschten die Vernunft, und diese muste schweigen, und beschönigen, wie iene es erforderten. Lalage hat gewis viel ihres gleichen, und es ist wahr, Mein Herr! daß die meisten Menschen äusserlich scheinbar tugendhaft sind, ihr eigen Herz aber von der ächten Tugend nichts empfindet. Sehen Sie nun, daß ich endlich auch eine Sittenlehrerin geworden bin, und aus diesem Gesichtspunkte werde ich vieleicht vor allem Tadel gesichert seyn, daß ich mein eigen Geschlecht von seiner gewönlichen tadelhaften Seite gemalet habe. Aber o! wie begierig bin ich nicht, Ihren versprochenen Charakter eines Frauenzimmers nach der Gestalt der Sittenlehre zu sehen! Darf ich raten, so hoffe ich darin der liebenswürdigen Fräulein Julianens Bild zu sehen; denn ihr eigen Herz, Mein Herr! ist Bürge, daß sie es verdient, nach dem Leben gezeichnet zu werden. Nicht an dem? o! iener Spaziergang mit ihr ist mir noch reizend. Denn haben Sie es getroffen, daß ich Ihr Urbild kennen werde. Nur geschwind, erfüllen Sie bald Ihr Versprechen. Amalgen und ich warten

beide mit Verlangen darauf. Und werden Sie sie recht genau abgezeichnet, und mit den lebhaftesten Farben ausgebildet haben, so wird ganz gewis niemand freimütiger leben können, als

Ihre

ergebenste Freundin.

Sieben und sechzigster Brief.

Mamsel!

Es ist unmöglich, bei Ihnen in seiner Erwartung betrogen zu werden. Sagen Sie nur Amalgen, daß Ihr übersandter Charakter würklich ein schönes Auffäzgen sei. Lalage hat viel änliche Abbilder unter den Menschen, das ist gewis. Aber solte es auch wol viel Julianen gäben? Ja, ia! Mamsel! Fräulein Julianen wil ich schildern; Sie hätten mir keinen bessern Befehl geben können. Und nichts wünschte ich mehr, als sie eben so zu malen im Stande zu seyn, als sie würklich ist. Sie hat sich vor einem Jare verheiratet, und ob sie gleich selbst noch keine Erben hat, und das müsten gewis kleine Engel seyn, so hat sie doch eine kleine Anverwandtin von fünf bis sechs Jaren zu sich genommen, deren Erziehung wahrhaftig

unver-

unvergleichlich ist. O! das allerliebste Kind! sie fängt schon sichtbar an, ein Abdruk des schönen Charakters der Juliane zu werden. Sie wissen, Ramsel! daß Julianchen von Natur eine heitere Seele besizt, und daß sie das Glük der besten Erziehung genossen. Dis sind die sichersten Grundlagen zur Tugend, zur liebenswürdigsten Schönheit der Seele. Sie hat Verstand, Vernunft, Wiz, lebhafte Phantasie, und eine angeneme Leichtigkeit der Erinnerungskraft. Alle diese Vermögen sind gegen die besten Gegenstände gerichtet, und nie sind sie würksam, ohne zu gleich Julianen ein heiteres Vergnügen fülen zu lassen. Mit Lust wendet sich ihr unbeflekter Verstand zu Betrachtungen der Werke der unergründlich künstlichen Gotheit in tausend verschiedenen Dingen an, und eben so entzükend sind ihr die Beurteilungen, die genauesten Beurteilungen ihrer Handlungen, ihrer Pflichten, und der natürlichen Absichten der Dinge bei ihr selbst, und ausser ihr. Schon in der zartesten Kindheit lehrete man sie die Gotheit kennen, und schon ihr kleines Herzgen fühlte gewisse Regungen gegen den Schöpfer, die ausserordentlich zärtlich, und wolgeordnet und sanft waren. Eben diese veranlasseten den so ungemein reizenden Spaziergang, der noch immer meine ganze Seele mit unaussprechlicher Lust erfüllet, so oft ich daran gedenke. Hier klärten sich manche Begriffe auf, und Julianchen bewies eine Herschaft der Spontaneität über alle ihre Vermögen, die das völligste Zeugnis gab, daß alle in der besten Harmonie zu

würken gewont waren. Ihre Vernunft zeigte eine Scharfsinnigkeit, bei erhabenen Gegenständen richtig, tief und gründlich zu denken, und zu urteilen, manche überaus schwere Verkettungen von Schlüssen deutlich zu übersehen. Längst war ihr Verstand an schöne und reizende Begriffe und Bilder gewönt, und eben bei den allerbesten Gelegenheiten erinnerte sie sich derselben ohne Mühe; ihre Phantasie erhält dadurch unzählich reichen Stof, sich neue unvergleichliche Bilder zusammen zu sezen, und der Wiz urteilt nach diesen feinen Aenlichkeiten scharfsinnig, und angenem. Alle ihre Gedanken sind schön, sind natürlich, sind wizig, und beziehen sich auf erhabene Gegenstände, Gott, die Natur, die Tugend, das menschliche Herz, und die Welt von der besten Seite. Sich selber kent sie volkommen, und die unverrükteste Aufmerksamkeit auf alles hält ihre Spontaneität in beständiger Ubung, über alle Seelenvermögen zu herschen. Ihre Triebe, und Leidenschaften, und ihre Affekte sind ihr nach ihrer Natur, ihren richtigen Absichten, ihrer Stärke und Richtung, nach ihren vornemsten Gelegenheiten zur Entstehung, und nach den Abzielungen und Gebrauch des Gesezes volkommen bekant. Sie sind proportionirt gegen einader, und die gehorsamsten Unterthanen ihrer Vernunft, die sie nach den billigsten Regeln beherschet. Sie begert nur sanft, und nie stürmerisch, und nie ist eine Begierde so ausschweiffend, daß sie ihre Sättigung ohne alle Einschränkung und Ausnahme erheischen solte. Mislingt ihr ein Wunsch, so toben keine unan-

unangeneme Affekte, und gelingt er, so wird ihre Seele zwar etwas bewegt, doch gleichsam nur wie ein Flus, den ein sanfter Westwind in leichten Wellen durchsäuselt. Ihr Zustand ist der allerbeste, den sie sich nach der vernünftigsten Einsicht und dem harmonischen Plane in dieser Welt wünschen kan, und alles, was unmittelbar sie selbst und das nächste ihrige ist, ist regelmässig, ist schön; denn sie denkt schön, und zufrieden, und begränzt ihre Begierden nach den billigsten Regeln in dem Bezirke ihres Besizes, der immer so gros ist, als ihre vernünftigen Bedürfnisse es erheischen. Julianchen ist weise und klug. Sie handelt allezeit nach völlig schönen Endzweken, und sie weis bei ieder Unternehmung so viel artige Absichten zu verbinden, als nur immer möglich ist. Sie kent den Lauf der Welt, und urteilt von den Warscheinlichkeiten der natürlichen Ursachen, und der zu erwälenden Mittel richtig. Ihr grösseftes Vergnügen ist, die Charaktere der Menschen kennen zu lernen, sich nach denselben untrügliche Klugheitsregeln zu bilden, und sie nach ihren besondern Endzweken auf eine einnehmende Art zu lenken. Weil sie weise ist, und eine Herschaft über sich selbst besizt, so mus sie zu gleicher Zeit im höchsten Grade frei, vernünftig frei seyn, und alle ihre Handlungen fliessen immer aus der emsigsten Bemühung nach der deutlichsten Erkentnis, und den stärksten Bewegungsgründen her. Nie wird ein Blendwerk der Sinne ihre schöne Seele zu sichtbaren Fehlern verleiten. Die Vernunft ist

Richterin, und ihre untrüglichste Ratgeberin die Kentnis der Pflicht. Ist es nicht an dem? Mamsel! Julianchen ist schön, und ihr Leib ist wolgebauet, und ihre Gestalt reizend. Ein solcher Leib verdient auch ungezweifelt gewis die Sorgfalt einer schönen Seele. Jammer und Schade würde es seyn, wenn er nicht stets des edeln Gutes der Gesundheit geniessen solte. Julianchen blühet wie eine Rose, alle Bewegungen des Lebens gehen ununterbrochen und völlig unmühsam fort, und sie empfindet nichts von Schmerzen. Färbt gleich ein Fieberchen bisweilen die rötlichen Wangen bleich, so geschicht es doch nur, um desto frischer wieder aufzublühen, und eben dis prophezeihet ihr ein desto angenemeres und längeres Alter. Es kan ihr gewis nicht fehlen; denn Julianchen ist mässig, ihr Vergnügen ist ein unschuldiges, und ein unschädliches. Wolluft und Unkeuschheit fliehet sie, wie die Pest, und die Sorge für höchst gefällige Fertigkeiten ihres schönen Leibes erhält ihr Blut in immer gleichem und raschem Umlauffe. Julianchen tanzt nett, und singt niedlich in die harmonischen Töne ihres Clavecymbels, welches oft von dem Lobe der Tugend und der Unschuld der Sitten wiederhalt. Gleich weit entfernt von kargem Geize, und der unbedachtsamen Verschwendung verwaltet die wirtschaftliche Julianchen ihre Güter nach den besten Regeln der Sparsamkeit, sie weis ungemein richtig einzuteilen, und Zehrpfennig, Ehrenpfennig, und Notpfennig sind in der genau abgemessensten Proportion bestimt, und

den

den Gesezen der erhabensten Ehrbarkeit gemäs. Nicht alles Lob ist ihr gleichgültig, und sie ist durchaus zu gros, als gegen Ehre, Lob, und Würden unempfindlich zu seyn, aber nicht im geringsten ehrgeizig. Alles in ihrem ganzen Hause redet gleichsam von der harmonischen Denkungsart ihrer liebenswürdigen Besizerin; denn alles ist nett, anständig, bequem, und wol geordnet. Solte es auch wol möglich seyn können, daß nicht iederman Julianchens Freund wäre; denn gefält nicht die Tugend in Julianchens Glanze auch den wildesten Herzen? Demohnerachtet aber hat sie doch nur wenig Herzensfreunde, und ob sie gleich reizend gesellig ist, so ist sie doch in der Wal vertrauter Freude ungemein vorsichtig. Nur eine genaue Ubereinstimmung der Gemüter, eine unverfälschte Zärtlichkeit, eine verschwiegene Redlichkeit, eine sanfte Gelassenheit, und eine angeneme Geselligkeit müssen die Eigenschaften ihrer Herzensfreunde seyn, und kaum daß sie diese antrift, so walt auch ihr bestes Herz ihrem Freunde mit den zärtlichsten Empfindungen entgegen. So ist der Gemal Julianchens, er ist ihr bester Herzensfreund, und sie gab ihm aus zärtlicher Liebe und volkommenster Uberzeugung zugleich die Hand. Er ist so wie sie, tugendhaft, vernünftig, weise, und ein Beherscher seiner selbst. Er ist ihr meist am Alter gleich, und man sagt auch, in den Gesichtsbildungen etwas änlich. Beide haben nur ein Herz, und was der eine wil, wil auch der andere, obgleich Julianchen weis, daß es vernünftig ist, daß

ihr Gemal ihr Herr sei. Ihr Hauswesen ist gleichsam ein kleiner Staat, in dem die Menschen Freundschaft und Weisheit regieret, und o! wie glüklich ist nicht ieder, der ein Mitglied desselben ist. Nie fordert Julianchen mehr von ihrem Gesinde, als was der gemachte Vertrag und die Billigkeit erlauben. Sie ist uneigennüzig, ohne ihrer Haushaltung zu nahe zu treten, gelinde, ohne Unrecht zu dulden, liebreich und gefällig, ohne sich das geringste von ihrem Ansehen zu vergeben. Sie ehrt in ihrem Gesinde die Menschheit, und dis gehorchet aus Liebe, und nicht aus Zwang. Jedes ist voller Ehrfurcht, vol Treue, vol Anhänglichkeit, und empfindet gegen iede Gutthat der Julianchen ein dankbares Herz. Diese ist immer liebenswürdig, man mag sie von einer Seite betrachten, von welcher man wil. Sie ist eine ware Menschenfreundin, denn aus zärtlichen Gesinnungen wünscht und bemühet sie sich, das Wol aller nach ihren möglichsten Kräften zu bearbeiten. Sie ist nach dem vernünftigsten Ebenmasse gegen alle gefällig, und ihre schöne Seele hat ein unvergleichliches Geschik, an dem Wol und Weh anderer Menschen Teil zu nehmen. Sie weis auf die allerliebste Art zu machen, daß höhere und die ganze Welt ihr gewogen seyn mus, und doch ist sie niemals eine Schmeichlerin, sondern stets ehrerbietig, und vernünftig im Nachgeben. Sie schäzt Verdienste, wo sie sie findet, und Bescheidenheit, Höflichkeit, Leutseeligkeit, und die wolanständigste Gesprächigkeit sind glänzende Zierden ihres immer gleichen Umganges. Hochmut ist

ihr

ihr ein unbekantes Laster, und wo scheinbare Beleidigungen sind, weis die Sanftmut die völlige Stille der Seelen zu erhalten. Die Geheimnisse anderer sind ihr völlig gleichgültig, und dis ist ein überaus seltener Zug in den Charakteren der Menschen. Ihren Gönnern hat sie die aufrichtigsten Dankaltäre in ihrem Herzen errichtet, und die Vorsicht kent sie durch ihr Gebet volkommen genau. Weis irgend iemand die genauesten Pflichten der Herzensfreundschaft zu beobachten, so ist es gewis Julianchen. Sie ist volkommen zärtlich, offenherzig, und überaus vertragsam. Redlichkeit, Anhänglichkeit, Verschwiegenheit, und Beständigkeit sind ihre gewontesten Pflichten, und wo sie ihren Freunden nur irgend hülfreiche Hände leisten kan, ist niemand bereitwilliger, als sie. Nie wird man sie eine einzige Sylbe aussprechen hören, die als eine Lästerung ihrer Freunde ausgelegt werden könte, sondern sie lebt, sie lebt aufrichtig, sie lebt volkommen wahr; denn sie hat aus Uberzeugung gewält. Kein Mensch ist ohne Feinde, und es gibt würklich Neider, die über den Glanz der Tugend Julianchens verdrüslich sind. Sie lästern, und suchen ihr sonst manches zu Leide zu thun. Allein Julianchen ist sanftmütig, verzeihet gern; sie ist grosmütig, versöhnlich, und unterläst nicht, selbst ihren Feinden Wolthaten zu erweisen, wo es möglich ist. Besonders aber genieſſen Elende der Milde ihres zärtlichen Herzens. Sie ist mitleidig und barmherzig, und ihre schönen Hände teilen mit innigstem Vergnügen und aus angenemstem Bewustseyn reich-

liche

liche Almosen aus. Ihre Stadt ist der Würkungskreis ihrer woltätigen Seele, und eine Menge von Hausarmen und Stadtarmen unterstüzt sie. Witwen und Wäisen finden Trost, Rath, Beistand, und Zuflucht in ihrem Hause, und noch neulich nam sie einen vertriebenen auf, und ihr Gemal muste ihm in der Stadt seinem Stande gemäs Unterhalt verschaffen. Wie könte es daher anders seyn, als daß nicht tausend Gebeter täglich gen Himmel aufstiegen, die die Vorsicht drängen, Julianchen immer glüklich, lange glüklich leben zu lassen. Ja! ja! Ramsel! sie verdient es; sie mus lange leben, recht unvergleichlich glüklich leben. Denn die Tugend mus ihr Ebenbild lange behalten, und wie? ist der Mensch nach der Gestalt der Sittenlehre nicht würklich verehrungswert? Ganz gewis! Julianchen sol uns das Muster seyn, wonach wir in dem folgenden unsere Regeln bestimmen wollen. Bald werde ich anfangen, aber erst noch sagen, daß ich ewig sei

Deroselben

ergebenster Freund.

Acht und sechzigster Brief.

Ramsel!

Eben war ich im Begrif von der philosophischen Bekehrung zu reden, als ich eine Einladung zu einer Gesellschaft erhielt, in der eine Menge von wizigen Frauenzimmern sich befanden. Man wuste, daß ich die Ehre hatte, mit Ihnen Briefe zu wechseln, und man zwang mich, den Charakter von Julianchen vorzulesen. Denn was ein Frauenzimmer befiehlt, mus doch wol unfehlbar geschehen. Kaum war ich mit meiner Erzälung zu Ende, als alle wünschten, Julianchen gleich zu seyn. Ich wünschte es auch. Aber ehe ich michs versahe, so war ich mit einer grossen Menge von Zweiflern umringt, die Auflösungen ihrer Zweifel von mir verlangten. Alle sind nicht von gleichem Werte, und ich kan es unmöglich übers Herz bringen, Ihnen wenigstens die vornemsten anzuzeigen. Es ist wahr, fing Lisette an, Julianchen ist volkommen; aber vieleicht haben sie sie besser geschildert, als sie würklich ist. Die Moralisten schmeicheln gern in ihren Zeichungen. Mir deucht immer, daß es nicht gar zu wol möglich sei, solche Charaktere zu finden, als das Bild Julianchens ist, und die Moralisten behaupten manchmal unmögliche Sachen. Ich bat um Vergebung, daß ich die Partei der Sittenlehrer nehmen müste,

und ich wagte es, mich so gut zu verteidigen, als ich können würde. Sie begehen eine Sünde, Liseta gen, sagte ich, wenn Sie die Moralisten für Schmeichler schelten. Ihre Hauptpflicht ist, der Warheit in den strengsten Zügen nachzufolgen, und ihre Charaktere nach dem Leben zu bilden. Erlauben Sie, daß ich ihre ganze Einwendung in diese beiden Fragen einschliesse: Ist das Bild von Julianchen wahr? und: Ist es möglich, daß noch mehr dergleichen Charaktere gebildet werden können? Man stimte mir bei, und ich lösete iene Fragen folgender Gestalt auf. Julianchen lebt würklich, sie wohnt ia, = = = und wollen sie die Güte haben, sich auf das genaueste nach ihr zu erkundigen, so wette ich, daß ich gewonnen habe. Ob es aber noch viel mehr dergleichen schöne Charaktere gäbe, das getraue ich mir nicht, zu bestimmen. Möglich indessen ist es gewis, daß sie gebildet werden könten, ob gleich nur unter einigen Bedingungen und Einschränkungen. Dürfte ich etwas wünschen, so wäre es dis, daß eine vernünftige Moral, und eine regelmässige Erziehung algemeiner würden. Durch beide Stüke ist Julianchen schön, und volkommen geworden. Alle Menschen haben würklich die sichersten Anlagen zur Tugend, und es ist eine ewige Warheit, daß man in der Jugend die schönsten moralischen Charaktere bilden kan. Die menschliche Seele in der Jugend ist wie ein iunger Baum, den man zu allen beliebigen Gestalten ziehen kan, der aber sich selbst überlassen sehr leicht verwildert. Ihre Kräfte sind noch gegen den allergrössesten Teil ihrer Handlungen gleichgültig,

und

und es komt nur darauf an, sie mit Vorsicht gegen diejenigen zu bestimmen, welche die schönsten sind, und es ist ihnen gewis nicht schwerer, schön zu handeln, als schlechte Würkungen hervorzubringen. Die Triebe sind wie die iungen Zweige und Knospen, die man nur in Zeiten beugen, oder beschneiden mus, um die besten Gestalten unvermeidlich zu erhalten, die man sich selbst wünscht. Allein das kan nicht ohne Regeln geschehen, und diese lehrt uns die Moral allein. Zweifeln sie noch, daß beide nicht Wunderdinge auszurichten im Stande wären? Aber sezen Sie auch noch dazu gute Muster und gute Anstalten, um beide zu befördern, und denn frage ich, ob sie noch sehr weit mit ihrem Glauben kommen werden? Mein Saz wird um desto warscheinlicher, wenn ich sage, daß es gar die Meinung nicht sei, daß alle Charaktere eben so schön, als Julianchens Bild werden müsten. Denn nicht alle Menschen haben gleich grosse Kräfte von Natur erhalten, und nicht alle haben gleich grosse Würkungskreise. Nach beiden aber richtet sich der Grad der Schönheit. = = = = Eben da sie von den Würkungskreisen reden, sagte Mariane, so werden sie schon halb verloren haben. Denn diese verändern sich doch nach den Ständen der Menschen, und ich glaube mit ziemlicher Zuversicht behaupten zu dürfen, daß eben die Beschaffenheit der Stände ein unwiederlegliches Hindernis sei, daß würklich schöne Charaktere gebildet werden könten. Im niedern und mittelmässigen Stande ist ein Mangel von Notwendigkeiten, die man schlechterdings zum vor-

ausſezen müſte, wenn man in iener Bildung glüklich ſeyn ſolte; und im höhern erfordert das Ceremoniel der Erziehung, und bei andern Dingen gewiſſe Zulaſſungen, und andere Arten von Handlungen, welche abermals nur gar zu gewis verhindern, daß ſchöne Charaktere ſeyn könten. = = = = Vieleicht Marianchen! vieleicht machen ſie den mittelmäſſigen und höhern Stand ſchlechter im algemeinen, wie er würklich iſt. Ich räume gerne tauſend Fehler ein, aber Fehler, die doch vieleicht bald, und ohne groſſe Schwierigkeit, verbeſſert werden könten, wenn es einmal den Menſchen rechter Ernſt werden ſolte, aus ihren Kindern Abbilder der Tugend zu machen. Man dürfte nur erſt einmal mutig anfangen, und es würde volkommen nachahmungswürdig gefunden werden. Freilich blieben noch in Anſehung des Unterrichts und der Schulen manche Unbequemlichkeiten übrig; aber vieleicht wären auch dazu Mittel möglich. In Anſehung des ganz niedern Standes haben ſie Recht, ſich über einen groſſen Mangel an Notwendigkeiten zu beſchweren, und ich wil Ihnen herzlich gerne einräumen, daß, ehe nicht beſſere Anſtalten in der Welt gemacht werden, es nicht zu hoffen ſei, daß viele ſchöne Charaktere gebildet würden. Aber iſt die Welt notwendig ſo, wie ſie iſt, und wäre es nicht möglich, Verfügungen zu gedenken, die ſie und mich klaglos ſtelleten? O! laſſen ſie uns alle unſere Wünſche zur Verbeſſerung der Welt vereinigen! Alle könten ſchön werden; denn alle haben Grundlagen zur Tugend und eine natürliche Güte des Herzens.

Sind

Sind Sie auch meiner Meinung, Mamsel! und dürfte ich es wagen, die Regeln zur philosophischen Bekehrung zu entwikeln? Abermals ein Wort, welches eine geheime und gleichsam heilige Bedeutung haben mus, weil es vorzüglich von Theologen gebraucht wird. Allein das kan uns gewis nichts hindern. Der Geistliche sowol als der Moralist hat es mit der Verbesserung des menschlichen Herzens zu thun, und beide haben ein gleiches Recht an alle Wörter, die ihre Begriffe genau ausdrüken. Wenn ein Moralist zu bekehren sucht, so bemüht er er sich, die Herzen der Menschen, welche unartig sind, so umzubilden, daß sie anfangen geschikt zu werden, ihre Pflichten der Vernunft zu beobachten. Beide thun gewis einerlei, nur darin sind sie unterschieden, daß der Gottesgelehrte geoffenbarte Mittel, und der Philosoph nur solche anwendet, die ihm die Vernunft eingibt. Beschuldigen Sie mich also ia nicht, Mamsel! daß ich über meine Grenzen schritte. Unsere Bekehrung besteht in der Umbildung unsers unartigen Herzens zur völligen Beobachtung der vernünftigen Pflichten. Ich mus Recht haben; denn der Sprachgebrauch rechtfertiget mich. Menalk hat bisher ein ziemlich unordentliches Leben gefüret. Er bekümmerte sich um Gott und die Religion und Tugend gar nicht. Nur seine Lüste waren seine Götter, und ihre Sättigung seine Glükseeligkeit. Er war wollüstig und verschwenderisch, und Affekte und Triebe hatten eine ausschweiffende Gewalt über ihn. Ein Rausch von einigen Wochen waren ihm eine Vergehung, welche es gewis nicht verdiente, sich

ein schwer Gewissen darüber zu machen. Aber eben dieser Menalk wurde vor einiger Zeit heftig gerüret. Er erblikte sich in seiner häslichen und abscheulichen Gestalt recht lebhaft, und er faste den Entschlus, ganz anders zu werden, als er war. Er hat sein Wort gehalten, und mit dem emsigsten Eifer arbeitete er daran, die Züge des Lasters in seiner Seele auszulöschen, und dafür die Züge der Tugend zu sezen. Er handelte eben so, wie ein Künstler, der sein Gemälde verbessern wil; er bildete sein Herz um. Seinen ausschweiffenden Trieben gab er eine harmonischere Gestalt, er besiegte sie; seine Affekte bezwang er, und demütigte seine Begierden und Leidenschaften. Seine Erkentnis Vermögen erhielten eine ganz andere Richtung, und seine ganze Wissenschaft und Beifal bildete sich um. Er fing an, seine vernünftigen Pflichten zu beobachten; und mus man nicht ohne alle Einwendung gestehen, daß Menalk sich bekehret habe? Aber was that er anders, als daß er sein unartiges Herz ganz umbildete, und es geschikt machte, seine vernünftigen Pflichten zu erfüllen? Die Bekehrung sezt unartige Herzen zum voraus, und bald deucht es mir, daß ich Amalgen sprechen höre, welche die Frage aufwirft: ob die Bekehrung eine algemeine Pflicht sei? Solten auch wol alle Menschen böse Herzen haben? Meistenteils doch. Weit gefehlt, daß ich alle Menschen für lasterhaft halten solte, daß ich vielmehr dem grössesten Teile derselben noch eine ziemliche grosse natürliche Güte des Herzens beizulegen, eben nicht ungeneigt bin. Aber ausser denen, die Julianchen

lianchen volkommen änlich sind, gibt es gewis keine, deren Herz nicht von der einen oder andern Seite unartig seyn solte. Alle haben gewisse Schoos Leidenschaften, die gegen das Gesez sind, und in den Charakteren aller befinden sich immer Züge, und Gestalten, die umgebildet werden müssen, wenn die vernünftigen Pflichten in ihrer völligen Grösse beobachtet werden, und die Tugend in ihrer vollen Schönheit ihre Herzen durchdringen sol. Dis gebe ich indessen überaus gerne zu, daß nicht alle Herzen eine gleich grosse Umbildung bedürfen, um schön zu seyn; denn nicht alle sind gleich häslich und unartig. Alle aber sind dazu erschaffen, sich so tugendhaft zu machen, als möglich ist, und allen ist also die Bekehrung nach der Grösse ihrer Bedürfnisse eine Pflicht. Vieleicht, Mamsel! wird eben nicht gar zu viel Kunst dazu gehören, auszumachen, wie viel besondere Stüke diese Bekehrung erfordere. Solte man wol nicht notwendig erst dieienige Gestalt, die umgebildet werden sol, kennen, alsdenn die alten schlechten Züge ausrotten, und an deren Stat schönere und bessere dem Gegenstande verschaffen müssen? Lassen Sie uns also zuerst die Kunst zeigen, sich selbst nach seinem waren Bilde kennen zu lernen, oder sich selbst seinen genauen moralischen Charakter zu entfernen. Es wäre im Ernst nicht unwarscheinlich zu behaupten, daß die meisten Menschen besser seyn würden, wenn sie sich selbst gehörig kenneten. Aber ist der Mensch sich selbst nicht das grösseste Geheimnis? Was Wunder also, wenn sie handeln, ohne zu wissen, wie, und daß ihnen eine

vernünftige Bekehrung eine unmögliche Forderung zu seyn scheinet. Andere genau zu kennen, ist freilich schwer, aber sich selbst zu erforschen, ist gewis so schwer nicht, wenn nur nicht eine parteiliche Eigenliebe alle Bemühungen vernichtet. Die Furcht macht uns allemal saumselig, und nur ein vernünftiger und gerürter Geist kan die Furcht, sich schlecht zu erbliken, bezwingen. Diese aber mus notwendig erst erstikt seyn, ehe wir unparteiisch genug werden können, uns selbst zu untersuchen. Von dieser Kunst, sich selbst zu schildern, hängt würklich die Kunst ab, die Charaktere anderer zu bemerken, und dis ist überaus reizend. Ein moralischer Charakter ist die ganze Art zu denken und zu handeln, die nur einer einzigen Person angepasset ist; und seinen eignen Charakter zu entwerfen, heist nichts anders, als sich die Art zu denken und zu handeln selbst abzumerken, der wir beständig und gewönlich bei allen Gelegenheiten folgen. Kan es fehlen, daß diese Kentnis des Charakters nicht die genaueste Beurteilung unserer würksamen Vermögen nach ihren besondern Bestimmungen erheische? Die Natur ist ungemein gütig gegen uns gewesen, denn sie gab uns eine reiche Anzal von handelnden Vermögen, und diese nach verschiedenen Regeln bestimte Vermögen machen ein besonderes System lebendiger Kräfte aus, welches man seine Natur heisset. Sie, Mamsel! kennen sie nach allen ihren Teilen, und wären es nicht Verstand, Willen, Spontaneität, Triebe, und Affekte? Kaum sind alle diese Vermögen nur wenige Zeit würksam gewesen, als sich schon nach

und

und nach Fertigkeiten bei iedem zu bilden anfingen, die immer wuchsen, und endlich gleichsam Notwendigkeiten wurden, die desto sichtbarer sich äussern, ie stärker sie sind. Man verfehlte seine Absicht ganz, sich selbst zu erkennen, ohne die genaueste Aufmerksamkeit auf die Stärke und Richtung dieser Fertigkeiten zu wenden. Sie, eben sie, sind es, die die ganz besondern Züge des Charakters bilden, und welche verursachen, daß ein solcher Charakter gerade nur einer einzigen Person angepasset seyn kan. Um nun diese verschiednen Fertigkeiten zuerst des Verstandes und Willens, und der Spontaneität zu entdeken, bemühe man sich auf sich selbst so genau aufmerksam zu seyn, als nur immer möglich ist. Man bemühe sich, auf das richtigste die Gattungen von Dingen zu bemerken, welche am häuffigsten in unserm Stande, und in unserm Würkungskreise vorkommen, und der Schlus hat gewis die grösseste Warscheinlichkeit, daß wir diese Dinge am häuffigsten empfinden, und am meisten geübt seyn werden, Urteile und Schlüsse von ihnen zu bilden. Hieraus entspringen Fertigkeiten. Mithin also wird es leicht seyn, die Fertigkeiten des Verstandes zu entdeken, wenn man bemerkt, bei welchen Gattungen von Dingen man leicht und geschwind, oder schwer und langsam schliessen könne. Hiernach richten sich gewis die würksamen Fertigkeiten aller besondern Erkentnis Vermögen im algemeinen. Eben erinnere ich mich an den Herrn von M**. Er hat von Natur nur einen mittelmässigen Grad des Verstandes erhalten, und seine meiste Zeit hat er auf der

Jagd zugebracht. Hierin besteht die grösseste Stärke seiner Wissenschaft, und man mag sonst in Gesellschaften sprechen, was man wil, so ist er stum, aber so bald sich das Gespräch auf die Jagd lenket, so bald wird er beredt. Auf die richtigste und geschwindeste Art weis er verschiedene Gattungen vom Wilde und Pferden zu beurteilen, und er erinnert sich ungemein leicht aller kleinsten Jagdbegebenheiten, und sein Wiz entlehnt von diesen Gegenständen allein die richtigsten Bilder. In allen andern Fällen merkt man ihm eine ziemliche Langsamkeit und Beschwerlichkeit im Empfinden, Urteilen, und Schliessen an, und Phantasie und Erinnerungskraft wissen selten ausser den offenen Jagd Feldern sich zurecht zu finden. Er ist ein sanguinisch-phlegmatisches Temperament, und er ist zwar ein Liebhaber des Vergnügens, aber es mus auch ziemlich heftig seyn; denn seine Complexion des Körpers erfordert ein solches. Reiten und Faren, wenn beide heftig sind, sind ihm angenem, und auch ein gutes Glas Wein. In Ansehung dieser Stüke komt es ihm eben so schwer nicht an, mit einer gewissen Fertigkeit zu urteilen, und zu schliessen, und es gibt noch mehr änliche Sachen, wo er nicht ganz ungelehrig ist: aber in eben denselben Graden, als die Aenlichkeit abnimt, nimt auch das Geschik seines Verstandes ab. Solten diese Fertigkeiten des Verstandes wol würklich nicht sichtbare Züge in dem Charakter des Herrn von M** ausmachen? Diese Fertigkeiten heissen moralische, in so fern sie sich auf moralische Handlungen beziehen. Moralische Handlungen

richten

richten sich nach den Vorstellungen oder Urteilen des Guten und Bösen, und diese sind unmöglich, ohne gewisse Grundsäze zum voraus anzunehmen, worin im algemeinen die gute und böse Beschaffenheit der Dinge ausgedrukt ist. Diese nicht zu wissen, ist eben so viel, als seine Fertigkeiten von der nötigsten Seite nicht zu kennen. Freilich sind wir uns dieser Grundsäze, wonach wir von der guten und bösen Beschaffenheit, oder dem Nuzen und Schaden der Dinge urteilen, selten selbst klar bewust; aber es bleibt doch immer möglich, sie als deutliche Säze zu erforschen. Man samle sich durch die Aufmerksamkeit, und eine sorgfältig angestelte Prüfung eine Menge von Fällen, in welchen man auf einerlei Art von ienen Beschaffenheiten geurteilt hat, und erdichte sich noch mehrere, in denen man urteilen wolle. Eine genaue Erforschung des Grundes, warum wir gerade so und nicht anders urteilen können, gibt uns zuverlässig die besondern Merkmale, die man in einem algemeinen Saze ausdruken mus, um die Grundregeln zu unsern Urteilen des guten und bösen, des nüzlichen und des schädlichen zu finden. Und was bedürfte es also mehr, als diese gefundnen Merkmale in einem einzigen Saze zu vereinigen? Ich wolte wetten, daß der Herr von M** meistenteils aus diesem Grundsaze urteilte: was mir ein empfindliches Vergnügen macht ist gut. Denn hören Sie ihm nur von der Musik urteilen, und er meint, daß sie eben nicht sonderlich gut sei: denn das Vergnügen bei ihr ist ihm kein empfindliches. Aber schlagen Sie ihm eine Reise vor, oder einen

Spaziergang ins weite Feld, und er wird sagen, daß es ihm angenem sei. Vergebens predigte man ihm von den Annemlichkeiten der Wissenschaften vor; sie sind ihm viel zu stille, und die freie Luft verträgt sich mit diesen Beschäftigungen eben nicht. Dinge, die nur allein für die Seele gehören, nären ihn sehr wenig; denn sein Körper ist es schon gewont, an seinen Ergözungen Teil zu nemen. Man sage, was man wil, um ihm begreiflich zu machen, daß man in Geselschaften, wo sehr wenig getrunken, aber auf eine anständig sanfte Art gesprochen wird, eine reizende Lustbarkeit geniessen könne, und er glaubt es nicht, denn in seiner Eltern Hause wurde bei allen Besuchen stark gezecht, und weidlich gesprochen. Schöne Kleider hält er für keine Güter, denn sie sind unbequem, und hindern ihm in dem freien seines Vergnügens. Philemon denkt schon ganz anders. Sein Grundsaz ist Ehre und Respekt, und er ist gerne in Geselschaften, wo das Ceremoniel herschet; er liebt Pracht, und ein Vergnügen, welches zärtlich und anständig ist. Beide haben sehr verschiedene Charaktere, und sie handeln aus sehr verschiednen Grundsäzen. Eben auf die Art entdeken wir die Fertigkeiten des Willens und der Spontaneität. Jener äussert sich durch Begerungen und Abscheuungen, und diese durch Aufmerksamkeit, Ueberlegung, und die Bestimmung der Vermögen des Verstandes. Je geschwinder und leichter alles geschehen kan, desto grösser sind die Fertigkeiten dieser Vermögen. Lassen Sie uns Fälle samlen, wo wir begeren oder verabscheuen, ohne

ein

ein merkliches Bewustseyn der Beschaffenheiten der Dinge zu haben, und ich zweifele nicht, daß alsdenn Fertigkeiten des Willens da sind. Lassen Sie uns Fälle samlen, die ohne gefasten Entschlus unsere ganze Aufmerksamkeit und Ueberlegung reizen, und bei welchen wir sehr unvermutet und ohne Absicht leicht und geschwind wizig, scharfsinnig, und einsichtig sind, und ich stehe keinen Augenblik an, Fertigkeiten der Spontaneität nach besondern Richtungen zuzugeben. Allein kommen alle Menschen in diesen Fertigkeiten überein, oder müssen wir nicht vielmehr sagen, daß eben diese es wären, welche das eigentümliche eines besondern Charakters bestimmen hülfen? Philet braucht keine Zeit, sich zu entschliessen, Geld zu verdienen; er bedenkt sich sehr wenig, so bald er nur hört, daß eine Handlung einträglich sei, und seine Erinnerungskraft und Phantasie werden von selbst bei solchen Gelegenheiten überaus rege, ohne daß er es selbst weis. Kaum eräuget sich ein Vorfal, so beurteilt er ihn gleich nach seiner Einträchtlichkeit, und Erinnern, und tausend mögliche Fälle, die zu bilden sind, verlassen ihn nicht, ihn geschwind zu beurteilen. Hier wird er beredt seyn, und es wird ihm gar nicht sauer. Er ist scharfsinnig in Erfindung der Gründe, und man mus sich wundern, wo sie alle herkommen. Wolthaten weis er vor allen andern zu rümen, und er hoft unaufhörlich. Alle Pflichten der Sittenlehre, die zur äussern Glükseeligkeit gehören, beobachtet er ziemlich genau, denn sie lassen ihn niemals ärmer werden, als er ist, und so bald man dem Philet sagt,

daß

daß Gott die Almosen hundertfältig belone, so gibt er ganz gerne. Was meinten Sie? charakterisirten diese Fertigkeiten des Willens und der Spontaneität den Philet nicht in der That ziemlich sichtbar? Allein, Mamsel! wir wüsten noch viel zu wenig, um einen Charakter von sich selbst zu entwerfen, wenn wir unsere Triebe nicht kenneten. Sie geben mir gewis zu, daß die Triebe auch moralische Vermögen zu handeln sind, und wir haben es von der Erfarung gelernt, daß nicht alle Triebe bei allen Menschen gleich stark sind, auch nicht in gleicher Anzal würken. Triebe erzeugen Fertigkeiten zu begeren und zu verabscheuen, und Triebe sind es also, welche sehr sichtbare Züge in den Charakteren der Menschen abgeben. Die bestimte Anzahl der Triebe macht das Temperament der Menschen aus, und darüber habe ich mich schon vorher erklärt, aber ihre bestimte Stärke und Richtung ist eigentlich das besondere, welches bei Charakteren verursacht, daß sie nur von einer einzigen Person allein gelten können. Die Richtung und Stärke der nach Anzahl und Beschaffenheit bestimten Triebe unseres eignen Herzens mus also notwendig erforscht werden, wenn wir unsere eigentümliche ganze Art zu wollen und zu handeln genau zu entdeken bemüht sind. Clitander ist meist melancholisch, und die Triebe zur Volkommenheit, zur Ehre und Freiheit sind lebhaft in seinem Herzen würksam, doch die beiden ersten am allerstärksten. Beide haben ganz besondere Richtungen. Er liebt nur gewisse Güter der Seele, die er sich besonders erwält, Tiefsin, Nachdenken, und

eine

eine Art der strengsten Regelmässigkeit, die bisweilen übertrieben und ekel wird. Ein Uebersehen der ganzen Welt, und etwas vorzügliches vor allen andern und eine erhabene Sonderlichkeit. Sein Trieb zur Eigenliebe herscht also in den Trieben zur Volkommenheit, Ehre, und Freiheit ungemein sichtbar, und die besondern Richtungen derselben unterscheiden ihn vor allen andern Charakteren, und machen ihn kentbar. Es kan nicht fehlen, alle vorzügliche Handlungen des Clitanders aufzulösen. Er ist mürrisch und verdrüslich, und wie kan es anders seyn, weil er vermöge seines Triebes zur Volkommenheit niemals sein eigen Bild, und das Bild anderer so schön, und für ihn anständig erblikt, als er es haben wil. Er ist ungesellig, denn niemand kan es ihm recht machen, und es ist unmöglich, daß er ein reizendes Vergnügen in dem Umgange mit andern finden könte, weil alle ihre Reden und Handlungen ganz andere Triebe verraten, als er besizt, und notwendig mus er glauben, daß seine Volkommenheit und Ehre verliere, wenn er in lustigen Gesellschaften ist. Deswegen liebt er die Einsamkeit, um seinen Betrachtungen und dem melancholischen Tiefsinne nachzuhängen. Hier wird er die Welt ganz anders erbliken, als sie würklich ist, und da ihm Erziehung und Neigung Liebe zu mystischen Büchern eingeflösset haben, so ist es gewis kein Wunder, wenn er die Welt beständig anklagt, und ihr Verderben rürend beseufzet. Am besten thut er, wenn er sich derselben entziehet. Clitander strebt nach Ehre, aber nicht nach der äussern, und es geht ganz natürlich

lich zu, daß er bisweilen gegen eine Beleidigung der äussern Ehre grosmütig seyn kan. Nachrum ist sein Wunsch; denn er gründet sich auf Vorzüge der Seele und grosse Thaten. Er ist voller Projekte, die Welt umzuschmelzen, und alles ist tiefsinnig ausgedacht. Wiedersprüche kan er durchaus nicht vertragen; er hält lange Zorn, ist unversönlich, rachgierig, und nicht selten grausam. Er verdient es frei zu seyn, denn er übersieht alles, und es komt ihm hart an, sich einem Geseze zu unterwerfen, das er nicht selbst gemacht, oder gebilliget hat, und wo er nicht sieht, daß Ehre dabei sei. Sinliches Vergnügen achtet er nicht, seinen Leib schäzt er auch eben nicht, und sein Leben hat zwar einigen Wert bei ihm, der doch aber sehr leicht verschwindet, wenn es mit Nachrum, oder Ehre, oder der Grösse der Seelen verglichen wird Er heiratet nie. Ist es möglich, den Clitander so zu kennen, wie er würklich ist, ohne seine Triebe nach Anzahl, Stärke und Richtung erforscht zu haben? Sol ich die Warheit sagen, so glaube ich gewis, daß der vornemste Teil der Kunst, die Gemüter der Menschen zu ergründen, eben auf dieser Kentnis ihrer Triebe beruhe, und solte ich bald einmal das Glük haben, zu Ihnen zu kommen, so würde ich Ihnen einen weitern Entwurf zu dieser Kunst zeigen, dessen Grundsäze alle sich auf eine richtige Theorie von den natürlichen Trieben steiffen. Sind Sie ein bisgen neugierig, so wil ich Ihnen einige Regeln zur Kentnis dieser Triebe entwerfen. Es versteht sich von selbst, daß man erst eine Erkentnis der Instinkte überhaupt

besizen

besizen müsse, und die haben Sie in den vorhergehenden Briefen erhalten. Alsdenn dürfen Sie nur auf sich selbst und Ihre Neigungen aufmerksam seyn. Samlen Sie sich eine Menge von Fällen aus der Erfarung, die ihre Neigungen reizen, und die Ihnen angenem sind. Beurteilen Sie ihre Gegenstände genau, und erforschen Sie unter welche Gattung des angenemen oder unangenemen dieselben gerechnet werden müssen, und nun ist es leicht, den Trieb zu entdeken, der der Vater dieser Neigungen ist. Bemerken Sie, bei welchen Trieben eine vorzügliche Heftigkeit der Begerung oder Verabscheuung sei, und gegen welche Art der Dinge, die unter das Reich des angenemen eines bemerkten Triebes gehöret, er sich vorzüglich lenket, und Sie haben die Stärke und Richtung dieses Triebes gefunden. Sie werden desto glüklicher seyn, wenn Sie zu gleicher Zeit zu erforschen sich bemühen werden, welcher Trieb und bei welchen Fällen er am meisten die Verstandes Urteile ausschliesse, und wessen Gegenstände uns am geschwindesten und in die heftigsten Affekte sezen. Die Affekte sind Würkungen der Triebe, und ie heftiger iene sind, desto stärker müssen auch diese seyn, mithin ist die Heftigkeit der Affekte ein sicheres Kenzeichen der Stärke und Richtung der Instinkte. Haben Sie die Güte, die Handlungen des Clitanders zu überlegen. Er begehrt Tiefsinn, und Vorzüge der Seele, und beide Dinge gehören gewis unter den Begrif der Volkommenheit. Argon liebt Essen und Trinken, und er isset sich so rund, daß er

kaum

kaum gehen kan. Er liebt Bequemlichkeit, und einen angenemen Schlaf. Wer zweifelte, daß alle diese Dinge zu der Gattung des sinlichen Vergnügens gehöreten? Vivant schäzt Musik, Tanz, Scherz, Spiel, und andere Arten der Ergözungen, die mit der vorhergenanten eine Aenlichkeit haben; bei ihm herscht ganz gewis der Trieb zum sinlichen Vergnügen, aber unter einer andern Richtung. Pernille ist ein bisgen verliebt, sie küst gerne, und alles lebt an ihr, wenn sie eine gepuzte Mansperson sichet. Sie ist schmeichelnd, und scherzt gern, und ihre Vernunft schweigt völlig, so bald Amant freundlich ist, und seine Schmeicheleien verschwendet. Auch sie ist dem Triebe zum sinlichen Vergnügen dienstbar, aber teils unter einer grossen Stärke, teils unter einer besondern Richtung. Thyrsis mag gern einen Scherz mitmachen, er ist voller Freuden in einer lustigen Geselschaft, und sein Glas Wein schmekt ihm unter der Musik noch einmal so gut. Aber er verlangt doch schlechterdings Ceremoniel, und Anständigkeit dabei, und er gerät in den äussersten Zorn, so bald diese verlezt wird. Ich schliesse, daß Thyrsis eine lebhafte Würksamkeit des Triebes zum sinlichen Vergnügen, und zur Ehre fühle, aber daß zu der Richtung des erstern nur diejenigen Arten gehören, bei welchen der Trieb zur Ehre zugleich gesättigt werden kan. Die Affekte geben eben so sichtbare Züge in den Charakteren ab, und ihre Kentnis ist zur Umbildung des Herzens schlechterdings unentbehrlich. Affekte sind die gefärlichsten Feinde

der

der Tugend und Glükseeligkeit, und diese also müssen notwendig der Herschaft der Spontaneität unterworfen werden. Ihre eigentliche Natur, Mamsel! kennen Sie aus dem vorhergehenden, und nach dieser Erkentnis lassen Sie uns aus der Erfarung Beobachtungen anstellen. Lassen Sie uns untersuchen, wie viel und wie heftige Affekte gewönlich bei uns entstehen, welche am leichtesten auflodern, und lassen Sie uns die Fälle und Gelegenheiten bestimmen, wo wir am häuffigsten in bestimte Affekte zu geraten gewont sind. Ich stehe dafür, daß es keine Mühe kosten wird, das Verhältnis dieser Affekte zu den würksamsten Trieben zu entdeken, und alsdenn wird es leicht seyn, alle vorherbemerkte Teile unsers eigenen Charakters in ein klares System zu bringen. Denn gebrauchen wir nichts mehr zur gewissen Erkentnis unseres eignen Herzens, so wie es gewönlich ist, und dis ist das erste Stük der philosophischen Bekerung, und seiner eignen Kentnis.

Gewis glükliche Menschen! wenn sie sich befleissigen wolten, sich selbst recht genau zu kennen. Denn wäre gewis schon der Grund zur philosophischen Bekerung gelegt. Seine unartigen Fertigkeiten auszurotten, wäre etwas leichtes, und mit dieser hätte man den nächsten Schrit zur Gründung der Tugend gethan. In der That noch wichtige Abhandlungen, Mamsel! um die Regeln zu erweisen, nach welchen diese Bemühungen sich richten müssen. Ich werde mir ein Gewissen daraus

machen, das geringste vorbei zu lassen, was zur Erläuterung dienen könte; eben so gewis, als es eine beträchtliche Sünde seyn würde, aufzuhören, mich zu nennen

Deroselben

ergebenstен Freund.

Neun und sechzigster Brief.

Ramsel!

Sagen Sie einmal, war es denn eben so schwer, seinen moralischen Charakter zu entwerfen? Wurde auch mehr, als eine genaue Aufmerksamkeit auf seine eignen Handlungen, und eine algemeine Kentnis der menschlichen Natur erfordert? Nur noch ein klein bisgen Geduld, und eine aufrichtige Unparteilichkeit. Lassen Sie uns diese beiden lezten Stüke mit einer vernünftigen Einsicht in die Moral verbinden, und wir werden ungemein glüklich seyn, die schlimmen Züge unsers Charakters auszulöschen, und sie zu verbessern. Es ist ganz gewis so schwer nicht, sich selbst umzubilden, und eben schike ich mich an, Ihnen die Regeln zu dieser Ausrottung der bösen Fertigkeiten unserer Vermögen zu entwerfen. Denn eben diese sind es, welche die bösen Züge unsers Charakters ausmachen. Alle unsere

Ver=

Vermögen, die uns die Natur geschenkt, sind ungezweifelt gut, aber sie werden tadelhaft, wenn sie ohne Beherschung so würksam seyn dürfen, als sie können. Schade, daß diese Vermögen so wenig Aufsicht in der ersten Jugend haben, und ihnen würden gewis böse Fertigkeiten fehlen. Doch man mus die Menschen so nehmen, wie sie einmal sind, und alsdenn wird es ihre erste Pflicht werden müssen, ihren natürlichen Charakter mit den Vorschriften des Gesezes zu vergleichen, um gewis zu beurteilen, welche Fertigkeiten ausgerottet werden, und welche bessere ihren Vermögen verschaft werden müssen. Das bessere und schlimmere in der Sphäre der sitlichen Handlungen läst sich nur nach dem Geseze bestimmen; und was wäre richtiger, als daß das Gesez selbst sich auf die Erfüllung der natürlichen Absichten unserer moralischen Vermögen beziehen werde? Diese Absichten also zu entwikeln, ist eben so viel, als die Proben festzusezen, wonach die Gesezmässigkeit, oder das Tadelnswürdige der Fertigkeiten unserer Charaktere beurteilt werden können. Wir haben drei hauptwesentliche Vermögen unserer Seele, Verstand, Willen, und Spontaneität, und der Schöpfer gab sie uns zuverlässig nur darum, daß wir durch ihren wolüberlegten Gebrauch Spiegel der Gotheit werden solten. Alle diese Vermögen, die sich wieder in Spros Vermögen zerteilen lassen, dürfen also nur einzig und allein auf die Art würksam seyn, daß der Mensch, das Meisterstük der Gotheit, in allen seinen Handlungen ein lebendiger Spiegel derselben werde. Der

Mensch mus also durch die Anwendung dieser Kräfte die Gotheit erkennen lernen, durch sie in seinen Handlungen die Gotheit nachamen, und die Absichten seiner und der Creaturen Natur erfüllen. Ausserdem gibt es eine Menge von erlaubten Handlungen, und in Ansehung dieser wird man ienen Kräften gewis nichts vorzurüken haben. Wie aber? Wiz und Scharfsinnigkeit äussern sich nicht selten gegen Gegenstände, bei denen es zweifelhaft ist, ob sie unter die Zahl der rechtmässigen gehören. Die Dichtkunst, wenn sie von Liebe und Wein singt, und die reizendsten Bilder des Wizes verschwendet, wäre vieleicht ein Beispiel dieser Art. Bald solte ich es wagen, dieser glüklichen Kunst das Wort zu reden. Es ist wahr, wenn sie lasterhaft wird, und Lastern schmeichelt, so wird sie verächtlich, und verliert allen ihren sitlichen Wert. Aber wenn man, von reiner Liebe des Gatten durchglüht, seine unschuldigen Empfindungen schildert, oder wenn die natürliche Wärme des Weins die Phantasie belebt, und ihre lebhaften Bilder eine ungezwungene Fröhligkeit hervorbringen, so finde ich in beiden Arten des Gebrauchs keine tadelhaften Fehler. Vergnügt, unschuldig vergnügt zu seyn, kan nie unser Gesez beleidigen, und wizig zu scherzen, ohne hämisch zu ärgern, ist meines Wissens niemals verboten gewesen. = = Nun ia! wenn ich auch alles einräume, wird Amalgen sagen, so ist es doch schlechterdings unerlaubt, Satyren zu machen. Satyren sind Aftergeburten des Wizes, und schaden ungemein sehr. = = Und alle Welt hat doch bisher geglaubt, daß sie

unge-

ungemeinen Nuzen schaften. Ich bin fast eben der Meinung, und ob man gleich gestehen mus, daß Satyren nicht bekehren können, so wolte ich doch wol behaupten, daß sie eine unschuldige Ergözung wären, welche dem Laster in so fern gewis gefärlich ist, daß man behutsamer werde, sich nicht durch dasselbe lächerlich zu machen, und diese Aufmerksamkeit auf sich selbst würde vieleicht in nicht wenigen Fällen sehr nüzlich zur Bekehrung werden können. In guten Satyren werden sehr viel Personen auf einmal getroffen, und mir deucht immer, man belehre durch das eigne Urteil und Bewustseyn des Lesers am besten. Neulich hörete ich ein änliches Urteil in Ansehung des Forschens der Altertümer, und man verwarf alle Scharfsinnigkeit, die man auf diese Art der Gelehrsamkeit verwendete. Was liegt uns, sprach man, an den Torheiten der Alten, und was hilft es, zu wissen, wie sie ihre Leichsteine gemacht, oder ihre Inschriften verkürzt haben? Es gibt tausend nüzliche Dinge, die Scharfsinnigkeit erheischen, und die nicht selten unbearbeitet liegen bleiben. Freilich, wenn die Forschung der Altertümer die einzige Bemühung der Scharfsinnigkeit ist, so fehlete nicht viel, daß ich nicht behaupten solte, daß man Unrecht handele; aber doch kan ich mich unmöglich überreden, daß diese Forschung gänzlich unnüz wäre: es ist keine Wissenschaft und Kentnis so klein, daß sie nicht einigen Vorteil bringen solte; wenigstens ist sie doch völlig erlaubt, wenn sie ihre Schranken nicht überschreitet. Lassen Sie uns aus diesen Fällen die Regel ziehen, daß

man bei der Beurteilung der Rechtmässigkeit der Fertigkeiten unserer Seelen Vermögen ziemlich behutsam gehen müsse.

Jenes erstes Gesez wird uns ganz natürlich auf einige besondere leiten. Der Verstand äussert sich durch Begriffe, Urteile, und Schlüsse, und es ist ungezweifelt gewis, daß unser Verstand eine Fertigkeit besizen müsse, richtig zu denken, zu urteilen, und zu schliessen in Ansehung aller Dinge, und Handlungen, die zur Beobachtung unseres Gesezes gehören, wenn er so würksam seyn sol, als es iene Regel erfordert. Denn nur eben diese Fertigkeiten sind es, die uns zu Spiegeln der Gotheit machen. Nie ist es möglich, die Gotheit nachzuamen, ohne die richtigsten Begriffe von den Dingen, die zu unserer Glükseeligkeit, und Tugend ein Verhältnis haben, zu besizen, und unsere Entschlüsse des Willens auf ungezweifelte Urteile und Schlüsse zu bauen. Die Sitlichkeit unserer Handlungen, das vornemste unserer Erkentnis, erheischet iene Fertigkeiten unstreitig, und eben dis ist es, Mamsel! was man durch das richtige und gewisse Gewissen sonst anzuzeigen gewont gewesen ist. Man forderte von den Menschen ein Bewustseyn ihrer Handlungen, nach einer richtigen und gewissen Einsicht in die Sitlichkeit derselben. Man hatte Recht, aber man sagte nichts mehr, als was wir eben als eine Pflicht gegen sich selbst gefordert haben. Schade, daß man gegen diese Pflicht meistenteils so sehr verstöst; man hat überausfalsche Begriffe von den meisten Dingen, man urteilt schlecht, und man schliest noch schlechter.

Vieleicht

Vieleicht erraten Sie die Ursachen davon bald. Man hat weder richtige Regeln zu denken, noch gute Grundsäze zur Beurteilung. Die Kentnis der Regeln zum richtigen Gebrauch des Verstandes ist noch immer ein Vorrecht der Gelehrten von Lebensart geblieben, und man hat sich gar nicht zu überreden geschienen, daß es eine Pflicht der Menschen seyn könte, sich um die Logik zu bemühen. Denn so heist man die Wissenschaft des richtigen Denkens. Vieleicht hat nur der Name abgeschrekt, und vieleicht noch mehr der spizige und ekle Vortrag, den man bei derselben gebraucht hat. Die Klagen von dieser Seite sind in der That sehr gerecht, und ich glaube, daß es würklich eine Schuldigkeit der Gelehrten sei, diese Wissenschaft von dem Wuste der Kunstwörter und einer barbarischen Sprache zu reinigen, und sie algemeinnüzig zu machen. So weit ich die Sache begreiffen kan, so mus es volkommen angehen, einige algemeine Regeln fest zu sezen, die sicher bestimmen, wenn eher unsere Begriffe, Urteile, und Schlüsse richtig, oder falsch seyn müssen. Ihre Anzahl ist nicht gros, und von der früheſten Jugend an müste man den iungen Verstand der Kinder üben, diese Regeln anzuwenden, und ihre Urteile darnach zu prüfen. Mein Einfal gefält mir in der That wol, und ich verspreche mir davon ungemeinen Vorteil. Aber der Pedanterie bin ich sehr feind, und ich würde es nicht übers Herz bringen können, von iedem Kinde und Menschen förmliche Schlüsse zu fordern, und ihnen die Last auf zu legen, methodisch zu urteilen, und zu schlieſſen. So bald Sie heiraten

werden, Namsel! werde ich einen Entwurf der Regeln zum richtigen Denken für Ihr erstes kleines Püpgen auffezen. Eben so wil ich zu gleicher Zeit mit der Moral verfaren, um auch der zarten Jugend die Grundsäze zur gewissen Beurteilung der Sitlichkeit ihrer Handlungen zu verschaffen. Doch Namsel! das könten Sie auch eben so schön selber bewerkstelligen. Machen Sie einen Auszug aus unsern Briefen, und Sie werden gewis glüklich seyn. Die Sittenlehre ist in der That eine Wissenschaft, welche ein ieder Mensch erlernen müste, und ich glaube im Ernst, daß man durch eine gute Erziehung natürliche Moralisten bilden könte. Jene geforderte Fertigkeiten werden um so viel gewisser würken können, wenn man darauf bedacht ist, allen besondern Vermögen des Verstandes, die ich Ihnen oben entwikelt habe, eine Leichtigkeit zu erwerben, bei allen Fällen des Gesezes durch die Spontaneität erwekt zu werden. Dis wesentliche Vermögen unserer Seele ist uns eigentlich von dem Schöpfer zur Herschaft über uns selbst gegeben worden, und ohne dasselbe würden wir nicht viel besser, als die Tiere seyn. Ich bin recht stolz auf meine Spontaneität, und durch Hülfe derselben kan ich meine Begriffe, Urteile, und Schlüsse deutlich, und gewis machen. Durch Spontaneität ist der Mensch im Stande freiwillig tugendhaft und lasterhaft zu seyn, und Dinge bei sich selbst auszurichten, die sonst aus Verstand und Willen allein zu begreiffen unmöglich wären. Man schliest gewis ohne allen Irtum, daß es die allernatürlichste Absicht der Spontaneität sei,

die

die ganze Seele in allen ihren Vermögen zu beherschen, um zuverlässig alle Pflichten des Gesezes zu erfüllen. Denn ist es der Mensch wert, bewundert zu werden, und glükseelig zu seyn, und unter dieser Bedingung verdiente er es, ihm den Weg zur Tugend und Ehre der Menschheit zu zeigen. Wo ich nicht irre, so habe ich Ihnen Aufmerksamkeit, Ueberlegung, und Phantasie als besondere Vermögen der Spontaneität erwiesen, und diese werden also vorzüglich geschäftig gemacht werden müssen, wenn ihr Stamvermögen eine Herschaft über den Verstand behaupten sol. Aufmerksamkeit und Ueberlegung sind von ie her von den Kennern der menschlichen Natur angepriesen worden, sich selbst zu beherschen, und ich habe nicht das geringste Bedenken, auch noch die Hülfe der Phantasie dazu zu fügen. Sie wird es vorzüglich seyn, unseren Begriffen Lebhaftigkeit mitzuteilen, und unsern Urteilen und Schlüssen den Weg zu unserm Herzen zu eröfnen. Die Phantasie ist freilich verfürerisch genug, aber sie hört auf, es zu seyn, und leistet im Gegenteile die allererspriesslichsten Dienste, wenn sie mit schönen und brauchbaren Bildern angefült, und nach vernünftigen Grundsäzen regiert wird. Um also iene Herschaft sicher zu gründen, werden vieleicht folgende beiden Anmerkungen hinreichen können. Die Erfarung ist Bürge, daß ein Entschlus, ein fester Entschlus über unsere Seele eine ungemeine Gewalt habe, indem er eine beständige Regel und Bestimmung unserer Spontaneität ist. Man fasse also den unbeweglichen Entschlus bei allen Gelegen-

heiten so grosse Aufmerksamkeit und Uberlegung nach gewissen Seiten und Regeln bei ieder Handlung anzuwenden, als es nur irgend möglich ist, und unsere Spontaneität mus sich unvermeidlich nach diesem Entschlusse richten. Es wird auf die Art gewis ganz unmerklich geschehen, daß eine Menge von Vermögen des Verstandes anfangen würksam zu werden; denn Ueberlegung und Aufmerksamkeit können ohne vielfache Art der Anwendung des Verstandes nicht bestehen. Selbst die Phantasie wird entzündet werden, und der freien Vernunft werden Gründe zu Urteilen und Schlüssen genug entgegen eilen. Scheint es gleich anfangs etwas sauer zu seyn; darum noch nichts verloren; eine standhafte Wiederholung, und eine fortgesezte ernste Bemühung überwinden alles. Endlich werden Fertigkeiten aufkeimen, und o! glükliche Menschen, die auf die Art Meister ihrer eignen Vermögen werden. Es bedarf keines Beweises, sichtbare Würkungen der Spontaneität zu bemerken, wenn wir im entstandenen Gleichgewichte denn Ausschlag geben. Ohne allen Zweifel müssen alsdenn von der einen Seite mehr Vermögen des Verstandes erwekt werden, als von der andern, und diese Erwekung gehört allein für die Spontaneität: Lassen Sie uns also die Menschen bewegen, bei vorkommenden Fällen zuerst ein Gleichgewicht in ihrer Seele zu veranlassen, und alsdenn sich zu bemühen, nach dem Geseze den Ausschlag zu geben, und ich zweifele nicht, daß nicht eine öftere Wiederholung eine Fertigkeit, und mit ihr eine Herschaft der Spontaneität gründen solte.

Sezen Sie einmal, daß ich den festen Entschlus gefasset, innerhalb einigen Monaten kein einziges Glas Wein zu trinken, und es wird wol eben nicht fehlen können, daß die alte Neigung erwachte, so bald ich in eine Gesellschaft guter Freunde geriete, die anfingen, mich auf den alten Fus zu nötigen. Ich wil mich überwinden, ich wil unbeweglich seyn, und den ersten Anfang macht ganz gewis die Erinnerung des gefasten Entschlusses. Aber er richtet noch nicht alles aus; ich mus mich bearbeiten, dem Nötigen und der eignen Begierde wiedrige Gründe entgegen zu stellen, ich mus sie bekämpfen, und nur allein Ueberlegung, Phantasie, Wiz, und eine gesezte Vernunft können mir den Sieg über mich selbst verschaffen. Ich mus sie durch Aufmerksamkeit und Spontaneität erweken, aber nur nach aufsteigenden Graden; und ein inneres Bewustseyn wird mich zeitig belehren, daß ein Gleichgewicht, eine Unschlüssigkeit, entspringen werde, die ohne Behutsamkeit und fortgesezte Anstrengung der Spontaneität zwar sehr gefärlich ist, aber sich selbst hebt, so bald nur iener Entschlus von neuem rege, oder die Gründe von Seiten des Gesezes durch Hülfe der Ueberlegung oder Phantasie lebhafter werden. Lassen Sie uns nur dis wenige mal ernstlich versucht haben, und mit der Menge der Fälle wird die Leichtigkeit, und Fertigkeit der Spontaneität zu herschen unfehlbar wachsen. Der Wille ist von dem Verstande unterschieden, und es ist kein Zweifel übrig, daß dieser seine natürliche Absicht erfülle, wenn er sich gewönt, allezeit den richtigen Urteilen des Verstandes

standes zu folgen. Es ist wahr, der Wille ist ein blindes Vermögen, aber ihm können doch Begierden erworben werden, die so heftig sind, daß sie den Verstand gleichsam betäuben, und das Bewustseyn und das freiwillige seiner Urteile ausschlieſſen. Diese Begierden sind überaus gefärlich, und diese verdienen schlechterdings ausgerottet zu werden. Wil man also seinem Willen seinen ursprüglichen Gehorsam wiedergeben, so fasse man den unzerstörbaren Entschlus, durchaus nichts zu thun, und zu begeren, als wovon man sich des richtigen und ungezwungenen Urteils des Verstandes bewust ist. Man wird gewis den Vorteil haben, die blinden Fertigkeiten des Willens mat zu machen, und nach weniger Zeit werden sie gar ersterben müssen. Wie? also Mamsel! solten uns diese natürlichen Absichten unserer wesentlichen Vermögen überhaupt wol nicht manche falsche Züge in den Charakteren der Menschen sehen lassen? Solten wol würklich die meisten da richtig denken, urteilen, und schlieſſen können, wo es am nötigsten ist? Es gibt Menschen, deren ganzes Wissen nichts als ein Gewebe von Irtümern und Vorurteilen ist, und andere, die zwar viel wissen, aber alles das nur wissen, was sie nicht wissen solten. Manche wissen das nüzliche zu gelehrt, und gerade deswegen sind sie eben so unglüklich, als alle andere. Ich bemühe mich hauptsächlich nur Gott, mich selbst, die Welt, und die Natur, nach ihren Regeln kennen zu lernen, und so bald ich diese Wissenschaften völlig eingesehen habe, so bald werde ich gewis den höchsten Grad der

Tugend

Tugend und Glükseeligkeit erreicht haben. Lerne ich bis in Ewigkeit, so werde ich bis in Ewigkeit doch von Punkt zu Punkt immer grösser glüklich.

Ausser diesen wesentlichen Vermögen besizen wir noch Triebe und Affekte, und die Tugend belohnt uns gewis die Mühe, ihre natürlichen Absichten zu erforschen, um ihre bösen Fertigkeiten von den gesezmässigen zu unterscheiden. Man kan diese Absichten in algemeine und besondere teilen, und beide Arten werden uns lehren, wie ungemein gütige Endzweke die schaffende Gotheit bei unserer ganzen Natur gehabt habe. Der Mensch ist nicht pur Geist, sondern mit einem ungemein künstlich gebaueten organischen Leibe versehen, und er lebt in einer Welt, die tausend schöne Dinge in sich fasset, welche Teile einer ächten Glükseeligkeit eines Geistes werden können, wenn dieser Triebe besizt. Alles war danach eingerichtet, und abgemessen, daß der Mensch Triebe empfing, und sein Grundtrieb ist der Instinkt zur Glükseeligkeit. Alle Triebe also gehen auf die Glükseeligkeit, aber auf eine solche, die nicht auf abgezogenen Begriffen von uns selbst und der Welt allein beruhet, sondern die auch etwas sinliches bei sich füret, und den ganzen Menschen nach Leib und Seele belustigt. Dis ist die erste algemeine Absicht, und sie mus es seyn, denn der Schöpfer thut nichts ohne Absicht, und nichts ohne liebreiche Endzweke. So bald man eine eingeschränkte menschliche Seele zugibt, so bald ist es auch unvermeidlich, ihr eine solche Glükseeligkeit zu erlauben, als der Schöpfer

uns

uns durch die Triebe bestimt hat. Aller Genus des Angenemen also, der durch die Triebe bestimt ist, und einer erhabenen geistigen Glükseeligkeit nicht wiederspricht, mus rechtmässig und erlaubt seyn. Allein die gesezte Bedingung gehört schlechterdings dazu; weil der Mensch von der vornemsten Seite Geist ist, und menschlich glükseelig seyn sol. Gewis noch nicht genug! der Mensch würde in gewissen Jaren ungemein schlecht daran gewesen seyn, wenn nicht die gütigste Vorsicht ihm den Grundtrieb zur Glükseeligkeit anerschaffen, und in demselben zugleich alle andere Triebe mit gegeben hätte. Der Mensch wird ohne den Gebrauch seiner geistigen Vermögen geboren, und der Lauf der Natur lies es schlechterdings nicht anders zu, als daß dieienigen Vermögen, welche den Vorzug zwischen unserer und der tierischen Natur ausmachen, später als die sinlichen Kräfte entwikelt werden musten. Aber o! unglükliche Jugend! man entferne die Triebe, oder den Abscheu des Unangenemen, und das Begeren des Angenemen, und alsdenn sage man aufrichtig, ob nicht die menschliche Natur gegen alle Gegenstände gleichgültig seyn würde? Würde auch noch ein Unterschied unter dem Guten und Bösen, dem Nüzlichen und Schädlichen stat haben? Und doch war es notwendig, daß die iungen Seelen schon sehr früh diesen Unterschied wüsten. O! weise Gotheit! die Natur der Dinge lehret uns schliessen, daß es ungezweifelt eine algemeine Absicht der Triebe sei, in gewissen Jaren die Stelle der Vernunft bei dem guten und bösen, nüzlichen und schädlichen

zu

zu vertreten. Eine kleine Aufmerksamkeit auf die gewönliche Art, Kinder in den ersten Jaren zu regieren, wird diesen Schlus noch mehr bestärken. Man lenkt sie nur durch Begriffe und das Gefühl des Angenemen und Unangenemen, und so bildet man nach und nach erst das Geschik, sich nach algemeinen Regeln zu bestimmen. So wie der Mensch einmal gebildet worden, so bleibt er auch meistenteils, und die Erfarung bestätigt es unwiederleglich, daß die Empfindungen des Angenemen und Unangenemen die Urteile der Vernunft in Ansehung des Guten und Bösen, des nüzlichen und schädlichen, durch unser ganzes Leben hindurch erweken, und bestimmen. Die Vorsicht hat es nicht ohne Grund gethan, daß sie meist durchgängig das angeneme mit dem guten, und das unangeneme mit dem bösen verbunden hat, und es bleibt daher eine völlige Gewisheit, daß die Triebe in nicht seltenen Fällen den Urteilen der Vernunft das Uebergewicht geben dürfen. Denn dieser ist die Oberherschaft über alle Urteile anvertrauet. Dis ist die andere Absicht, und es ist volkommen rechtmässig, den Trieben zu folgen, wenn die Vernunft nach ihren Regeln mit ihren Begierden übereinstimt. Allein der höchsten Weisheit sind nie der Absichten zu viel. Gott schuf eine Welt nach dem allerbesten Plane, und es kan nicht fehlen, sie als das volkommenste System ansehen zu müssen. Ordnung und Schönheit musten ihre Grundfesten werden, und alles muste also eine solche Einrichtung und Bestimmung erhalten, daß iene beiden Absichten auf gewisse Weise unvermeidlich

erreicht

erreicht würden. Die Menschen waren einer der wichtigsten Teile der Welt, und die Weisheit müste gewis ihre Regeln verlassen haben, wenn sie nicht den Menschen zu vorzüglichen Mitteln der Ordnung und Schönheit ihres ganzen Systems bestimt hätte. Sie that es, und um ihre Zweke desto sicherer zu erreichen, pflanzte sie der menschlichen Natur Triebe ein. Aus diesen quellen eine Menge von Handlungen hervor, und nicht wenige unter denselben waren zu ienen Hauptzweken schlechterdings unentbehrlich. Die Vorsicht muste sie wollen, und mit ihnen zugleich, daß die Triebe unwiederstehliche Bewegungsgründe zu ihrer Unternehmung, oder Unterlassung darreichen solten. Gibt es daher Endzweke und Handlungen, die zur Ordnung, Glük, und Schönheit der Welt gehören, und die ohne Triebe entweder gar nicht, oder doch schwer und selten erreicht worden wären, so zweifele ich nicht, daß sie götliche Absichten der Instinkte wären. Wir preisen mit völligstem Rechte die Vorzüge der Gesellschaften, und es komt mir schwer an, zu glauben, daß irgend ein verständiger Grund ihrer Anrichtung und Erhaltung aus der menschlichen Natur angegeben werden könte, wenn wir die Triebe wegnämen. Sich zu erhalten ist angenem, und eben deswegen auch so algemein. Wie ofte würde die Vernunft nicht Gründe genug zu haben glauben, die Handlungen der Erhaltung zu unterlassen, wenn kein Trieb wäre? Vieleicht stürbe das menschliche Geschlecht ziemlich bald aus, wenn die Vorsicht nicht durch Triebe besser dafür gesorgt hätte, und ich überrede mich feste,

daß

daß es mit der Ordnung und Schönheit der Republiken ziemlich mislich aussehen würde, wenn die Triebe zur Ehre und Freiheit nicht der Klugheit die besten Grundregeln eingeflösset hätten. Was meinten Sie daher, Mamsel! verdienten es die Triebe nicht, daß wir uns noch einige Zeit mit ihren besondern Absichten beschäftigten? Es kan wol nicht fehlen, daß die nächste Absicht des Triebes zur Erhaltung die Erhaltung und Bequemlichkeit des Lebens sei. Der Grund unserer Glükseeligkeit liegt in unserm Daseyn, und dis muste also notwendig durch natürliche Mittel fortdaurend gemacht werden, wenn die Gotheit irgend andere Absichten erreichen wolte. Sie machte es daher ungemein angenem, und eben deswegen schrien wir schon mit ziemlich heftiger Begierde als Kinder nach den süssen Milchquellen der Mutter. Daher arbeiten wir in spätern Jaren so emsig, und öfters so sauer, um nur das Vergnügen zu geniessen, länger zu leben. Tausend Beschwerlichkeiten zu überwinden, würden wir uns unmöglich entschliessen können, wenn nicht der Tod so bitter wäre, und er würde es nimmer seyn können, wenn nicht das Leben so angenem wäre, und ein Trieb zur Erhaltung in unserm Herzen wonte. Allein ein Leben ohne alle Bequemlichkeit ist doch unangenem, und das Reizende und Vergnügliche des Lebens fürt uns zugleich mit auf die Bequemlichkeit desselben. Ich schliesse also, daß alle Handlungen und Begierden unserer Seele, welche auf Erhaltung und Bequemlichkeit des Lebens gehen, von der Seite rechtmässig sind. Aber da doch schlechterdings die Ver-

nunft den Trieben Regeln vorschreibt, die sie teils aus ienen algemeinen Zweken, teils aus der Harmonie aller möglichen Endzweke mit dem Zweke der Schöpfung hernimt, so hat auch der Trieb zur Erhaltung sein Maas, und seine Grenzen der Rechtmässigkeit, die die Vernunft bestimt. Sich von den Gütern anderer zu erhalten, ohne ihnen auf eine oder die andre Art ihre Güter zu vergelten, ist gegen die Harmonie der Endzweke der Triebe unter einander bei dem menschlichen Geschlechte, und gegen eben so wichtige andere Absichten. Unschuldige Handlungen hingegen, oder mit denen zu gleicher Zeit harmonische andere gute Zweke verbunden werden können, aus Hang zur Erhaltung, zu unternemen, ist völlig rechtmässig, und erlaubt. Eben erinnere mich an das Urteil eines meiner Freunde, der sehr auf die Lebensart der Comödianten loszog, und sie tadelte, ihr Brod auf die Weise zu verdienen. Wenn Comödianten und Possenspieler, die aus Faulheit sich auf Thorheiten legen, einerlei Personen seyn sollen, so mögte er wol Recht haben. Allein ich mache mir einen bessern Begrif davon, und ich halte sie für Leute, die, wenn sie sich nach den vernünftigen Regeln des verbesserten Theaters richten, teils unschuldige Handlungen thun, teils solche, mit denen allerdings nüzliche Absichten verbunden werden können. Ich glaube demnach, daß es nicht gegen das Gesez sei, durch vernünftige Schauspiele sein Brod zu verdienen. Der zweete Instinkt ist der Trieb zur Volkommenheit, und er bezieht sich seiner Natur nach auf alles, was in unserm innern und äussern

Zustande

Zustande unser Bild von uns selbst schöner und reizender macht. Volkommenheiten zu lieben, und zu begeren, gab uns der Schöpfer diesen Trieb, und in ihrem Gefühl sind sie ia allerdings ächte Teile der Glükseeligkeit; denn sie sind unter der Uebereinstimmung des Urteils der Vernunft mit dem Gefühle ware Güter. Eine iede Begierde nach Volkommenheit also, die ihr Maas nicht übertrit, und den Urteilen der Vernunft nicht wiederspricht, ist eine göttliche Absicht dieses Triebes. Es geschahe gewis nicht umsonst, daß uns die Anwendungen unserer natürlichen Vermögen so angenem gemacht wurden. Sie sind es vorzüglich, welche das Bild von uns selbst verschönern, und die unserm innern Zustande den angenemsten Reiz verschaffen; sie sind unter gewissen Bedingungen begerungswürdige Volkommenheiten. Die Moral lehrt uns die ächte Schönheit unserer selbst, und seine Kräfte und Vermögen nach ienen Regeln anzuwenden, zu nüzlichen Dingen anzuwenden, und sich neue und schöne Güter zu erwerben, ist unstreitig eine vernünftige Abzielung unsers Triebes zur Volkommenheit. Man würde sich vieleicht nicht wenig über die Nachlässigkeit der Menschen in der Bemühung nach nüzlichen Fertigkeiten zu beklagen haben, wenn sie nicht teils angenem, teils einträglich wären. Der äussere Zustand ist eben so wol in seiner Schönheit ein Zusammenflus von Volkommenheiten, und eine Quelle der Glükseeligkeit, als der innere, und das Ebenmaas beider gegen einander macht gerade das süsseste unsers Wols aus. Ohne allen Grund kündigt

man allen Arten des Eigennuzes den Krieg an, und vergebens bildet man sich einen unfehlbaren Sieg ein. Man bedenkt nicht, daß weder der Eigennuz von unserer Natur getrent werden könne, noch daß es überal erlaubt sei, ihn zu verbannen. Wir empfingen von der weisesten Natur einen Trieb zur Volkommenheit, und mit ihm die Notwendigkeit, nach den Eingebungen des Eigennuzes zu urteilen. Vieleicht dächte man der Erfarung völlig gemäs, wenn man urteilte, daß die Menschen in früher Jugend ziemlich elend daran seyn, und keinen Unterschied des Guten und Bösen, des Nüzlichen und Schädlichen von vielen Seiten wissen würden, wenn nicht ihr Trieb zur Volkommenheit die Empfindungen des Eigennuzes schon in die zartesten Seelen gepflanzt hätte. Und mir deucht immer, daß manche gute Einrichtungen der Welt und Unternehmungen der Menschen, die würklich zur Ordnung des Ganzen gehören, unterbleiben müsten, wenn kein Eigennuz in der Welt wäre. Eben daher ziehe ich mir den Schluß, daß es eine göttliche Absicht gewesen, daß die Menschen durch ienen Trieb zur Volkommenheit nach einem billigen Eigennuze zu urteilen lernen solten, und mir scheint es unrecht zu seyn, die Begierden eines vernünftigen Eigennuzes zu verdammen. Wir selbst müssen uns der Quel unserer Glükseeligkeit werden, und man beleidigte unsere Natur, wenn man es dem Triebe zur Volkommenheit absprechen wolte, uns diese Absicht sichtbar erfüllen zu helfen. Künste und Wissenschaften sind ohne allen Zweifel ein beträchtlicher Teil unseres

Glüks,

Glüks, und der Schönheit der Welt; und wie herlich hat man sie nicht gepriesen? Man hat Recht gehabt, und man pries zugleich den Instinkt zur Volkommenheit. Beruhen sie nicht auf Fertigkeiten unserer würksamen Vermögen, und mus man diese nicht vermöge ienes Instinktes begeren? Je ausgebreiteter die Wissenschaften sind, desto angenemer müssen uns auch die Fertigkeiten unserer Kräfte werden, und aus diesem Triebe in der Verbindung mit dem Triebe zur Ehre läst sich das Wachstum der Künste und Wissenschaften ungemein natürlich erklären. So gewis es ist, daß die Vernunft diese billigen mus, so gewis getraue ich mir zu behaupten, daß der Flor der Künste und Wissenschaften eine vernünftige Abzielung des Triebes zur Volkommenheit sei. Es gibt gewisse Fälle, in welchen der Mensch nur durch Nachamen gebildet werden kan, und alle Hofnung wäre verloren, wenn iener Trieb nicht in unserm Herzen herschte. Dürfte ich weitläuftig seyn, so würde es leicht angehen, noch ein ganzes Verzeichnis solcher besondern Absichten zu verfertigen. Vieleicht reicht uns das System der Pflichten manche nüzliche Anmerkung hievon dar, und vieleicht bin ich schon etwas weitläuftig gewesen. Lassen Sie uns also noch von den übrigen Trieben eine kleine Betrachtung anstellen. Die Welt gehört auch zu unserer Glükseeligkeit, und unser Leib ist völlig geschikt, uns eine Menge von sinlichen Vergnügungen zu verschaffen. Es hiesse gewis die Gotheit einer Grausamkeit beschuldigen, zuzugeben, daß sie uns den Trieb zum sinlichen Vergnügen

verliehen, und in dem Zusammenhange der Welt eine so zahlreiche Menge von sinlich ergözenden Gegenständen eingeflochten, aber allen Genus derselben verboten habe. Ist es erlaubt, so niedrig von der höchsten Güte zu denken, oder müssen wir vielmehr schliessen, daß es eine götliche Absicht unseres Triebes sei, durch den Genus eines sinlichen Vergnügens in der Welt glüklich zu seyn? Vieleicht denke ich anders, als andere Moralisten; doch ist mein Trost der, daß mich die Natur so schliessen lehret. Allein davon bin ich doch zu gleicher Zeit sehr weit entfernet, alle Arten des sinlichen Vergnügens ohne Unterschied zuzulassen. Nicht alle haben einen gleichen Wert. Es gibt Vergnügungen, die völlig unschuldig und unschädlich sind; und wer getrauete sich, ihren Genus als etwas tadelhaftes zu erklären? Es gibt andere, die nur unter der Bedingung einer vernünftigen Mässigkeit ware Ergözungen sind, und deren sind die meisten. Auch sie haben bei gehörigem Maasse nichts fehlerhaftes. Endlich gibt es die dritten Arten, welche meistens schädliche Folgen begleiten, und nur in wenigen Fällen erlaubt sind. Diesen rede ich das Wort durchaus nicht, und empfehle vielmehr die Vorsichtigkeit, lieber ihren Genus in zweifelhaften Gelegenheiten zu vermeiden, als sich der Gefahr auszusezen, das Gesez zu beleidigen, und der Reue Stof zu verschaffen. Ich bin gar nicht der Meinung, daß der menschlichen Natur ein eigner Trieb zur Fortpflanzung ihres Geschlechts gegeben worden. Die Vorsicht kam näher dazu. Der Mensch muste einen

Trieb

Trieb zum sinlichen Vergnügen empfangen, und durch diesen war es am schiklichsten möglich, ienen Endzwek zu erreichen. Der Schöpfer verband mit der Fortpflanzung unseres Geschlechts ein sinliches Vergnügen, welches stark genug war, einen unwiederstehlichen Bewegungsgrund zu ienem götlichen Zweke abzugeben, und ich trage daher nicht das geringste Bedenken, diesem Instinkte die Fortpflanzung des Geschlechts als eine natürliche Absicht vorzuschreiben. Aber es wird auch zugleich daraus folgen, daß der Genus dieses Vergnügens ausser seiner Absicht und den Bedürfnissen der Glükseeligkeit tadelhaft werde. Aus den Trieben entspringen gewisse Begierden, die von ihnen unzertrenlich sind, und die man nicht selten einen Hang der Natur heisset. Sie sind in sich, wenn sie den Absichten ihres väterlichen Triebes nicht wiedersprechen, nicht verdamlich, und ich glaube, daß es Fälle genug geben könne, wo ein solcher Hang der Natur mit den Urteilen der Vernunft übereinstimme. Eben so geht es bei dem Instinkte zum sinlichen Vergnügen, und ich zweifele nicht, daß es eine natürliche Absicht eines solchen Hanges sei, bei zweifelhaften Fällen der Vernunft das Uebergewicht auf ihrer Seite zu verschaffen. Nicht selten gerät unsere Vernunft bei gewissen notwendigen Handlungen, oder auch nur erlaubten, in eine quälende und verzögernde Unschlüssigkeit, und hier darf ein in sich erlaubter Hang der Natur ohne alle Gefahr die Entscheidung machen. Die Welt würde eine förmliche Wüstenei seyn, wenn der Schöpfer die Menschen nicht gesellig gebildet hätte,

und dis that er, indem er uns den Trieb zur Geselligkeit schenkte. Ich zweifele nicht, daß es eine götliche Absicht dieses Triebes sei, mit andern Menschen fröhlich und angenem umzugehen. Nur der Trieb zur Volkommenheit, und einige andere durften an dieser Absicht teil nehmen, und es ging ungemein natürlich zu, daß man einen dringenden Hang fühlete, kleinere und grössere Geselschaften zu errichten, und aus diesen zusammen genommen entstanden endlich Bürgerschaften. Bei der Freundschaft ist nicht wenig geselliges, und selbst die Menschenfreundschaft gründet sich einem grossen Teile nach auf den Instinkt zur Geselligkeit. Dürfte man es daher leugnen, daß alle diese schönen Stüke würklich götliche Zweke dieses Triebes wären? Weil der Mensch der Empfindungen der Ehre fähig ist, so ist es möglich, daß er zu überaus wichtigen Unternehmungen geschikt ist. Wir verabscheuen nach den richtigsten Urteilen der Vernunft alle Niederträchtigkeit, und vornemlich das Gefühl der Ehre ist der unversöhnlichste Feind derselben. Man sage immerhin, daß die Ehre ein Unding sei, eine Kost der Ohren, und ein glänzendes Nichts. Vernunft und Trieb vereinigen sich, die Ehre in gewissen Graden und unter gewissen Schranken zu ächten Teilen unserer Glükseeligkeit zu machen. Ich halte es für ein Kenzeichen guter und würdiger Charaktere, durch eine vernünftige Ehre regiert zu werden, und in meinen Augen würde die Welt ungemein viel schlechter aussehen, wenn kein Trieb zur Ehre die Menschen beherschte. Sie müste eine grosse Menge von

schönen,

schönen, von glüklichen Handlungen entbehren; denn es fehleten ihr Bewegungsgründe, welche unwiederstehlich auf das Herz der Menschen würkten. Grosse Dinge zu thun, ist ohne Ehre unmöglich; denn die Ehre kan nur ihre grösseste Belohnung seyn. War es also der Vorsicht daran gelegen, daß die Menschen zu grossen Thaten fähig seyn solten, und daß es der Vernunft nicht an überwiegenden Bewegungsgründen in Fällen, wo Beschwerlichkeiten sich fanden, zum Schaden des Glüks der Welt fehlete, so muste sie unter diesen beiden Absichten ganz gewis den Trieb zur Ehre in ihre Natur legen. Doch behielt die Vernunft das Recht übrig, die Schranken und das Maas ienem Triebe vorzuschreiben. Die äussere Tugend, oder die äussere Beobachtung des Gesezes ist würklich ein Gut, das einer ieden ordentlichen Welt gewünscht zu werden verdient, ob sie gleich ohne der innern Tugend keinen sehr grossen moralischen Wert hat. Und ich wolte beinahe vieles verwetten, daß wir in unserer Welt die noch so ziemlich algemeine äussere Tugend in den allermeisten Stüken dem Triebe zur Ehre zu verdanken hätten. Harpax würde ungescheut stehlen, wenn keine Schande dabei wäre, und Philarene überliesse sich allen Lüsten, wenn sie der Trieb zur Ehre nicht zurükhielte. Eben so sehr als die beherschende Vorsicht sich um die innere Tugend bemühen muste, eben so sicher muste sie zur Ordnung und Schönheit der Welt auch für die äussern sorgen, und eben deswegen senkte sie in das Herz der Menschen den Instinkt zur Ehre, und schrieb ihm diese

natürliche Absicht vor. Gewis, Mamsel! mit diesem Triebe bin ich überaus wol zufrieden, und er ist einer von den edelsten der menschlichen Seele. Eine iede Absicht desselben, die mässig ist, der eignen beständigen und sanften Glükseeligkeit nicht widerspricht, und zum Wol der Welt abzielet, halte ich für natürlich, und rechtmässig, und ich rate es vorzüglich zur Bildung edler Charaktere in der Jugend, den Trieb zur Ehre auf eine kluge Art zu Hülfe zu nehmen. Man wird die äussere Tugend am sichersten gründen, und wenn diese gleichsam eine natürliche Gewonheit geworden ist, so ist es um so viel desto leichter, die innere zu beleben, und die ganze Schönheit der Seele bei reifern Kräften auszubilden. Mit dem Triebe zur Ehre ist der Trieb zur Freiheit meistenteils verbunden, und er hat eben so heilsame Absichten. Man mag auch der Vernunft noch so viel Gewalt beilegen, als man wil, so scheint doch die Erfarung von ieher völlig zu bestätigen, daß sie zu schwach gewesen seyn würde, so sichere Grundfesten der Ordnung in den Republiken zu legen, als würklich geschehen ist, wenn sie sich nicht nach den Bedürfnissen des Triebes zur Freiheit gerichtet hätte. So bald man anfing einzusehen, daß die Bürger der Republiken keine Sklaven, sondern freie Menschen wären, so bald änderte sich alle Staatskunst; die Republiken wurden glüklich, sie wurden dauerhaft, und Ordnung und Schönheit vereinten sich, ihr vernünftiges Wol, ihre Ruhe, und Sicherheit unzerstörter zu gründen. Dürfte man leugnen, daß diese Stüke mit den besten Endzweken der Vorse-

hung

hung übereinstimten, und wird man sie also nicht als ächte Absichten dieses Triebes erkennen müssen? Vermöge dieses Triebes ist uns aller Zwang bei unsern Handlungen lästig, und mir deucht immer, daß er ganz natürlich ein Bewegungsgrund werden könne, alle Notwendigkeit und alle Gelegenheit zu verabscheuen, wo uns ein Zwang aufgelegt werden müsse. Aber, Mamsel! ist es nicht andem? dem Gerechten ist kein Gesez gegeben, und die tägliche Erfarung lehret es, daß wir die Handlungen des Gesezes viel lieber thun, wenn wir uns selbst dazu bestimt haben, als wenn wir sie thun müssen, weil der Höhere es durchaus wil. Solte uns also unser Trieb, zur Freiheit nicht natürlich dazu bewegen können, uns selbst nach vernünftigen Regeln zu regieren, und auf uns aufmerksam zu seyn, um den Zwang der Geseze zu vermeiden? Lassen Sie uns Bürger von dieser Art, und Menschen von dieser Art annehmen, und wir werden notwendig glükliche Republiken, und eine schöne Welt gedenken müssen. Zweifeln Sie auch noch, daß dis eine überaus vernünftige Absicht unseres Instinkts sei? Noch ist uns der Trieb, seine Kinder zu erziehen, übrig, und seine Absichten werden ohne Zweifel das Glük der neugebornen Menschen selbst, das Glük der Welt, und unser eigenes seyn. Darf ich auch noch weitläuftige Erläuterungen hievon machen?

Die lezte Art der moralischen Vermögen sind die Affekte, und freilich müssen auch diese ihre natürlichen Absichten haben. Es ist wahr, daß sie von

unserer

unserer Natur unzertrenlich sind, und daß sie tausendmal mehr Schaden anrichten, als Nuzen stiften können. Unsere vornemste Pflicht ist allerdings, sie zu beherschen, und wenn ich ein Stoiker wäre, so behauptete ich kühn, daß sie als Feinde der Glükseeligkeit und Tugend ausgerottet zu werden verdienten. Allein zum Unglük ist dis nicht möglich, und eine genauere Betrachtung, und billigere Grundsäze haben uns gelehret, daß sie würklich vernünftiger Abzielungen fähig sind. Ein sanfter und gemässigter Affekt ist unserer Glükseeligkeit in der That nicht schädlich, er macht sie vielmehr lebhafter, und es ist den Absichten des Gesezes gewis nicht zuwieder, sich ihnen bisweilen mit Vorsicht zu überlassen. Dem Weisen ist nichts vergeblich, und wir würden sehr oft der besten Endzweke verfehlen, und nur wenig Gewalt über die Herzen anderer haben können, wenn es nicht eine glükliche Kunst zu rüren, das ist, sanfte Affekte zu erregen, gäbe. Bisweilen wil in der That unser Herz einigermassen gezwungen seyn, und es gibt Grade der Affekte, die keinesweges das vernünftige Bewustseyn unserer selbst, und unserer richtigen Urteile ausschliessen. Diese werden in den Händen der Weisen Mittel, in nicht seltenen Fällen den Bestimmungen der Vernunft das Uebergewichte zu verschaffen, und dieser Gebrauch ist unstreitig eine vernünftige Abzielung der Affekte. Affekte dämpfen wiedrige Affekte, und die Besorgung, bei einer gewissen Gelegenheit nach seinem Charakter in einen unangenemen Affekt zu gerathen, ist öfters ein kräftiger Bewegungsgrund,

eine

eine Handlung nach den Regeln des Gesezes gewis zu unterlassen. Nichts also in unserer ganzen Natur ist ohne schöne Absichten, und so bald man diese genau versteht, so hat man den grössesten und gewissesten Aufschlus zur Harmonie aller seiner Vermögen.

Die Triebe erzeugen oft starke Begierden, oder besser, Fertigkeiten zu begeren und zu verabscheuen, die mit der Stärke und Richtung ihres väterlichen Triebes harmonisch sind, und zu gleicher Zeit eine Leichtigkeit, gewisse Affekte vorzüglich zu haben, einschliessen. Man heist sie nach der besten Benennung Leidenschaften. Folgt man den Bemerkungen der Erfahrung, so sind die Leidenschaften meistens heftig, und gründen sich auf Ausschweifungen der Instinkte. So notwendig es ist, diese besondern Leidenschaften bei sich selbst zu kennen, so gewis gilt die Regel, daß eine, iede ausgerottet zu werden verdiene, die entweder zu heftig ist, oder gegen die natürlichen Absichten ihres Triebes läuft, oder sich auf eine Ausschweifung des Triebes steiffet. Nicht andem also, Mamsel! müste es nicht leicht seyn, nach dieser Vergleichung seines natürlichen Charakters mit diesen Absichten unserer Naturvermögen sicher finden können, ob sich schöne oder häsliche Züge bei denselben antreffen lassen? Versuchen Sie einmal eine Probe an dem Charakter des Corilas zu machen, und unterdessen werden Sie mir gewis die Erlaubnis geben, meinen langen Brief zu schliessen. Ich thue es mit der unverlezlichen Versicherung, daß ich stets sei

Deroselben

ergebenster Freund.

Sieben=

Siebenzigster Brief.

Ramsel!

Unstreitig ist Ihnen der Versuch gelungen, und ich wuste es wol vorher, daß ich Recht haben müste. Nichts wünschte ich mehr, als daß alle Menschen unermüdet genug wären, änliche Versuche zu machen, und die philosophische Bekehrung gewönne mit sichtbaren Vorteilen. Denn es ist leicht, die bösen Fertigkeiten auszurotten, wenn man sie nur erst sicher von andern unterscheiden kan. Allein nichts geschicht öfterer, als daß man sich durch die Eigenliebe blenden lässet, und eben deswegen empfielet die Sittenlehre so ernstlich eine völlige Unparteilichkeit. Gesezt also, daß man iene aufrichtige Vergleichung angestelt, und sicher gefunden habe, welche böse Fertigkeiten mutig ausgerottet werden müsten, so ist das nächste Geschäfte, den festen und unbeweglichen Entschlus zu fassen, teils auf sich selbst auf das genaueste aufmerksam zu seyn, teils sich durchaus zu zwingen, den bösen Fertigkeiten in keinem einzigen Falle den Ausbruch ferner zu erlauben. Ein fester Entschlus hat eine ungemeine Gewalt über unser Thun und Lassen; und wie kan es auch anders seyn? Vermöge der natürlichen Harmonie aller unserer Vermögen ist er ein beständiger Antrieb der Spontaneität durch Erinnerung, ihm gemäs zu handeln. Auch die Spontaneität

mus

mus ihre bestimmenden Gründe haben, und die hangen von der harmonischen Würksamkeit der andern Vermögen ab. Sezen Sie also einen festen Entschlus, und seiner Natur nach drukt er aus und bestimt, was geschehen und nicht geschehen sol. Die Spontaneität wird so oft rege, so oft die Erinnerung diesen Entschlus hervorgebracht hat, und es ist einmal gewis, daß wir aus Uebergewicht der Bewegungsgründe diesen Vorsaz nur haben fassen können. Man beleidigte die Geseze unserer Natur, wenn man nicht einräumen wolte, daß mit der Erinnerung des Entschlusses auch alle Gründe zu seiner Feststellung zugleich ins Gemüt zurük gebracht würden. Denn sind sie nicht mit demselben auf das genaueste verbunden? Nunmehro aber hat die Spontaneität volle Bestimmungen, die ganze Seele mit allen ihren Vermögen gleichsam aufzubieten, teils diese Bewegungsgründe klärer, lebhafter, deutlicher, und dringender zu machen, teils durch Hülfe der Phantasie und Wiz neue zu erfinden, und also unvermeidlich der Vernunft das Uebergericht zu verschaffen. Die Erfarung ist völlig auf unserer Seite. Amaril hat das Unglük gehabt, daß ihm seine liebenswürdige Gemalin gestorben ist, und nur gar zu sehr war er überzeugt, daß er niemals eine gleiche wieder erhalten würde. Deswegen fassete er den Entschlus, durchaus keine einzige Frauensperson wieder zu lieben. Er hat sein Wort gehalten, und ob er gleich in manche Gesellschaft geraten, wo man sich seinetwegen Mühe gab, so hat er doch völlig überwunden. Nichts war im Stande, ihn zu

bewe-

bewegen, und zu rüren; er hatte einmal den festen und unwiederruflichen Entschlus gemacht, und seine Spontaneität herschte, alle Empfindungen, alle Ratschläge, und alle Proiekte zu unterdruken. Einst sezte man ihm auf die äusserste Art zu; allein Amaril war taub; man versuchte verschiedene Reizungen, und Amaril bezwang sich, er war unempfindlich. Sein Entschlus lag ihm zu tief im Gemüte, und alles Zureden war zu schwach, ihn wankend zu machen. Was Amarillen möglich war, mus iedem auch möglich seyn, und es ist gewis, daß ein fester Entschlus ungemein grosse Dinge thun könne. Fertigkeiten sind Leichtigkeiten zu handeln, und die Erfarung hat uns die sichere Regel gelehret, daß sie verschwinden, wenn man ihnen den Ausbruch verwehret. Alle Fertigkeiten entstehen aus Uebung, und verlieren sich aus Mangel der Uebung. Lisetgen konte sonst ziemlich fertig auf dem Clavier spielen, als sie noch ledig war; denn es ging kein Tag hin, daß sie sich nicht übte. Nun ist sie zwei Jar verheiratet, und neulich konte sie kein einziges Stükgen mehr. Nur allein der Mangel der Uebung war daran schuld. Es ist gleichsam, als wenn die Vermögen von der Seite verrosteten, oder steif würden. In meinen iüngern Jaren konte ich eine fremde Sprache ziemlich fertig sprechen, allein aus Mangel der Gelegenheit hat sich diese Fertigkeit merklich verloren. Mit unsern Vergnügen geht es nicht anders. Wir wachsen heran, und man sagt uns, daß unsere vorherigen Ergözungen sich nicht mehr schiken. Wir zwingen uns, sie zu unterlassen,

und

und endlich verliert sich auch die Lust dazu. Alles also komt nun noch auf die Frage an, wie wir diesen Entschlus völlig gelten machen, und vieleicht wird man nicht anders antworten können, als daß er sich auf Aufmerksamkeit auf sich selbst, und den Zwang wieder den Ausbruch dieser Fertigkeiten beziehen müsse. Sind wir auf uns selbst gehörig aufmerksam, so ist es nicht leicht möglich, daß uns irgend eine Gelegenheit entwische, welche unserer Fertigkeit Narung verschaffen könne, ohne zugleich uns an unsern Entschlus zu erinnern, und die Spontaneität zu ihrer Hülfe zu erweken. Eben durch diese Kunst ist Amaril so glüklich. Er geht in keine Comödien, und Reduten, hört nicht von Heiraten sprechen, und so bald man anfängt ihm nachzustellen, so merkt er es den Augenblik. Denn wafnet er sich auf alle Art gegen alle Anfälle, und es ist ihm leicht, sich zu zwingen, seiner Neigung und seiner Fertigkeit die Sättigung zu versagen. Dieser Zwang ist uns völlig durch Hülfe der Spontaneität möglich, die Mittel genug weis, Bewegungsgründe, überwiegende Bewegungsgründe aufzutreiben. Denn teils erweft sie die Ueberzeugung des Gesezes, teils die Phantasie, die uns in den rürendsten Bildern die anständigste oder häslichste Zukunft schildert, teils müssen Triebe und Affekte, die dieser Fertigkeit feindseelig sind, ihre Gewalt anwenden, sie zu unterdrüken. Sehen Sie nur den Damon in seinem Siege über die Unmäßigkeit an, und er wird ein deutliches Beispiel seyn. Damon fühlt einen lebhaften Trieb zum sinlichen Vergnügen,

und daher kam es, daß er sich bisweilen im Trunke übernam, und ein wichtiges Räuschgen nicht achtete. Aber er war doch von der Seite der Ehre zugleich ziemlich empfindlich, und es verdros ihn heftig, wenn er im betrunkenen Mute etwas unanständiges gethan hatte. Vor einiger Zeit war er irgendwo zu Gaste, man sezte ihm stark zu, und er betrank sich. In diesem Zustande beleidigte er durch eine garstige und ekle Handlung eine von den Damen, die mit gegenwärtig war. Mein Himmel! was für Scham, und Reue, und Zorn erlit Damon nicht den andern Tag, und von der Zeit an fassete er den unbezwinglichen Entschlus, alle Unmässigkeit zu fliehen. Er prüfete sich genau, wie viel er vertragen könte, und durchaus war es nicht möglich, ihn über diesen Punkt zu bringen. Noch neulich versuchte man sein Heil. Man bat ihn zu Gaste, und er war recht vergnügt. Man sezte ihn zwischen zwo Damen, die durch ihren Respekt ihn zwingen solten. Man versuchte alles. Damon wuste sich heraus zu helfen, und bezwang sich. Er muste mir seine ganze Gemüts Verfassungs erzälen, und ich begrif seinen Sieg folgendermassen. Damon wuste seinen Punkt, und er war so schlau, alles so weit zu verzögern, daß er mit Schande keine Gesundheit abschlagen durfte. Sein Maas näherte sich ihm, und man suchte ihn zu überraschen. Sein Entschlus war ihm lebhaft erinnerlich, und er wurde immer stärker, weil ihm sein voriger Fehler zugleich ins Gemüt kam. Sein Trieb zur Erhaltung und Ehre wurde rege, und seine Spontaneität bot

alle

alle Vermögen auf, ihm Gründe zur Standhaftigkeit zu verschaffen. Die Phantasie malete ihm die häslichsten Bilder der Zukunft vor, wenn er sich vergehen würde; seine alte Scham und Reue wurden wieder lebendig, und eben zu der Zeit entstand aus der Würksamkeit des Triebes zur Ehre die Furcht vor grösserer Schande und Scham, daß es unmöglich war, daß ihm irgend etwas gegenseitiges rüren konte. Er ward heimlich böse, daß man ihm zusezen wolte, und sein Entschlus wuchs an Stärke und Festigkeit. Die Spontaneität aber hatte glüklich gesorget, daß durch Hülfe der Phantasie und Aufmerksamkeit sein Wiz überaus lebhaft erhalten wurde, sich aus allen Fällen, aus allen zudringlichen Fällen mit Anstand und Artigkeit heraus zu wikeln. Damon war ausser Stand, besiegt zu werden; und was that er mehr, als daß er iene Regel, so weit es ihm möglich war, beobachtete? Lassen Sie uns ihm folgen; und unsere bösen Fertigkeiten müssen unvermeidlich gewis verschwinden.

Man würde indessen doch zu voreilig schliessen, wenn man allen Menschen eine solche Stärke des Geistes auf einmal auflegen wolte, als Damon besas. Nein es sind tausend Fälle möglich, wo dieser Entschlus vornemlich im Anfange geschwächt und kraftlos gemacht werden kan. Die Fertigkeit selbst ist noch etwas zu heftig, sie überrascht uns leicht, und trozt gleichsam auf ihr Recht der Verärrung. Es ist unmöglich, daß ein Entschlus gleich alle seine Würkungen auf einmal hervorbringen

könne, sondern er mus vielmehr erst etwas eingewurzelt seyn, und sich geübt haben. Daher schreibt uns auch die Klugheit ein überaus billiges Gesez vor. Sie verlangt, daß man anfangs alle Gelegenheiten sorgfältig vermeiden solle, in welchen sich die bösen Fertigkeiten sonst geäussert haben. Denn so bald eine solche Gelegenheit da ist, so bald ist auch eine lebhafte Vorstellung von dem reizenden Gegenstande da, und alsdenn ist es unvermeidlich, daß die Fertigkeit erwekt werde. Man hat vollkommen Recht gehabt, wenn man ehedem im Sprüchworte gesagt, daß, wer sich in Gefahr begäbe, auch sehr leicht in derselben umkomme. Hätte es Damon nicht so klug angefangen, allen Reiz zu vermeiden, so wäre etwas darauf zu verwetten gewesen, daß er verloren hätte. Eine Menge von besondern Umständen, die sich gleichsam zusammen verschworen, würden ihn auf einmal bestürmt haben, und wäre sein Entschlus nicht feste eingewurzelt gewesen, so liesse sich alles dagegen sezen, daß er überwunden worden wäre. Alles hat seine Zeit, und eben dis gilt auch von dem Wachstume unserer Vermögen und Entschlüsse. Lassen Sie uns annemen, daß wir in dieser Stunde einen Vorsaz gefasset haben, der noch so unüberwindlich zu seyn scheinet; aber in der folgenden uns schon mitten unter den Reiz der Gelegenheiten begeben, so ist es gewis ausgemacht, daß er eben so leicht verschwinden werde, als er entstanden ist. Die Entfernung ist in den meisten Fällen das beste Hülfsmittel gegen die Leidenschaften. Je stärker unser Entschlus ist,

desto leichter ist es, ihm gemäs zu handeln, uud ie dringender und gegenwärtiger die Bewegungsgründe sind, desto fester mus der Entschlus werden. Denn ist er nicht eine endliche Bestimmung unseres Willens, und wird nicht der Wille allein durch Motiven gelenkt? Häslichkeiten bringen Verabscheuungen hervor, und entgegen gesezte Bewegungsgründe wiedrige Handlungen. Lassen Sie uns also uns die bösen Fertigkeiten und ihre Würkungen auf der schlimsten Seite vorstellen, und uns die Geschiklichkeit erwerben, entgegen lauffende Bewegungsgründe zu erfinden; und wird man noch behaupten dürfen, daß sich iene Fertigkeiten zu regen im Stande seyn werden? Lassen Sie uns dis häuffig, auch ohne daß unsere Fertigkeiten gereizt worden sind, lebhaft thun, und wir werden ungemein viel gewinnen. Damon mus diese Regel gewis beobachtet haben; denn es war ihm leicht, gegen alles unempfindlich zu seyn. Eben da es darauf ankam, eine Menge von Motiven zu haben, die überwiegender zur Unterlassung, als die gegebenen zur Unternehmung wären, so fanden sie sich auch schon durch Hülfe der Erinnerungskraft ein. Unsere Natur zwingt uns zu schliessen, daß Damon alle diese Dinge sich schon längst vorher eingeprägt haben müsse; denn nur des, was wir recht lebhaft vorher gedacht, erinnern wir uns bei allen Gelegenheiten leicht wieder. Woher komt es, daß Amaril durchaus nichts von Lieben und Heiraten hören wil, und daß er so unbeweglich ist? Solte ich es nicht erraten haben, wenn ich behaupte, daß er sich das Lieben und Heiraten sehr oft, wenn er

allein gewesen, lebhaft vorgestelt habe? Alle Beschwerlichkeiten, alle Unruhen, allen Kummer wird er sich unter den rürendsten Bildern der Phantasie wieder ins Gemüt zurük geruffen, und zu gleicher Zeit sich alle angenemste Züge des Bildes seiner verstorbenen Gattin, und die scheinbarste Unmöglichkeit, eben dergleichen wieder zu finden, nebst allen kleinsten Fehlern anderer Frauenzimmer in lebendigen Farben gemalt haben. Er muste verabscheuen, und alles stellte sich durch Erinnerung den Augenblik wieder seiner Seele dar, daß er nichts glaubte, nichts empfand, wenn man sein Herz zu bestürmen unternam. Der Mensch ame seinem Beispiele nach, und wir sind nicht immer in dem Geräusche der Welt. Es bleiben Stunden genug übrig, wo wir uns selbst überlassen sind, und diese weihe man ienen Würkungen der Spontaneität. Je mehr diese von der Seite in Uebung erhalten wird, desto kräftigere Hülfe wird sie uns in den zweifelhaftesten und gefärlichsten Fällen leisten.

Vieleicht irrete man nicht, wenn man die Triebe zu den gewissesten und eigentümlichsten Vätern unserer bösen Fertigkeiten angäbe. Sie sind Notwendigkeiten zu begeren, und zu verabscheuen, und da sie viel früher würksam gewesen sind, als die bessern Kräfte des Verstandes und Willens, so haben sie Fertigkeiten erzeugen können, welche allerdings hinreichten, die Vermögen des Verstandes zu zwingen, sich nach ihnen zu richten. Sie haben gleichsam kleine Tyrannen werden können, und ihre harmo-

nischen

nischen Affekte haben ihnen nie die geschwindeste Hülfe versagt. Ich glaube also, daß es eine überaus richtige Regel zur Ausrottung seiner bösen Fertigkeiten sei, seine Triebe und Affekte beherschen zu lernen. Gewis noch eine ungemein wichtige Kunst, und ich bedaure, daß ich nur das Vornemste derselben berüren darf, wenn ich nicht die Grenzen meiner Abhandlungen viel zu unbillig überschreiten wil. Ich müste keinen Brief, sondern ein dikes Buch schreiben, wenn ich die Menge der Anmerkungen berüren wolte, die sich nach dem Unterschiede der vorkommenden und möglichen Fälle bei dieser Gelegenheit machen liessen. Bald hätte ich Lust, Ihnen eine ausfürliche Anweisung zu dieser Kunst zu versprechen, wenn mich nicht das Bewustseyn der gar zu grossen Anzal nüzlicher Abhandlungen in der Sittenlehre zurük hielte. Ich habe meine Lebenszeit dieser Wissenschaft geweihet, und vieleicht ist sie nur gar zu kurz, alle Absichten zu erfüllen, die es verdienten, erreicht zu werden. Izt darf ich nur sehr algemein seyn. Seine Triebe und Affekte zu beherschen, heist in der That nichts mehr, als ihre Würksamkeit den Befehlen der Spontaneität zu unterwerfen, mithin zu machen, daß unser Trieb sich nicht eher, stärker, und anders anwenden kan, als es die Spontaneität erlauben wil; und unsere Affekte mus man verhüten, dämpfen, mässigen, und nach verschiednen Graden zu erweken geschikt seyn. Es versteht sich von selbst, daß zu dieser Beherschung in allen Fällen die genaueste Kentnis unserer Triebe nach ihrer Natur, oder den besondern Arten des

Angenemen und Unangenemen, die zu der Gattung eines ieden Triebes gehören, nach ihrer Stärke und Gewalt, nach ihrer Richtung, und nach den häufigsten Gelegenheiten gereizt zu werden, unumgänglich erfordert werde. Diese Kentnis mus uns so geläuffig, so deutlich, und so lebhaft seyn, daß es gar keine Schwierigkeiten kostet, sie so oft ins Gemüt zu ruffen, als wir nur immer wollen, und sie wird uns die Regeln und Wege zeigen, wie in iedem besondern Falle mit dem gereizten Triebe umzugehen sei. Mit dieser genauesten Kentnis verbinde man die eifrigste Aufmerksamkeit auf iede Begierde und ieden Fal in der Erfarung, und suche sich durch öftere Wiederholung ein Geschik zu erwerben, geschwind zu beurteilen, unter welchen Trieb eine vorkommende Handlung oder ein gegenwärtiger Gegenstand gerechnet werden müsse, oder gerade was für ein besonderer Trieb in iedem Falle gereizt werden mögte. Man wird gewis wissen, welcher Trieb es vorzüglich sei, den man zu beherschen habe, und dem die Vernunft und Spontaneität Zügel anlegen mus. Kent man seine gewönlichen Ausschweiffungen, so wird uns eine vernünftige Furchtsamkeit gerade auf die Gelegenheiten derselben besonders aufmerksam machen, und wir werden in iener Beherschung gewis glüklich seyn, wenn wir diesen Bemühungen noch den festen Entschlus hinzufügen, durchaus dem Triebe seinen Ausbruch nicht zu erlauben, sondern seine Würksamkeit entweder gar zu unterdrüken, und sich doch nur bis auf einen gehörigen Grad einzuschränken. Was ein Entschlus

für

für eine Gewalt über unsere Spontaneität habe, ist schon vorher angemerkt, und die Erfarung beweist es, daß unartige Vermögen nicht anders lenksam gemacht werden, als daß man ihnen andere Gewalt entgegen sezet, und ihnen die Anwendung versaget. Denn alle Vermögen verstärken sich durch ihre eigne Würksamkeit, und werden schwächer, und unterthäniger, wenn sie seltener würden dürfen. Allein nichts ist ohne zureichenden Grund, und es mus also allerdings ein besonderer Zwek seyn, wodurch die Spontaneität die Ueberwinderin der Instinkte wird. Die Natur der Triebe und der menschlichen Seele wird uns die Quelle dieser Regeln werden, und die Erfarung wird sie bestätigen müssen. Folgt man beiden, so scheint es mir ausser Zweifel zu seyn, daß man einen Trieb bezwingen könne, wenn man sich bemühet ein Gleichgewicht im Willen zu veranlassen. Denn im Gleichgewichte sind wiedersprechende Motiven da; der Wille scheint zu begeren und zu verabscheuen; aber beide halten sich einander die Wage, und es ist eben so viel, als wenn der Wille gar nicht in Bewegung sei. Zu gleicher Zeit aber wird er doch gerade in den Stand gesezt, sich schnel bewegen zu lassen, so bald nur von der einen oder der andern Seite noch ein Motiv dazu komt; und dis überwiegende Motiv mus die Spontaneität verschaffen. Es geschicht ofte, daß wir gleichsam von ohngefehr in eine Unschlüssigkeit geraten, und sie ist gewis nichts anders, als ein Gleichgewicht unserer Seele. Man würde sich ungemein irren, wenn man glauben wolte, daß

dis Gleichgewicht ohne einen Wiederspruch unserer Vermögen entstehen könne, vielmehr lehrt eine untrügliche Erfarung, daß allemal entweder ein Wiederspruch unter der Lust, und den Eingebungen der Vernunft, oder unter zween entgegen gesezten Trieben da sei. Dieser Zustand des Herzens ist würklich der geschikteste bei einer Aufmerksamkeit auf sich selbst, in dem die Triebe beherscht werden können. Und alles also komt darauf an, die Kunst zu wissen, dieses Gleichgewicht zu erweken. Erinnerung, Phantasie, und Vernunft, die mit der Aufmerksamkeit auf seinen Zustand verbunden werden, sind in der That Vermögen unserer Seele, die öfters die schwersten Dinge auszurichten hinreichen, und auch sie werden es allein seyn müssen, auf deren geschikter Anwendung iene Kunst beruhen kan. Erinnerung, und Phantasie sind überausgeschikt, teils Triebe auch ohne ihre äussern Gegenstände zu reizen, teils ihnen feindseelige Vermögen zu erweken, und wiedrige Bewegungsgründe entgegen zu stellen. Lassen Sie uns also die Menschen bewegen, sich nach und nach eine Fertigkeit zu erwerben, durch Erinnerung, oder Phantasie so gleich einen entgegengesezten Trieb von innen in Bewegung zu bringen, so bald ein Instinkt, der bezwungen werden mus, anfängt zu würken; oder ihm sogleich durch die herschende Vernunft und ihre Motiven Einhalt zu thun. Es kan nicht fehlen, daß ein Gleichgewicht entstehe, und nur eine kleine Bemühung der Spontaneität, das Urteil des Bessern und Gesez-

mässigen immer deutlicher zu machen, wird gleichsam unvermerkt auf der Seite des Gesezes das Uebergewicht geben. Allein eben so leicht ist es, daß Erinnerung, und Phantasie und Wiz, die uns einen Trieb bezwingen helfen sollen, Verräter werden, und ihn verstärken. Die Erfarung lehrt es nicht selten, daß eben diese die Gewalt eines gereizten Instinkts erhöhen, und es wird daher eine vorneme Pflicht seyn, ienen Vermögen durchaus nicht zu erlauben, daß sie zum Behuf eines zurük zu haltenden Triebes die geringste Würkung hervorbringen; sondern die Spontaneität mus unermüdet wachsam bleiben, eine iede Vorstellung, die ihr gefärlich scheint, ohne Erbarmen zu unterdrüken. Diese Vorsicht gehört ihr gewis zu. Ich würde mich selbst einer Nachlässigkeit anklagen müssen, Mamsel! wenn ich die Gelegenheit versäumte, Ihnen die vorgelegten Regeln in lebendigen Handlungen zu zeigen. Lysander besizt ein ungemein lebhaftes Gemüt, und er ist ein grosser Liebhaber der Musik. Daher geschicht es oft, daß er gute Freunde zu sich bittet, die mit ihm spielen müssen. Sein ganzes Temperament ist hizig, und sein Trieb zur Freiheit ist ziemlich stark bei ihm. Tausend Verdrüslichkeiten sind ihm dieses Triebes wegen schon zugestossen, und er hat sich endlich entschlossen, sein Meister zu werden. Er fing an, auf sich selbst genau aufmerksam zu seyn, und es ist die beste Hofnung da, daß er durch seinen anhaltenden Fleis endlich völlig siegen werde. Neulich legte er eine schöne Probe ab. Er wohnt nicht weit von einem sehr vornemen Herrn, dessen

Gema-

Gemalin unvermutet heftig krank geworden war. Lysander musicirte mit einigen seiner Freunde, und ehe man sichs versahe, klopfte ein Bedienter ienes Herrn an, der den Lysander bitten lies, nicht zu spielen, weil seine Gemalin unpäslich wäre. Lysander ist auch nichts geringes, und Sie vermuten wol schon, daß sein Instinkt zur Freiheit und Ehre lebhaft gereizt worden sei. Freilich! Es verdros ihn in der ersten Hize, weil es zu unvermutet war; aber den Augenblik merkte er auch ihre Würksamkeit. Er antwortete: er wolte gefällig seyn. Denn seine Spontaneität, welcher er auf alle mögliche Weise eine Herschaft zu gründen bemüht war, merkte scharf auf diesen Vorfal auf; sie sahe die Triebe zur Freiheit und Ehre würksam, und den Augenblik eilte die Erinnerungskraft, den Entschlus sie zu besiegen zurük zu bringen. Schon verloren beide Instinkte etwas von ihrer Stärke, und sie musten völlig unterliegen, da die Spontaneität die Ueberlegung rief, und Wiz und Phantasie und Erinnerung eine Menge von Gedanken herbei schaften, deren einige teils den Trieb zur Volkommenheit, der ienen entgegen war, und etwas furchtsam machte, teils den Instinkt zur Ehre von einer ganz wiedrigen Seite in Bewegung brachten, und ein Gleichgewicht veranlasseten; andere aber die Vernunft, durch alle iene Vermögen nach und nach gestärkt, gleichsam zwangen, den Ausschlag für die Billigkeit zu geben, und zu gehorchen. Kaum war Lysander wieder zu seiner Gesellschaft gekommen, und kaum bat er sie auf gleiche Art, als die meisten ebenfals die

Würkungen iener Triebe empfanden, und ihren Freund äusserst tadelten. Man zweifelte an der Krankheit, man berief sich auf seine Freiheit und Recht, man besorgte Folgen, man machte die ganze Sache lächerlich, und wolte nicht gehorchen. Lysander blieb standhaft; er verbot seiner Aufmerksamkeit bei diesen Reden zu verweilen und er machte durch seinen Machtspruch, daß sich die Musik verlor, und daß sein Trieb vernünftig bezwungen wurde. Auf eben die Art ist Menalk von seiner Unmässigkeit umgekehret, und er würde es unmöglich gekont haben, wenn er sich nicht bemühet hätte, seinen ausschweifenden Instinkt zum sinlichen Vergnügen zu bekämpfen. So oft man ihn versuchte, so oft war er auf der Hut, und seine Spontaneität muste Triebe und andere Vermögen erweken, die seinem heilsamen Entschlusse zu Hülfe zu eilen nötig waren. Lassen Sie uns also sezen, daß man iene Regeln in allen vorkommenden Fällen genau zu beobachten sich bemühe; und wird es nicht möglich seyn, zu behaupten, daß endlich auch unsere Triebe dem Gehorsam der Spontaneität unterworfen werden könten?

Die Affekte entspringen aus der lebhaften Würksamkeit der Triebe, und verstärken sich durch Geschäftigkeit der Erinnerungskraft, und Phantasie, wenn diese nur allein nach ihren notwendigen Regeln handeln, und sich den Befehlen der Spontaneität entzogen haben. Würde uns also nicht der Sieg über die Affekte gewis werden müssen, wenn

man

man der Kunst seine Triebe zu regieren mächtig ist, und die Spontaneität in Ansehung iener Vermögen in ihr ursprüngliches Recht zu herschen gesezt hat? Ganz sicher! diese beiden Bedingungen sind die Grundgeseze der Kunst, seine Affekte in Ordnung zu halten, und zu verhüten, daß sie ihre Feindseligkeiten gegen Tugend und Glükseeligkeit ausüben können. Um Affekte zu verhüten, ist kein besseres Mittel, als sich immer lebhaft die Gelegenheiten, und die Ausschweiffungen der Triebe vorzustellen, aus welchen uns am leichtesten Affekte zu entspringen pflegen. Es wird volkommen möglich seyn, sich selbst alsdenn in die beste Verfassung zu sezen, das ist, in einen Zustand, in dem völlig zureichende Mittel da sind, die Entstehung eines Affektes zu verhindern. Darf man sich weigern, hieher den Schlus, auf sich selbst aufmerksam zu seyn, und durchaus den Affekt zu unterdrüken, so bald er entstehen mögte, zu rechnen? Sol dieser Entschlus von rechter Art seyn, so mus er zwei Stüke einschliessen, teils die allererste Vorstellung eines Affektes, teils die aufwallenden Bewegungen des Körpers zurük zu halten. Denn Erfarung und Theorie lehren uns, daß ein Affekt ein Chaos von Vorstellungen und Bewegungen sei; und wie ist es möglich, daß eine Menge von Ideen entstehe, wenn die erste unterdrükt worden ist? Denn eine Idee zeugt immer die andere, und der zunächst folgende Zustand hat immer in dem vorhergehenden seine Ursachen. Ungewönliche Bewegungen des Körpers sind die gewissesten Begleiter der Affekte, und sie befördern, und vermehren

mehren sie. So bald diese zurük gehalten werden, so bald hört auch der Affekt auf, und es ist ganz gewis ein Geschäfte der Klugheit, sich dieser Bemerkungen zu Nuze zu machen. Lassen Sie uns sezen, daß wir höchst warscheinlich vorher zu bestimmen im Stande sind, es werde in einer Gesellschaft, wohin wir zu gehen gedrungen sind, eine Person seyn, über welche wir leicht in Zorn geraten könten, und lassen Sie uns den Entschlus fassen, iene Regeln zu beobachten; und ich wolte wetten, daß wir Herren unsers Affektes werden könten. Ich habe die Probe am Pylades, meinem guten Freunde, gesehen. Wir pflegen uns unsere Einsichten mitzuteilen, und er versprach, iene Regeln genau zu befolgen, weil er wuste, daß er leicht in Affekt geraten könte. Er wurde zu einem vornehmen Manne geruffen, der ihm etwas verdrüsliches zu sagen hatte, und der die Kunst eben nicht verstand, die schlimme Seite seines Antrages zu verbergen. Ich hätte geschworen, Pylades wäre in Zorn geraten. Er mutmassete aber etwas verdrüsliches, und zu eben der Zeit machte ich mir selbst ein Gewerbe, um gegenwärtig zu seyn. Pylades erschien; der Antrag war nicht gar zu höflich, und er schien sich zwar etwas zu verfärben; aber den Augenblik war er wieder in völliger Ruhe. Er hörte alles gelassen an, gab eine gelassene Antwort, und man merkte nicht die geringste Spuren des Zorns an ihm. Die erste Vorstellung war sehr lebhaft, und schon keimte eine ganze Menge von andern Ideen auf. Aber Pylades entfernte sie. Schon geriet sein Blut in Wallung; aber mein

Freund

Freund hemte sie den Augenblik durch einen innern Befehl der Seele. Das Unvermutete ist bei Affekten nur gar zu gefärlich, und eben daher geschicht es, daß sie so geschwind auflodern. Allein die Klugheit weis für alles Rat, und sie empfielet uns keine andere, als iene Regeln, wozu sie noch diese füget, gleich anfangs durch eigne Aufmerksamkeit auf sich selbst, und durch Hülfe der Spontaneität, seine Seele von den Gegenständen abzuziehen, und sich zu bemühen, ihre Erkentnis durch Ueberlegung, und mithin durch Entschuldigung, oder durch die Würksamkeit der Erinnerungskraft, Phantasie, Wiz, und Vernunft deutlicher zu machen, und entgegen gesezte Betrachtungen anzustellen, einen wiedrigen Trieb, und mit ihm wiedrige Affekte zu reizen, und die Vorstellungen der Pflicht zu erweken. Denn mit dem Grade der Deutlichkeit unserer Ideen nimt allemal der Grad des Affektes ab, und die Natur hat unvergleichlich für unsere Pflicht gesorgt, daß sie uns Spontaneität und wiedrige Vermögen schenkte. Hat man nicht tägliche Beispiele genug, daß auch der furchtsamste durch einen widrigen Affekt, den die Phantasie erregte, beherzt gemacht worden? Und mir deucht immer, die Affekte durch sich selbst zu dämpfen, sei der erste Anfang der Herschaft über sie durch Vernunft.

Um endlich noch gleichsam die lezte Hand an seine philosophische Bekehrung zu legen, und seinem Charakter bessere Züge zu verschaffen, wird gewis nichts weiter nötig seyn, als seine Pflichten unver-

unverrükt vor Augen zu haben, und den unzerstörbaren Vorsaz tief in seine Seele zu senken, nichts öhne volständige Ueberzeugung des besten und pflichtmässigen zu thun. Alsdenn ist es notwendig, daß alle unsere moralische Vermögen harmonisch zur Beobachtung des Gesezes würksam werden müssen, und denn lebt die Tugend in unserm Herzen auf. Jener Vorsaz wird die beträchtlichsten Vorteile ziehen, wenn man sich eifrigst bemühet, auch die kleinste Handlung, so viel immer möglich, nach schönen, nach algemeinen Regeln zu überlegen. Denn Ueberlegung ist ohne Würksamkeit vieler Vermögen nicht möglich, und auf die Art wird die Spontaneität herschen lernen. Sie wird glüklicher herschen, wenn man bei allen Gelegenheiten aufmerksam genug ist, sein natürliches moralisches Gefühl lebhaft zuerweken, und der Phantasie, Vernunft, und Wize Bestimmungen zu verschaffen, die herrlichsten Folgen, die seeligsten Folgen der Tugend, und schöner Charaktere uns selbst lebendig zu schildern. Sie werden gemeinschaftlich Bewegungs Gründe seyn, unsere Seele in volle, in die angenemste Geschäftigkeit zu sezen, ihren Entschlus durch zu füren. Und o Glük! die Tugend wird gegründet werden, sie wird wachsen, sie wird Früchte bringen, und ihre Früchte werden die liebenswürdigsten Fertigkeiten seyn.

Nun, Mamsel! nun bin ich endlich durch den schwersten Teil der Pflichten gegen sich selbst hindurch. Wie heiter würde nicht mein Vergnügen

meine Seele durchschleichen, wenn ich die Ueberzeugung fühlen könte, Ihnen Ihre Hofnung, das menschliche Herz kennen zu lernen, nach Wunsche erfüllet zu haben. Doch vieleicht bin ich nicht ganz unglüklich. Erinnern Sie sich an Ihren ersten Brief. Es fehlet freilich noch eins und das andere besondere; aber ich lebe der Hofnung, das meiste davon noch bei den besondern Pflichten nachzuholen. Ich eile zu diesen Abhandlungen mit frohen Schritten, und vergnügt mache ich hier einen kleinen Abschnit. Noch immer hat mich die Hofnung, Ihnen zu gefallen, bei völliger Munterkeit erhalten, und eben sie macht es auch unmöglich, daß ich aufhören könte, mich zu unterschreiben

Deroselben

ergebensten Freund.

Ein und siebenzigster Brief.

Mein Herr!

Für einen besondern Abschnit Ihrer Moral gehört auch wol ein besonderer Dank. Sie verdienen ihn; und werden Sie dieses Lob nicht als eine Aufmunterung betrachten, bald weiter fortzufaren? Im Ernst, Mein HErr! Sie haben so weit meine Hofnung völlig erfüllet, daß ich glaube, den

Menschen

Menschen im algemeinen kennen gelernt zu haben, und ich bescheide mich sehr gerne, daß die ganz besondere Kentnis desselben aus eines ieden eigner Erfarung nach iener Theorie beruhe. Bald solte ich mich rümen, daß ich schon ein Bisgen weit gekommen wäre. Ich habe bald zwölf Charaktere meiner guten Freunde entworfen, und es geht gewis an, sie völlig nach den Gründen auszuarbeiten, wenn die gehörige Aufmerksamkeit, und so ein gewisses Geschik, wie man zu reden pflegt, sich leicht in alles zu finden, dazu komt. Alle, die ich habe, sind von einander würklich unterschieden, ob man gleich schwören solte, daß sie mit einander auf das genaueste übereinkämen. Ich war selbst anfangs der Meinung; aber was die Stärke, Richtung, und Ausdehnung der Triebe nicht thut! Darf ich die Warheit bekennen, Ihre Abhandlung von den Trieben gefiel mir zwar; aber ich dachte doch, daß sie nur ein methodischer Einfal von den Weltweisen wäre. Und der ganze Grund dieses Zweifels lag allein in dem Mangel der Einsicht der wechselhaften Harmonie der Vermögen unserer Seele. Der Verstand bestimt alles, das ich wahr; aber er erhält doch auch von dem Willen Bestimmungen, und das ist eben so unleugbar. Beides zu vereinigen, recht deutlich zu vereinigen, war mir immer zu schwer. Jenes erste Verhältnis begrif ich recht gut, allein das lezte nicht. Ei nun doch izt! die Triebe lösen das ganze Geheimnis auf, die Triebe, die eher würksam gewesen sind, als die bessern Kräfte, die zur Deutlichkeit der Erkentnis gehören, und die bei

ihrer almähligen Entwiklung sich ganz billig nach den Trieben richten musten. Habe ich es geraten? und wenn es wahr ist, so wird es die kleine Einbildung von meiner Geschiklichkeit sehr beruhigen. Doch mein HErr! ich habe eben nicht Ursach zu pralen. = = = = Wie? werden Sie sagen, sind Sie auf einmal kleinmütig geworden? Ja! ganz gewis! Unser Wissen ist doch nur Stükwerk. Ich habe es erfaren. Mein zwölfter Charakter ist kaum halb fertig, und ob ich gleich ziemlich glüklich gewesen bin, alle vornemste Handlungen aller vorhergehender richtig zu erklären, so verläst mich alle meine Kunst auf einmal bei diesem leztern. Seine Handlungen sind wiedersprechend. Bald ist mein Gegenstand so, und in wenigen Augenbliken ist er völlig anders, und seinen vorigen Neigungen gerade entgegen gesezt. Wie reime ich das? Kan auch der Mensch, dessen Charakter und Natur sonst ein volkommenes System von moralischen Kräften ist, aus Wiedersprüchen bestehen? Man hat mir oft von solchen Charakteren gesagt, und es mus doch wol etwas daran seyn. Aber wie lösen sie sich auf? Vermutlich sind die Instinkte nach ihren besondern Richtungen der einzige Entscheidungs Grund. Ich fange in der That an, viel auf diese Lehre zu halten, und ich zweifle sehr, ob Sie viel Ruhe haben werden, mir ein praktisches Lehrgebäude davon aufzuführen. Sie thun es doch noch einmal? Izt verlange ich nichts mehr, als die Auflösung meiner Frage. Es ist eine warhaftige Lust, die Gemüter der

Menschen zu kennen, und weil ich die erste Theorie dazu von Ihnen erlernet habe, so ist es eine eben so ware Lust, Ihnen dis zugestehen, und mich zu nennen

Derselben

verbundenste Freundin.

Zwei und siebenzigster Brief.

Mamsel!

Habe ich nicht immer das beste prophezeiet? Und täglich legen Sie die unverwerflichsten Proben ab, daß Sie gelehrt sind. Freilich haben Sie es erraten. Die Triebe machen die allerbrauchbarste Lehre bei der Kentnis des menschlichen Herzens aus, und was sonst völlig unauflöslich schien, hört auf rätselhaft zu seyn, wenn man die Instinkte zu Hülfe ruft. Es ist beinahe eben so, als in der alten Naturlehre, in der man eine entsezliche Menge von Geheimnissen, oder verborgenen Qualitäten, die doch ein Nichts waren, annam, und die alle auf einmal verschwanden, so bald man die würklichen Kräfte, und ihre besondern Bestimmungen und Geseze nach der Erfarung völlig ins reine brachte. Sie haben Recht. Der Verstand empfängt

von dem Willen Bestimmungen, oder in den vorher schon ausgebildeten Trieben liegt der Grund, warum der Verstand gerade diese Richtungen und Fertigkeiten besizt, und keine andere. Denn er ward später entwickelt, als iene, und er muste ihnen folgen. Aber, Mamsel! warum sind Sie diesen Grundsäzen nicht weiter gefolgt, und es hätte Ihnen die Entscheidung der leztern Frage unmöglich fehlen können. Der Wiederspruch in den Charakteren ist mehr als zugewönlich, und ich wolte fast behaupten, daß man vergeblich nach Menschen suchen würde, die ohne Bildung der Moral handelten, und keine Spuren eines Wiederspruchs zeigten. Allein sie sind nicht bei allen gleich sichtbar, und wir heissen nur dieienigen eigentlich wiedersprechende Charaktere, in denen man diesen Wiederspruch recht häuffig und deutlich bemerken kan. Es geschicht unserer und der algemeinen Natur volkommen gemäs, daß zween oder drei wiedersprechende Triebe gleiche lebhafte Gewalt in dem Herzen eines Menschen erhalten können. Ein ieder wird für sich mit einigem Ungestüm seine Sättigung verlangen, und nun sezen Sie, daß nach der Beschaffenheit des Würkungs Kreises einer solchen Person, oder durch die Erziehung die Richtungen iener Triebe selten übereinkommen, und also ihre Instinkte in ein und eben demselben Falle nicht in Zusammenlauf kommen, so scheint es sehr natürlich zuzugehen, daß eine Person in dieser Viertelstunde so, und in der folgenden gerade entgegen gesezt handelt. Nehmen Sie ferner an, daß uns Erziehung, und Vorurteil,

oder sonst eine gewisse Ursach, besondere Grundsäze eingeflösset, die bald diesem, bald ienem Triebe, die einander zuwieder sind, schmeicheln, oder ihnen gar ganz entgegen lauffen, so darf man nur einen verhältnismässigen Würkungskreis zu gleicher Zeit sezen, um zu behaupten, daß bald dieser, in der andern Viertelstunde aber der entgegen gesezte Trieb mit seinen harmonischen Affekte, oder bald die Grundsäze bei ruhigem Gemüte, bald die wiedrigen Triebe diesen Grundsäzen entgegen, unsere Handlungen bestimmen werden. Man erzält von unserm grossen Melanchton, der in der That viel Verehrung verdienet, das etwas ziemlich wiedersprechendes in seinem Charakter gewesen sei. So lange man ihm gute Worte gegeben, so lange habe er mit der grössesten Gelassenheit, und mit einer Art von Furchtsamkeit alles eingeräumet, was man gewolt. Allein so bald man angefangen zu drohen, so sei Melanchton nicht ein Haar breit gewichen. Ich gestehe, daß man aus den gewönlichen Erzälungen nicht den ganzen Umfang seines Charakters zu bestimmen im Stande ist. Aber warscheinlich ist es doch, daß er bei ruhigem Gemüte die Grundsäze der Friedfertigkeit geheget, aber daß diese auf einmal verschwunden, so bald sein Trieb zur Ehre lebhaft gereizt worden, und mit sich Affekte entflamt hat. Amynt besizt einen lebhaften Trieb zur Volkommenheit, dessen Richtung auf die äussern Güter gehet, und er ist eben deswegen ziemlich eigennüzig. Zugleich aber hat er einen eben so starken Instinkt zur Ehre. Oefters handeln beide gemeinschaftlich, noch

öfterer sind sie einander entgegen, und denn komt die Entscheidung darauf an, welcher Trieb am lebhaftesten gereizt wird. Am alleröftersten aber sind sie nach der Beschaffenheit seines Würkungskreises unabhänglich von einander, und Amynt ist in der einen Minute so eigennüzig, als es möglich ist, in der andern hingegen so uneigennüzig, als man es immer verlangen kan. Es gibt noch mehrere Fälle, in welchen sich ein Wiederspruch der Charaktere begreiffen läst, und allemal müssen uns doch die verschiednen Triebe den vornemsten Bestimmungs Grund geben. Halten Sie nur immer viel auf die Lehre von den Trieben, Mamsel! sie verdient es gewis.

Noch ungemein ofte werden wir ihrer gedenken müssen, um alles zu erklären, was wir bei den folgenden Pflichten nötig haben. Eben bin ich im Begrif, Ihnen dieselben vorzulegen. Wir betrachten nunmehro den Menschen, wie ihn die philosophische Bekehrung umgebildet hat, und eben wie sie ihm das Geschik erteilet hat, sichere schöne Pflichten gegen seine Seele, gegen seinen Leib, und gegen seinen äussern Zustand zu erfüllen. Die Seele ist der vornemste Teil des Menschen, und sie eben wird es seyn müssen, die sich in Stand sezen mus, durch ihre eigentümlichen Handlungen sowol, als alle andere, worüber sie zu gebieten hat, ein lebendiger Spiegel der Gotheit zu werden. Die Vorsicht schenkte uns zu unserer wesentlichen Kraft die Kraft zu erkennen, und mit ihr das Vermögen zu urteilen, und die Vernunft. Von beiden hängen die vorzüglichsten

Arten

Arten der Erkentnis, und die Wissenschaften ab. Nur erst alsdenn, wenn sich unsere Seele mit diesen Gegenständen beschäftigt, erfült sie die natürlichen Absichten ihrer Vermögen. Sie ist ein gedenkendes Wesen, und ihre Bestimmungen sind Gedanken, schöne, nüzliche, glükselige Gedanken. Die Welt war rauh, und wild, und ihr fehlete ein Adel, der ihr von rechtswegen gehörete, als sie in der Blindheit lag, und ihre Erkentnis nur sehr eingeschränkt, oder wol gar kindisch war. Kräfte zu besizen, und sie nicht zu den besten Absichten anzuwenden, ist eben so viel als den Schöpfer beleidigen, den wohlthätigsten Schöpfer, der diese Kräfte gewis nicht umsonst, sondern zur Glükseeligkeit ihren Besizern austeilete. Die Welt ist schön, aber sie ist vergeblich schön, wenn sie nicht von den Menschen erkant wird. Einer vernünftigen Erkentnis und Wissenschaft ist alles nüzlich, und es ist freilich wahr, daß eine ausgebreitete Erkentnis uns gleichsam eine unendliche Menge von Bedürfnissen zu unserer Glükseeligkeit weiset, die uns sonst ewig unbekant geblieben wären; aber sie hebt sie auch zugleich selbst, indem sie eben so viel Mittel weis, sie zu erwerben, und unsere Glükseeligkeit gewint an ihrer Grösse überaus vieles. Ist es wahr, daß eine so grosse Erkentnis und Wissenschaft so vieler nüzlicher Dinge, als uns nur immer möglich ist, uns im proportionirten Grade glüklich, erhaben glüklich mache? Und wer zweifelte daran? Die Gotheit weis alles, sie übersiehet alles, und die allergründlichste und deutlichste Erkentnis ist ihr götlicher Vorzug. Sie

schuf Menschen, sie schuf uns, und gewis in der Absicht, ihr so änlich zu werden, als möglich ist. Sie gab uns Verstand, und sein Adel und seine Absicht ist unstreitig Wissenschaft und Einsicht. Je grösser die Anzal nüzlicher Gegenstände, und ie gründlicher die Wissenschaft, und tiefer die Einsicht ist, desto mehr ist iene Absicht der Gotheit erfüllet, und desto sichtbarer ist die Aenlichkeit zwischen uns, und unserm Urquel, und desto richtiger ist unsere Pflicht. Die Gotheit wil unsere grösseste Glükseeligkeit, und eben deswegen verlangt sie auch den möglichst eifrigen Grad der Anwendung unserer Kräfte dazu. Die Gemütsruhe ist ein Teil unseres Glüks, und sie gründet sich auf Wissenschaft und Einsicht. Weit gefehlt, daß eine Schläfrigkeit, oder Unwürksamkeit unserer Seele einen Anspruch auf die Ruhe derselben machen dürfte, daß vielmehr eine reine Heiterkeit des Gemüts, die in einer lebhaften, harmonischen, und sanft abwechselnden Geschäftigkeit unserer Vermögen besteht, allein die Quelle derselben zu heissen verdient. Je nüzlicher, und erhabener die Gegenstände unserer Wissenschaft und Erkentnis sind, desto stärker reizen sie unsere Seele, sie in Gedanken in sich selbst zu entwerfen, und ie reicher die Anzal derselben ist, eine desto grössere Abwechselung der Geschäftigkeit, die durch sich selbst angenem ist, wird unserem gedenkenden Geiste möglich werden. Die Heiterkeit des Gemüts wächst ohne allen Zweifel mit diesen beiden Stüken, und unsere Glükseeligkeit vermehret sich. Sagen Sie einmal, Mamsel! ist es nicht eine ware Lust, die

Grund-

Grundregeln zur Erkentnis der menschlichen Herzen erkant zu haben? Sie waren glüklich ohne diese Kentnis, aber sind Sie es mit derselben nicht in einem weit höhern Grade? Und warum denn? Ihre würksame Seele hat mehrere Gegenstände und Bestimmungen zu ihrer Geschäftigkeit erhalten, die Heiterkeit ihres nie müssigen Geistes wuchs in zalreichern Abwechselungen, und mit dieser die Grösse Ihres Vergnügens. Die Affekte können nur durch die Veränderung, und die Wiedrigkeit der Vorstellungen beherscht werden, und beides gründet sich auf den Reichtum unserer Wissenschaft und Einsicht. Aber wie? Ist auch eine Gemüts Ruhe ohne diese Herschaft der Affekte und Leidenschaften möglich? Sich selbst schön zu erbliken, ist eben so viel, als sich glüklich fühlen; denn die angenemste Zufriedenheit mit sich selbst ist von diesem Anschauen unzertrenlich. Und es ist unvermeidlich, bei sich selbst eine Schönheit anzuschauen, wenn Wissenschaft und Einsicht unsern Verstand schmüken, und der uns angeborne Trieb zur Volkommenheit ergözt unser ganzes Herz, weil Wissenschaft und Einsicht unser eignes Bild ungemein verschönern. Wir werden glüklicher, weil wir immer zufriedener mit uns werden. Die Volkommenheit unseres Zustandes hängt in nicht seltenen Fällen von der richtigen Beurteilung der zufällig würkenden Ursachen ab, und sie zu kennen, und nach dieser Kentnis zu regieren, sind die sichersten Mittel zu ihrer Beförderung. Dies lehrt Wissenschaft und Einsicht ungezweifelt, und sie also sind die Quellen des besten Vergnügens,

das

das uns die Volkommenheit unseres eignen Zustandes verschaffen kan. Die Zufriedenheit über diesen wächst, und mit ihr unsere Glükseeligkeit. Allein ohne verhältnismässige Grösse der Seele ist auch der grösseste Besiz der Güter zur Glükseeligkeit viel zu unzureichend. Verschaft uns denn Wissenschaft und Einsicht diese Grösse des Geistes auch? Allerdings! Eine Grösse des Geistes zu besizen, und nach Beschaffenheit seiner Güter zur Glükseeligkeit der Regeln der Weisheit gemäs bald anzuschauen, bald zu erinnern, bald zu hoffen, sind völlig einerlei Begriffe. Und wovon hinge diese Kunst wol anders ab, als von einer Fertigkeit unserer Aufmerksamkeit, und der andern harmonischen Vermögen unserer Seele, die durch einen Reichtum der Bewegungs Gründe, welche die Spontaneität zu erweken geschikt sind, bedürfenden Fals in Geschäftigkeit gesezt werden können? Zweifelte man aber, daß Wissenschaft und Erkentnis warhaftig nüzlicher Dinge eine Fertigkeit der Aufmerksamkeit, und unserer höhern Vermögen, zuvoraus sezten, und eine reiche Fülle von ienen Motiven einschlössen? Fragen Sie nur die Erfarung, und erinnern Sie sich nur an die Art und Weise, wie Wissenschaften erworben werden, und es kan nicht fehlen, daß meine Angabe richtig seyn mus. Sind wir also dazu erschaffen, uns der Gotheit so änlich, und uns selbst so glüklich zu machen, als nur irgend geschehen kan, ei! so werden wir auch behaupten müssen, daß es eine ware Pflicht in Ansehung unserer Seele sei, uns eine so grosse Wissenschaft und Einsicht von so vielen

nüzlichen

nüzlichen Dingen zu erwerben, als es nur immer nach unserer natürlichen Fähigkeit, und unserer Lage in der Welt möglich ist. Freilich müssen diese das Maas bestimmen, und über sein Vermögen kan niemand verbunden werden.

Es gibt unzähliche Gegenstände, wovon uns Kentnis, und, wenn man wil, Wissenschaft möglich ist. Allein eben so gewis ist es auch, daß nicht alle gleich nüzlich sind, und manche gar keinen Einflus weder auf die Tugend, noch unsere Glükseeligkeit haben. Es würde gerade gegen unsere Grundsäze seyn, allen gleiche Bemühungen aufzulegen, und wir würden uns zu weit wagen, wenn wir das Verhältnis, das so unzählich verschiedene Verhältnis, aller bisher bekanter Wissenschaften, und ihrer Teile gegen die Tugend und Glükseeligkeit abwägen wolten. Ich wil einen andern Weg gehen, und vieleicht ist es nicht der unrichtige. Es ist ausgemacht, daß alle Wissenschaften, und Einsichten sich auf Fertigkeiten unserer Seelen Vermögen steiffen, und die Gegenstände dieser zu bestimmen, ist vieleicht eben so viel, als die Grundregeln festzusezen, wonach man die Nuzbarkeit und Schönheit der Wissenschaften beurteilen kan. Unser Verstand äussert sich durch Begriffe, und aus Begriffen entstehen Urteile. Die Gegenstände beider sind also einerlei. Man bemühe sich also, seinem Verstande eine Fertigkeit zu verschaffen, deutliche und richtige Urteile von Gott nach allen Seiten, von dem Guten und Bösen, von den natürlichen Begebenheiten in der

Welt,

Welt, von seinen eignen Handlungen, und von den Absichten und Unternehmungen anderer Menschen zu fällen. Gewis eine ungemein vielhaltige Pflicht, deren Beobachtung zu unserer Glükseeligkeit, und den Bedürfnissen der Sittenlehre schlechterdings unentbehrlich ist. Freilich haben alle Wissenschaften zu diesen Endzweken, und diesen Gegenständen ein gewisses Verhältnis; aber vieleicht in verschiedenen, und bisweilen in sehr entbehrlichen Graden. Unser Verstand ist viel zu eingeschränkt, und der Zusammenhang der Dinge viel zu mannifaltig, als daß es möglich wäre, alle Wissenschaften im gehörig grossen Grade zu fassen. Wir müssen nur die vornemsten wälen, und iene Pflicht der Sittenlehre erfüllen. Wenn die Gelehrten weniger eigensinnig wären, und mehr aus gemeinnüzigen Absichten handelten, so teilten sie gewis ihre Bemühungen anders ein, und vieleicht ginge es an, daß ein ieder nach seinem Maasse etwas beträchtliches zur Ausbreitung und Gründung iener Fertigkeiten, und zum Glük der Welt beitragen könte. Sein ganzes Leben hindurch aber in römischen oder griechischen Alterthümern zu wülen, oder den Wust der römischen Geseze noch chartischer zu machen, und durch unglükliche Künste grosse Leute zu bilden, ist zwar mühsam, aber moralisch kein grosses Verdienst. Jene Gegenstände hingegen sind es, die einen unmittelbaren Einflus auf Tugend und Glükseeligkeit haben. Die Gotheit ist der Urquel der erhabensten Pflichten, und ihr Genus ist der Genus des höchsten Gutes. Eine gehörige Erkentnis von Gott mus nach den

Vor-

Vorschriften unserer Sittenlehre, alle unsere Handlungen bestimmen, und unser ganzes Leben mus ein an einander hangender Gottesdienst seyn. Wie unentbehrlich ist uns demnach nicht eine geschwinde Fertigkeit, von den Eigenschaften, Verhältnissen, und Werken Gottes richtige und deutliche Urteile zu fällen! Müssen wir uns der höchsten Gotheit nicht, so weit es möglich ist, änlich machen? Müssen wir sie nicht in ihren Handlungen nachamen? Und alsdenn erst werden wir klare Spiegel der Gotheit. Das Gute und Böse ist besonders dasjenige, was wir zum Behuf unserer Glükseeligkeit richtig unterscheiden müssen, und eine Fertigkeit, die von dieser Seite gros ist, erfült in sichtbarern Grade die Pflicht der Sittenlehre. Allein, Mamsel! wie viel gehört hiezu nicht, und wie viel wird man gehöriges unter den Menschen vermissen? Eine genaue Kentnis der Geseze, oder der besondern und algemeinern Regeln der Sittenlehre, richtige Bestimmungen der Grenzen des Vergnügens, und ein vernünftiger Plan der Glükseeligkeit werden gewis die vornemsten Teile dieser Wissenschaft seyn müssen. Vieleicht darf man unser Geschlecht aus diesem Gesichtspunkte mehr bedauren, als ihm Glük wünschen. Der Aberglaube ist unserer Tugend, und der so seeligen Würkung des Wolgefallens unseres Schöpfers höchst gefärlich. Sein Ursprung ist leicht, und eben deswegen so algemein. Nur die Unwissenheit der Ursachen der natürlichen Begebenheiten, und der Regeln der Vorsicht ist die unglükliche Quelle desselben. Lucilie weis die Entstehungs Art des Gewitters

nicht,

nicht; und was wäre ihr warscheinlicher, als zu glauben, daß ein Donnerwetter eine Würkung des Zorns der höchsten Gotheit sei? Denn es geschicht ia in der Luft, und am Himmel, wo die Gotheit wohnet. Sie ist abergläubisch, in tausend andern Fällen abergläubisch, und es ist unmöglich, daß sie aufhören könne, es zu seyn, ehe sie nicht die natürlichen Ursachen davon eingesehen hat. Aber lassen Sie uns ihr sagen, daß das Gewitter nichts anders, als eine Würkung der Elektricität sei, und daß man sich davor in Sicherheit stellen könne, wenn man sich ganz auf Seide, oder Glas sezt, daß man weiter keine Gemeinschaft, und Berürungs Punkt mit den andern Körpern habe. Sie wird sich wundern, aber ihr wird doch der fromme Gedanke einfallen, daß es Gott nach den Augen gezielt heisse, sich zu verwegen, Mittel zu suchen, der Gotheit zu entfliehen. Sie ist abergläubisch; denn sie kent weder den Lauf der Dinge, noch die Regeln der Wege der Vorsicht. Freilich hat man in unsern Zeiten viel vortrefliche Entdeckungen in der Natur Lehre gemacht; allein vieleicht nur für die Gelehrten. Der grösseste Teil der Menschen bleibt unwissend, und wird es auch so lange noch bleiben müssen, bis man anfängt gemeinnüzigere Anstalten zur Ausbreitung dieser Erkentnis zu machen. Wie glüklich würden wir nicht seyn, wenn von dieser Seite mehr zu hoffen, als zu wünschen wäre. Unsere eignen Handlungen sind der vornemste Quel unserer Glükseeligkeit, und die Unterthanen unserer Tugend. Diese

also nach ihren Gründen, Ursprunge, und Verhältnisse gegen einander deutlich einzusehen, wird eine der notwendigsten Wissenschaften seyn. Sich selbst auf das genaueste zu kennen, und sich in der besten Verfassung zu finden, tugendhaft und glüklich zu werden, sind unzertrennliche Dinge. Man darf nur kurze Zeit mit vollem Verstande in der Welt gelebt haben, um auf verschiedene Art überzeugt zu werden, daß eine Einsicht in die Absichten und Unternehmungen anderer Menschen zu unserer Glükseeligkeit unentbehrlich, und der Beförderung der Tugend ungemein vorteilhaft sei. Wir müssen mit Menschen leben, und ihre Absichten und Handlungen sind den Bemühungen zu unserm Wol entweder hinderlich oder beförderlich, und es sei, welches es sei, so mus die Weisheit aus dieser Einsicht besondere Bestimmungen schöpfen, den Plan unserer Endzweke und der dazu gehörigen Mittel desto sicherer einzurichten. Die Tugend gefält, aber sie erobert weit gewisser eine weit grössere Menge von Herzen, wenn sie die Charaktere der Menschen zu ihrem eignen Vorteile zu gebrauchen weis, als wenn sie ohne dieses Hülfsmittel ihre Herschaft gründen wil. Sokrates war glüklich, der Tugend einen Tron unter seinen Lands Leuten zu erbauen, und seine grösseste Kunst bestand darin, die Absichten seiner Mitbürger auszuspähen, und ihre Unternehmungen vortheilhaft zu lenken. Findet die Tugend Hindernisse, so findet sie sie gewis in den unreinen, oder besonders bestimten Absichten und Unternehmungen der Menschen, und was wäre daher schiklicher, als

diese zu kennen, um der Tugend einen Dienst zu thun?

Sie, Mamsel! kennen die Harmonie, und die verhältnismässige Würksamkeit unserer Vermögen des Verstandes gegen einander viel zu gut aus meinen vorherigen Anmerkungen, als daß ich noch nötig hätte, Ihnen weitläuftig zu erweisen, daß wir in den vorzüglich nüzlichsten Fällen nur alzu ungeschikt seyn würden, richtige und deutliche Urteile zu fällen, ohne dabei die beträchtlichste Hülfe der Erinnerungs Kraft und Phantasie zu erwarten. Wir müssen erst Begriffe unserer Seele eingedrukt haben, ehe wir sie zusammen sezen können, und wenn dis geschehen sol, so müssen sie unserm Geiste von neuem wieder gegenwärtig dargestelt werden. Dis ist das eigentümliche Geschäfte der Erinneruns Kraft. Je grösser die Anzal dieser Ideen und Bilder ist, die wir zum Behuf der Urteils Kraft unserer Seele verschaft haben, desto reichern Stof besizt die Phantasie, sich daraus neue schöne Bilder zusammen zu formen, wenn die Erinnerungs Kraft gleichmässig geschwind zu würken vermögend ist. Von dem Reichtume dieser Bilder hängt die schönste Fertigkeit, so zu reden, unerschöpflich Urteile zu machen, ab, und wie viel gewint also nicht unsere Pflicht? Lassen Sie uns daher mit völliger Gewisheit behaupten, daß es unsere Schuldigkeit sei, unserer Phantasie eine Menge von schönen Bildern und Begriffe von Gott nach allen Seiten, von seinen Werken, von der Tugend, und von den gesezmässigen Handlungen; aber lächerliche und häsliche von dem Laster und

seinen

seinen Würkungen zu erwerben. Lassen Sie uns unserer Phantasie eine Fertigkeit verschaffen, alle diese Bilder auf eine reizende, und Tugend und Glükseeligkeit befördernde Art zusammen zu sezen. Wir werden unstreitig in unsern Bemühungen glüklich seyn, wenn unsere Erinnerungs Kraft, und ihre Untervermögen, zu besinnen, und das Gedächtnis eine Leichtigkeit erhalten, auf iedem Wink der Spontaneität in Ansehung iener genanten Gegenstände zur Hülfe der Phantasie geschäftig zu seyn, aber gleichsam eine volle Trägheit zu fühlen, wenn unnüze oder schädliche Gegenstände ihre Würksamkeit erheischen. Der Wiz ist uns ganz gewis nicht umsonst gegeben, und die Erfarung lehret uns, daß er eine besondere Gewalt über unser Herz ausübe. Wir leben in dieser Welt, und unsere ersten Ideen sind Empfindungen gewesen, von denen sich nach und nach algemeine Begriffe gebildet haben, die alle einer bemerkten Aenlichkeit ihren Ursprung verdanken müssen. Was wäre also leichter zu glauben, als daß es überaus natürlich sei, daß wizige Urteile, die sich auf schöne Aenlichkeiten gründen, eine grosse Gewalt über unser Herz hätten? Sie sind uns begreiflicher, und erfüllen unsere Seele mit einer grössern Menge von reizenden, von natürlichen Vorstellungen. Gefält uns die Tugend in dem Kleide des Wizes nicht tausendmal mehr, als in ihrer nakten Gestalt, die die troknen Weltweisen zu lieben pflegen? Wir erfüllen also eine warhafte, eine vortrefliche Pflicht unserer Sittenlehre, wenn wir uns bemühen, unserm Wize eine Fertigkeit zu

erwerben, durch die rechtmässige Würksamkeit der Phantasie unterstüzt, reizende, und rürende, und eindringende Urteile in Ansehung oben genanter Gegenstände zu fällen. Ist es auch möglich, unserm Wize ein reicheres und erhabeneres Feld seiner Aktionen zu eröfnen? Durch seine Hülfe werden wir die Gotheit überal finden. In den Fluten wird sie uns entgegen rauschen, in der Sonne uns liebreich und beseeligend entgegen lächeln, und die ganze Natur wird von der Gotheit reden. Fragen Sie nur Julianchen, Mamsel! und sie wird ein lebendiger Zeuge meiner Säze seyn. Die Vernunft ist unser wesentlicher Vorzug, und sie ist die Beherscherin unserer Tugend. Sollen wir Spiegel der Gotheit werden, indem wir sie nachamen, und indem wir unseren Urteilen Gewisheit, und Ausdehnung zum Vorteil unserer Pflichten und Glükseeligkeit verschaffen sollen, so mus die Vernunft herschende Fertigkeiten besizen. Unser Wille mus unzerstörbare Entschliessungen des Besten erhalten, und diese hängen allein von den gewissen Schlüssen der Vernunft ab. Eine unzäliche Menge der stärksten Urteile, die die allergewissesten Bewegungs Gründe der Spontaneität sind, wodurch sie die Befehle der Tugend gültig machen kan, sind nur allein Würkungen der Vernunft, und der erhabenste Teil unserer Handlungen, die uns zu sichtbaren Spiegeln der Gotheit machen, würde unmöglich seyn, wenn die Vernunft nicht ihre vorzüglichen Fertigkeiten erhielte. Wiz und Vernunft sind auf das genaueste verschwistert, und ihre beste Würk-

samkeit

samkeit geschicht durch vereinbarte wechselhafte Hülfe. Die Gotheit liebte unsere Schönheit, und unser Glük, und aus dieser Ursach empfingen wir beide so nahe verwandte Vermögen, und beiden schrieb sie gemeinschaftliche Endzweke vor. Wir müssen schliessen, aber wie Abdrüke der Gotheit, richtig und glüklich. Unsere Vernunft also mus nach unserer höchsten Pflicht eine Fertigkeit überkommen, aus dem Zusammenhange und Verhältnisse iener gesezmässigen Vorwürfe richtige, überzeugende, und unverlezliche Schlüsse, zur desto bessern Beobachtung des Gesezes, und der Beförderung unserer Glükseeligkeit zu ziehen. Je grösser diese Fertigkeit ist, desto mehr gewinnen iene Endzweke, und desto grösser ist unsere Verbindlichkeit dazu. = =

Mein Himmel! was machen Sie? Werden Sie nicht aus allen Menschen Philosophen bilden wollen? = = = = Philosophen! Ja, Mamsel! ia! liebenswürdige Philosophen, die es wert wären, diesen Titel zu füren. Nicht Geister, deren Stärke Klügeln ist; nicht Geister, deren Künste in Erfindung wunderbarer, und weitaussehender Meinungen bestehen. Sondern Menschen, die Einsicht besizen; die Kentnis besizen, um wol, um glükseelig zu leben. Wenn die Welt aus lauter Philosophen von dieser Art bestünde, so wäre es eine Lust, ein Mensch zu seyn. Die stärksten Banden, und ein algemeines Gesez, würden alle mit allen verbinden, die Tugend würde ihr Kleinod, und das heiterste Glük ihre Belohnung seyn. Sagen Sie, dürfen

wir bessere Zeiten hoffen? Und wenn alles fehlschlägt, so bleibt mir doch die gewisseste Hofnung übrig, daß Sie diese Pflichten erkennen, und erfüllen, und der vernünftigen Sittenlehre Ehre machen werden. Wird sich auch irgend iemand mehr freuen können, als

Ihr

ergebenster Freund?

Drei und siebenzigster Brief.

Maimsel!

Müste es nicht ein wares Vergnügen seyn, unter Menschen zu leben, die iene Fertigkeiten besässen? Bisweilen verirre ich mich ordentlich in diesen Gedanken, und ich sehe eine Welt, die überaus reizend seyn würde, aber am Ende finde ich, daß sie von der izigen nur gar zu weit unterschieden sei. Die Schuld liegt ganz gewis an uns selbst. Wir könten eine viel bessere Welt haben, aber wir müsten sie auch selbst besser machen. Meistenteils klagt man die Vorsicht an, und diese wünschte selbst eine bessere Verfassung der Dinge, und sie würde gewis nichts sparen, den Zusammenhang der Dinge viel schöner zu machen, wenn die Menschen, die

vor-

vornemsten Teile desselben, nur erst anfangen wolten, von ihrer Seite besser zu werden. O! Mamsel! Lassen Sie uns unsere Wünsche vereinigen, die diese Besserung der Menschen zu ihrem Hauptgegenstande haben. Würden die Menschen sich bestreben, weise und klug zu seyn, so wäre die grössere Regelmässigkeit der Verknüpfungen des Zusammenhanges der Dinge eine der notwendigsten Folgen derselben. Weisheit und Klugheit ist eine von unsern vornemsten Pflichten, eine Pflicht, die unsere ganze Aufmerksamkeit verdienet. Aber sie ist keine der leichtesten; denn sie sezt eine ganze Menge von besondern Fertigkeiten und Kentnissen zum voraus, die ohne die eifrigsten Bemühungen unmöglich zu erlangen sind. Weisheit und Klugheit müssen unzertrennlich von einander seyn, wenn die Absichten unserer Sittenlehre völlig erreicht werden sollen. Aber in ihren Begriffen sind sie von einander würklich unterschieden. Die Weisheit ist mehr theoretisch, und die Klugheit mehr praktisch. Die Weisheit ist eine Fertigkeit zu guten Endzweken die geschiktesten Mittel zu erfinden und zu wälen, und die Klugheit eine Fertigkeit, welche sich mit der besten Anwendung dieser gewälten Mittel, und der Wegräumung der Hindernisse beschäftigt.

Erlauben Sie mir, Mamsel! in einem deutlichen Beispiele die Charaktere dieser beiden Pflichten zu schildern. Sie werden Sich erinnern, daß ich Ihnen wol ehemals den Damon als einen sehr weisen und klugen Mann gepriesen habe. Er ist es

gewis. Sie wissen, daß er in einer der allerschlüpfrigsten Bedienungen stehet, weil er der erste Hofprediger bei seinem Fürsten ist. Noch hat er sich immer in vollem Ansehen erhalten, und das hat allein seine Weisheit und Klugheit gethan. Sein Fürst ist einsichtig, aber etwas eigensinnig, und es ist eine nicht geringe Kunst nötig, ihn zu lenken. Widersprüche duldet er nicht, und er ist sehr leicht zornig zu machen. Was er einmal beschlossen hat, wird nicht leicht geändert, es sei denn, daß man ihn auf eine besondere Art überfüren könne. Eben dieser Herr war zu dem Entschlusse verleitet worden, das in unsern Zeiten so rürige Vereinigungs System der drei Sekten der christlichen Religion in seinen Ländern, auch durch gewaltsame Mittel einzufüren. Gefärliches Unternehmen! Damon erschrak über die erste Nachricht, die ihm sein Fürst davon gab, und über den entworfenen Plan, den man ihm mitteilte. Weit gefehlt, daß er sogleich losgebrochen sei, dem Fürsten seine Uebereilung zu zeigen, daß er vielmehr, durch seine Klugheit geleitet, zurükhielt, und nicht die mindeste Miene verzog, sondern da man sich auf seine Hülfe verlies, alles zu thun versprach, was er thun könte. Er bat sich den Plan aus zur Ueberlegung, und der Fürst selbst gab sich die Mühe, ihm eine völlige Einsicht in denselben zu verschaffen. Damon entdekte vieles, und besondere Absichten, die seiner Weisheit und Klugheit ungemein sichere Bestimmungs Gründe darreichten. Sein redlicher Eifer um Gott, und die deutlichste Erkentnis der unvermeidlichsten Uebel, die mit diesem Vorhaben verbun-

verbunden waren, flösten ihm den festen Entschlus ein, alles zu wagen, was Weisheit und Klugheit nur irgend erfinden könten, diesen gefärlichen Endzwek zu verhindern. Er ging mit der äussersten Scharfsichtigkeit mit sich selbst zu Rate, um nach seiner Weisheit die bequemsten Mittel zu dieser Hintertreibung ausfindig zu machen. Mehr als eines stelten sich seiner Erfindung dar, aber unter allen war das geschikteste dis, den Fürsten zu überzeugen, daß er mehr verlöre, als gewönne, und der Religion den grössesten Schaden zufügte, wann iener Plan ausgefürt werden solte. Dies Mittel war ein neuer Endzwek, wozu andere bequeme Mittel erfordert wurden. Uebereilte man sich, und machte man den Fürsten böse, so war alles verloren. Damon kante den Charakter seines Herrn, und seine Klugheit riet ihm, vor allen Dingen die erste Hize des Entschlusses vorüber gehen zu lassen, und die Ausfürung dieses Planes zu verzögern. Zehn mal entschuldigte sich Damon unterthänigst, daß er noch nicht alle Ueberlegung in Ordnung bringen können, die zur Ausfürung desselben gehörten, wenn man ihn dieserwegen frug. Die Weisheit muste abermals Mittel ausmachen, diese Verzögerung zu bewürken. Der erste Minister des Staats hatte hieran keinen Teil genommen, und die Weisheit Damons muste diesen erweken, um seinem Endzweke zu Hülfe zu eilen. Man redete ein überaus wichtiges anderes Proiekt ab, das endlich von selbst wegfallen muste, aber das doch geschikt war, den Fürsten eine ganze Zeit zu beschäftigen, und die

übrigen Entschlüsse weniger angelegentlich zu machen. Die Klugheit beider verursachte, daß alles wol gelung. Unterdessen hatte Damon den allerscheutesten Plan entworfen, nach welchem er Schrit vor Schrit seinen Herrn überzeugen wolte, daß es gefärlich sei, ienen Endzwek zur Würklichkeit zu bringen. Die beste Zeit war eben ein aufgeräumtes und gelassenes Gemüt seines Fürsten, und ein geringerer Grad der Achtsamkeit für den Anschlag, der verhindert werden solte. Damon wuste nach seinem Entwurfe alles so gut einzurichten, und die Gegenwart seines Geistes hielt ihn in einer so gesezten Verfassung des Gemüts, daß er völlig im Stande war, eine Menge von vorhergesehenen, und unvorhergesehen Hindernissen glüklich zu überwinden. Damon hintertrieb alles, weil er Weisheit und Klugheit besas.

Vieleicht, Mamsel! reicht diese kleine Erzälung hin, den Charakter beider Fertigkeiten sicher zu unterscheiden. Ist es nicht an dem? Beide müssen von einander unzertrenlich seyn. Beide beschäftigen sich allezeit mit guten Endzweken, und eben dadurch unterscheiden sie sich von der Verschlagenheit und List, die nichts als Nachamungen immer bei bösen Endzweken sind. Müssen die Absichten der Weisheit allezeit gut seyn, und kan das Gute und Böse nur allein nach dem Geseze beurteilt und entschieden werden, so bleibt es gewis eine ewige Warheit, daß die vornemsten Quellen der Endzweke der Weisheit und Klugheit die Beobachtung der

Pflich-

Pflichten, und die Beförderung seiner eignen waren Glükseeligkeit, und des Wols der Welt sind. Denn eben dis sind die Haupt Absichten des Gesezes, die der Zwek unserer Schöpfung erzeuget hat. Im Ernst, Ramsel! Weisheit und Klugheit sind keine so leichte Fertigkeiten, daß man sie durch nachlässige Bemühungen erwerben könte, daß sie vielmehr eine verschwisterte Würksamkeit einer ganzen Menge unserer Verstandes Vermögen erfordern. Nichts wird geschikter seyn, uns von der Warheit dieses Sazes zu überzeugen, als die Untersuchung der unentbehrlichen Eigenschaften desienigen, der diese Pflicht beobachten wil. Zu einem ieden Endzweke sind verschiedene Mittel möglich, und die Erkentnis derselben ist wilkürlich und zufällig, wie alle Einsichten unseres Verstandes sind. Mithin ist es unmöglich weise zu seyn, ohne die Fertigkeit zu besizen, eine Menge von guten Mitteln zu einem vorkommenden Endzweke zu erfinden. Freilich gibt es auch wol eine Art Menschen, welche ohne alle Endzweke zu leben scheinen, und diese bedürften es vieleicht, ihnen eine Kunst, gute Absichten zu erdenken, zur Pflicht zu sezen. Sie sind bedaurenswert, aber auch der kleinste Teil der Welt. Wird es angehen, die Menschen auf ihre eignen Bedürfnisse aufmerksam zu machen, und ihnen ein lebhaftes Bewustseyn ihrer vernünftigen Pflichten zu verschaffen, so wird ihnen die unerschöpflichste Quelle zu guten Endzweken, die im vollen Maasse von selbst auf sie zuströmen werden, zu gleicher Zeit eröfnet seyn. Die Mittel dazu bieten sich nicht in allen Fällen so leicht an,

an, und sie müssen durch eine gewisse Stärke des Geistes erfunden werden. Erfindungen sind allemal mit einer ziemlichen Anzal von Schwierigkeiten verbunden. Denn sie entstehen natürlicher Weise durch eine Entwiklung, oder durch eine wilkürliche Zusammensetzung schon bekanter Begriffe nach gewissen Regeln. Und was folgte natürlicher, als daß zur Erfindung zu allererst ein Reichtum deutlicher Begriffe gehöre; denn von ihren Merkmalen hängt das Urteil ihrer Schiklichkeit oder Unschiklichkeit ab. Sol man erfinden, so ist es notwendig, daß die bekanten Begriffe vorher unserer Seele wieder gegenwärtig dargestelt werden, und dis ist das Geschäfte der Erinnerungskraft und des Gedächtnisses. Endzwek und Mittel verhalten sich wie Würkung und Ursachen, und zwischen beiden ist allemal eine Aenlichkeit; und zu erfinden, ohne nach den Gesezen der Aenlichkeit mehrerer Dinge richtige Urteile zu fällen, ist eine vergebliche Bemühung. Der Wiz allein macht uns hiezu geschikt, und er ist es, welcher die Spontaneität bestimt, nach seinen Gesezen verschiedne neue Bilder zusammen zu sezen. Aber noch nicht genug! die Vernunft mus alle diese Zusammensezungen vor ihrem Richterstule beurteilen, sie mus das Verhältnis bestimmen zum Endzweke; sie mus Richterin des Warscheinlichen und Gewissen seyn; und ihr allein gehört das Urteil des Waren und Falschen nach der Einsicht des Zusammenhanges zu. Ohne alle diese Würkungen oder Aktionen unserer Seele ist keine Erfindung der brauchbaren Mittel als Mittel zu einem Endzweke möglich.

Mus

Mus die Weisheit eine Fertigkeit seyn, so ist es ohne allen Zweifel klar, daß diese Vermögen unserer Seele ebenfals harmonirende Fertigkeiten besizen müssen. Je grösser also diese besondern Fertigkeiten sind, desto grösser wird auch die Weisheit seyn können. Nur Geister demnach, denen die Natur ein schönes Genie geschenkt hat, und welche es nicht an Bemühungen haben ermangeln lassen, der Spontaneität eine schäzbare Würksamkeit zu wegezubringen, werden einen Anspruch auf einen sichtbaren Grad der Weisheit machen dürfen. Die Verschlagenheit ist eine Nachamung derselben, und ihre Besizer verdienen also wegen ihres sehr brauchbaren Genies in der That eine natürliche Achtung. Gibt die philosophische Bekehrung der Verschlagenheit eine gesezmässige Richtung, so verwandelt sie sich unfehlbar in Weisheit. Wünsche zeugen wenigstens von einem redlichen Herzen, wenn ihre Gegenstände gut sind, und die Pflicht sie geboren hat; und lassen Sie uns also wünschen, daß alle Menschen sich bemühen mögten, sich iene Fertigkeiten ihrer Verstandes Vermögen zu erwerben, und daß alle Verschlagene philosophisch bekehrt würden. Die Welt würde aus lauter Weisen bestehen, die durch die verschiednen Grade ihrer Weisheit das schönste System ausmachen würden. Eine Menge von Mitteln zu wissen, heist noch lange nicht weise seyn, und nur die besten unter diesen müssen gewälet werden. Je weniger ein Mittel Warscheinlichkeit hat, daß es den Endzwek erreichen, und nach dem Zusammenhange der Dinge gebraucht werden kan, desto schlechter ist

es:

es. Denn alle unsere Mittel müssen teils schon würkende Ursachen der Dinge in der Welt, teils Handlungen seyn, die wir selbst vornemen, und die doch als Teile unserer besondern Verknüpfung mit andern würkenden Ursachen betrachtet werden müssen. Es sei, welches es sei, so hängt die Sicherheit und die Grösse der Schiklichkeit dieser Mittel von der Uebereinstimmung ihrer Art zu handeln mit dem besondern Zusammenhange anderer Ursachen und der natürlichen Kräfte in der Welt ab. Denn es ist eben nichts ungewönliches, daß Ursachen, welche zugleich würken, und sich einander wiedersprechen, auch die besten und sonst warscheinlichsten Würkungen unmöglich machen können. Es ist hier kein Unterschied unter den moralischen und physischen Ursachen, und öfters beruhet auch auf diesen leztern die Warscheinlichkeit unserer Mittel. Es gibt sehr oft Mittel, die sich auf Geld, oder andern Besiz, oder auf die physischen Kräfte bei uns, und andere stüzen, und alle diese würken stärker oder schwächer, ie nachdem das Verhältnis unseres Zusammenhanges mit dem Zusammenhange anderer ist. Hängt nun von diesem übereinstimmigen oder wiedrigen Verhältnisse die Warscheinlichkeit der würksamen Mittel, und von dieser die Grösse und Stärke, und der vorzügliche Wert und Unwert derselben ab, so kostet es gar keine Mühe, aus diesen Bemerkungen eine gedoppelte Folge zu ziehen. Wir müssen, wenn wir weise seyn wollen, eine Fertigkeit besizen, diejenigen Mittel vorzüglich zu finden, die nach einem ieden Zusammenhange in der Welt in Ansehung der

Ursachen,

Ursachen, und ihrer Art zu handeln die warscheinlichsten sind. Allein ist es auch möglich, daß die Erfindung geschehen könne, ohne eine richtige und scharfe Einsicht in den Zusammenhang der Welt, und eine Kentnis der gewönlichen Ursachen, und ihrer Art zu handeln, sich vorher erworben zu haben? Erinnern Sie sich an Damon, und sein Charakter würde gewis die besten Züge verlieren, wenn wir iene Einsichten wegnämen. Wie tief war nicht seine Einsicht, durch welche er ein scheinbares Proiekt fand, und wie gewis wuste er nicht, daß dis Würkungen nach der Verknüpfung der einmal vorhandenen Ursachen hervorbringen müste, die seinem Endzweke beförderlich wären. Der feste Entschlus seines Fürsten war die vornemste Triebfeder der Ausfürung ienes ihm so gefärlichen scheinenden Plans. Diese muste unwürksam gemacht werden; denn sie war gleichsam die Hauptursach des ganzen Zusammenhanges, von dem die Geschäftigkeit aller andern bestimt wurde. Damon that es auf eine solche Art, welche nach allen zu betrachtenden Umständen die warscheinlichste war. Aber eben iene Schilderung wird uns lehren, daß die genaueste Kentnis der Charaktere der Menschen, die einen Einflus auf die Erreichung des Endzwekes und der Mittel haben, zur Weisheit unentbehrlich sei. Denn unter den moralischen Ursachen machen die Charaktere die vornemsten aus. Ein ieder handelt nach dem seinigen, und nach der Verschiedenheit derselben richtet sich die Warscheinlichkeit und Unwarscheinlichkeit unserer Mittel, es sei nun, daß wir andere Menschen

entwe-

entweder würklich zu unsern Absichten als mitwürkende Ursachen gebrauchen, oder daß wir von ihnen nur zufällige Beförderungen erwarten, oder Hindernisse befürchten müssen. Damon wäre gewis unglüklich gewesen, wenn er nicht den Charakter seines Herrn, und des ersten Staats-Ministers genau gekant hätte. Und wer weis wie viel besondere Charaktere anderer, die einen Zutrit zu seinem Fürsten hatten, er vorher erst überlegen, und vergleichen muste, ehe er seinen Plan festzusezen geschikt genug wurde? Damon konte weise seyn, da er diese Kentnissen besas. Noch nie ist es möglich gewesen, einen Endzwek zu erfinden, der nicht seine eigentümlichen Schwierigkeiten bei sich füren, und mit besondern Hindernissen nach dem Lauffe der Natur umgeben seyn solte. Denn in dem Zusammenhange unserer und vieleicht einer ieden Welt sind immer einander wiedersprechende Kräfte, und Würkungen. Und doch ist es ausgemacht, daß Hinderniße die Würksamkeit der Mittel, wo nicht ganz aufheben, doch schwächen und zurükhalten. Diese müssen also durch die Klugheit weggeräumet, oder überwunden werden. Alle Hinderniße sind von gedoppelter Art: einige können warscheinlich vorhergesehen werden, andere aber verbergen sich in der Dunkelheit der Zukunft. Sobald ein Hindernis vorhergesehen worden, so bald ist es auch allemal leichter zu heben. Denn in diesem Falle bleibt der Klugheit mehr Zeit zur Ueberlegung und Beurteilung der Mittel und Wege übrig, es zu vertilgen, oder durch kleine Einschränkungen, oder durch eine veränderte Ordnung

der

der vorher gewälten Mittel es gänzlich zu vermeiden. Nach dem Mangel der Hindernisse richtet sich grosseu Teils die Sicherheit und Gewisheit des Ausganges unserer Proiekte, und hiefür mus die Klugheit sorgen. Mithin ist es ein wichtiges Geschäfte eines Weisen und Klugen, sich eine Fertigkeit zu erwerben, scharfsichtig die warscheinlichsten Hindernisse, und die Art, sie zu heben, zu entdeken. Meistenteils entstehen uns bei unsern Endzweken aus wilkürlich wirkenden Ursachen, die wir entweder selbst zu unserer Ausfürung gebrauchen, oder mit welchen wir doch parallel oder in einigem Verhältnisse würken müssen, die meisten Hindernisse, und nicht selten wird es angehen können, die wichtigsten davon vorauszusehen. Aber eben so oft wird es uns gelingen müssen, sie zu heben, oder zu vermeiden, wenn wir durch Fertigkeiten eines feinen Wizes, und einer scharfsichtigen Vernunft uns bestreben, alle diese wilkürlich würkenden Ursachen auf eine sichere Art zu lenken, und besonders Meister in der Kunst, die Gemüter anderer Menschen zu lenken, nach allen Kräften zu werden suchen. Denn die Kräfte anderer Menschen, die durch zufällige Absichten, Neigungen, Vorurteile, und Affekte und Triebe bestimt werden, machen den allergrössesten Teil iener wilkürlich handelnden Ursachen aus. Ohne Kunst also, andere geschikt und harmonisch beherschen zu können ist keine Klugheit. Die andere Art der Hindernisse sind die unvermuteten, und nichts ist gewisser, als daß sich diese nur gar zu häuffig bei der Ausfürung unserer Endzweke hervorthun.

Unsere Erkentnis der natürlich würkenden Ursachen, des Zusammenhanges, und der Charaktere der Menschen ist viel zu eingeschränkt, als daß wir auch nach unserer grössesten Weisheit und Klugheit alles übersehen könten. Selbst die Menschen verbergen sich oft, und oft listig genug, und eben daher geschicht es, daß uns von solchen Seiten Hindernisse entstehen, von welchen sie am wenigsten vorausgesehen werden konten. Doch sind diese auch würkliche Hindernisse, und nicht selten die gefärlichsten. Wir müssen also unvermeidlich unglüklich seyn, wenn unsere Klugheit nicht so weit reichet, auch sie wegzuräumen; und die Erfarung lehret es, daß eben diese Hindernisse vorzüglich geschikt sind, uns in den heftigsten Affekt zu sezen. Kaum aber ist dieser Affekt entstanden, so ist auch unsere Seele ausser Stand gesezt, ihre vernünftige und heitere Würksamkeit anzuwenden, um die Wege zu erfinden, diese Hindernisse zu heben, oder zu vermeiden. Solte es uns also wol nicht erlaubt seyn, aus diesen Grundsäzen den Schlus zu ziehen, daß die Klugheit eine völlig vergebliche Sache sei, so oft uns die Stärke des Geistes fehlet, unvermutete Hindernisse ohne Affekte zu entdeken, und in der grössesten Geschwindigkeit die Gegenmittel zu erfinden? Die Moralisten pflegen meistens sehr viel aus der Gegenwart des Geistes zu machen, und sie haben volkommen recht. Allein was ist sie? Ist sie eine besondere Fertigkeit unserer Seele; und wovon hängt sie ab? Freilich wird sie wol eine besondere Fertigkeit seyn müssen, und zwar eine solche, in der der Grund liegt, sich

selbst

selbst zu beherschen, und sich gerade in denienigen Grad der Würksamkeit zu sezen, der ieder Art der sich eräugenden Bedürfnisse gemäs und proportional ist. Ich müste sehr unglüklich seyn, wenn ich nicht die ware Bedeutung iener Redensart erraten haben solte. Und vieleicht würde es eben so gewis werden, daß die ware Gegenwart des Geistes auf der vernünftigen Herschaft unserer Spontaneität beruhe. Ihr vornemstes Geschäfte ist, wie Sie wissen, durch Aufmerksamkeit und Ueberlegung, den Verstand in allen seinen Untervermögen aufzubieten, und so bald diese harmonisch würksam sind, so bald fält alle Gewalt der Affekte und Leidenschaften weg, und wir werden geschikt, uns selbst zu beherschen. Zu gleicher Zeit aber teilet eben diese Spontaneität dem Verstande, durch die erwekte Geschäftigkeit der Erinnerungskraft, Phantasie, Wiz, und Vernunft eine Leichtigkeit mit, geschwind viele Dinge zu übersehen, ihre Verhältnisse zu beurteilen, und mit einem Worte ohne Schwürigkeit und langes Bedenken das zu erfinden, was die Bedürfnisse zu ihrer Heilung erfordern. Sagen Sie, wird eine Gegenwart des Geistes von dieser Art nicht zur Klugheit unentbehrlich seyn? Die Klugheit verknüpft alle erwälte Mittel zu den Endzweken der Weisheit sicher, und so, daß diese gewis erreicht werden; und es kan nicht fehlen, daß sie nicht die schönste Ordnung aller Mittel unter einander erheischen solte. Eben deswegen entwirft sie sich einen gewissen Plan zu ihren Ausfürungen, dessen Verknüpfung und Ordnung der Teile die möglichste Warscheinlichkeit,

und die Analogie oder Uebereinstimmung desselben mit dem Lauffe der Natur bestimmen. Sie hat gewis den unvergleichlichen Vorteil, daß sie auf einmal alles übersehen kan, daß sie alle Umschweiffe sicher vermeidet, und daß sie volkommen gewis weis, was ein iedes Mittel in ieder Ordnung für eine Würkung thun müsse. Sie wird volkommen geschikt, unvermutete Hindernisse, kaum da sie entstanden sind, oder entstehen mögten, so gleich zu bemerken, und Gegenmittel zu erfinden. Die Geschichte und die tägliche Erfarung beweisen es, daß die leichtesten Endzweke durch Unordnung, und ohne einen so bestimten Plan verunglükt sind. Lassen Sie uns also schliessen, daß zur Weisheit und Klugheit eine Fertigkeit gehöre, sich einen genau nach Warscheinlichkeit und der Analogie des Laufs der Natur bestimten Plan zu seinen Endzweken zu entwerfen. Fertigkeiten genug, Mamsel! die noch auf weit mehrern Arten von Einsichten beruhen, und die gewis beweisen, daß ein Weiser verehrungswürdig sei. Allein es würde zugleich zu weit gegangen seyn, allen Menschen einen gleichen Grad der Weisheit und Klugheit zur Pflicht zu machen. Nicht alle haben gleich grosse, gleich schwere Endzweke und eine gleich reiche Anzal derselben auszufüren. Wie aber ist es möglich, daß irgend ein Mensch ohne einigen Grad derselben ein Spiegel der Gotheit werden könne. Die Gröse seines Grades richtet sich nach den Bedürfnissen seines Würkungs Kreises, und es ist ausgemacht, daß sich auch bei Kleinigkeiten Weisheit und Klugheit äussern könne. Es gibt

gewisse

gewisse algemeine praktische Regeln der Klugheit, sonderlich bei den Vorfällen unserer Pflichten, und bei dem Umgange mit andern Menschen, und ich werde nicht ermangeln, sie bei guten Gelegenheiten anzumerken.

Sind wir nicht dazu erschaffen, Mamsel! uns der Gotheit so änlich zu machen, als nur irgend möglich ist? Und ist nicht alles, was zu dieser Aenlichkeit gehöret, unsere Pflicht? Ist dis wahr, so kan gewis kein Zweifel übrig seyn, daß Weisheit und Klugheit unsere grossen Pflichten sind. O! erinnern Sie sich an die vortreflichen Werke der Gotheit, und das geringste Gras Hälmchen ist ein Beweis der höchsten Weisheit und Klugheit. Ein iedes Geschöpf ist ein Endzwek der Gotheit, und ein iedes ist zu der besten Absicht bestimt. Unendliche Endzweke werden durch unendliche Mittel erreicht, und iedes ist Endzwek und Mittel zugleich. Hinderniſſe sind möglich, und würden gewis existirt haben, wenn nicht eine unendliche Weisheit und Klugheit den besten Plan entworfen, und alles in eine unbegreifliche Ordnung verknüpft hätte. Wie viel Milionen Teile machen nicht den Bau unseres Leibes aus, und auch nicht das geringste Stäubchen ist ohne Absicht, und ohne Abzielung zu einem Endzweke. Rechnen Sie die unbeschreibliche Menge der Absichten, die durch die Erhaltung und Regierung der Welt schon erreicht worden sind, und noch täglich erreicht werden, und wir müssen uns gewis in dem Meere götlicher Weisheit und Klugheit verlieren. Wir müssen erstaunen; aber das Gefühl

der Pflicht, die Gotheit nachzuahmen, wird ungemein stark werden müssen. Wir werden uns als Abdrüke derselben lebendig fülen müssen, wenn uns unser Bewustseyn sagt, ihr in unsern Bedürfnissen ähnlich zu seyn. Die Beobachtung des Gesezes ist eine der allerreichsten Quellen zu lobenswürdigen Endzweken, und nie ist es nach dem Laufe der Natur möglich, diese Endzweke zu erfüllen, ohne weise und klug zu seyn. Die allerbesten Endzweke sind allezeit mit den meisten Hindernissen umgeben, und sie erfordern die besten Mittel. Darf man auch wol behaupten, daß beides ohne Weisheit und Klugheit stat finde? Sind wir also dazu erschaffen, unser Gesez, und alle Endzweke desselben in so hohem Grade zu beobachten als es nur geschehen kan, so ist Weisheit und Klugheit gewis unsere Pflicht, Wir würden weniger Spiegel der Gotheit seyn, wenn nicht unsere eigne grösseste Glükseeligkeit, und das Wol der Welt zu befördern unsere Absicht wäre. Zu beiden Zweken schuf uns der Schöpfer gewis, und beide sind ein unerschöpflicher Quel besonderer Absichten, die uns das Gesez ungezweifelt vorschreibet. Alle müssen nach unserm Vermögen in so hohem Grade erreicht werden, als geschehen kan, und alle erfordern die Wahl der besten und ungemein verschiedener Mittel. Alle finden unzähliche Hindernisse; denn der Lauf der Welt ist unbegreiflich mannigfaltig, und ein Gewebe von wilkürlich handelnden Ursachen, die nur gar zu leicht gegen ihre Regeln würken. Sagen Sie, werden wir auch unsere und der Welt Glükseeligkeit gesezmässig zu

befördern

befördern geschikt seyn, ohne eine sichtbare Weisheit und Klugheit zu besizen? Dürfte ich weitläuftig werden, so würde ich eine zalreiche Menge von Beispielen anfüren können. Kein Stand in der Welt ist so geringe, der zu seiner Glükseeligkeit der Weisheit und Klugheit entraten könne, eben so wenig, als ich irgend vergnügt zu leben vermögend wäre, wenn ich mich nicht nennen dürfte

Deroselben

ergebensten Freund.

Vier und siebenzigster Brief.

Ramsel!

Ist ein philosophisch Bekehrter nicht schön, und nimt er nicht lauter schöne Handlungen vor? Die Weisheit und Klugheit machen einen ungemein herlichen Zug zum Adel unserer Natur aus, und unser Bild wird volkommen, wenn die vernünftige Freiheit ihren reizenden Glanz über unsere Handlungen ausbreitet. O! lassen Sie uns diese vernünftige Freiheit als unsere schönste Pflicht erkennen und annehmen. Die Freiheit überhaupt ist es, welche uns so sehr von den Tieren unterscheidet, und die unserer Natur einen vorzüglichen Wert giebt,

weil wir doch eingeschränkte Wesen bleiben müssen. Sie, Mamsel! kennen sie schon nach ihrer wesentlichen Beschaffenheit, und Sie wissen auch, was eine vernünftige Freiheit sei. Die Freiheit überhaupt schliest die Bewegungsgründe nicht aus, aber sie müssen von uns selbst erfunden seyn. Diese Bewegungs Gründe sind entweder dunkle oder verworrene Vorstellungen, oder sie gründen sich auf deutliche Ideen. Mithin sind wir vernünftig frei, wenn wir uns selbst durch unsere Spontaneität nach deutlich bewusten Bewegungs Gründen zur Wahl unter zufälligen Aktionen bestimmen. Stärkere Motive bestimmen stärker als schwächere, und diese Stärke der Motiven hängt von der Grösse der Uebereinstimmung einer Handlung mit ihrem Endzweke ab; und wir dürfen also sicher behaupten, daß wir alsdenn vernünftig frei handeln, wenn wir das Vermögen besizen, uns zur Wahl einer Aktion nach selbst entdekter und deutlich eingesehener Stärke und Grösse des Verhältnisses derselben zu einem deutlich bewusten Endzweke zu bestimmen. Diese vernünftige Freiheit wird sich also auf die eigne ungezwungene Bemühung nach einer immer deutlichern und gewissern Einsicht in die gute oder böse Beschaffenheit einer Handlung steiffen. Ich würde mich weiter auszubreiten suchen, Mamsel! wenn ich hier die Theorie der Freiheit entwerfen solte; und ich erinnere mich, daß ich schon in einem eignen Briefe von ihrer Natur gehandelt habe. Freilich habe ich wol eine und die andere Anmerkung ausgelassen; aber das habe ich mit Fleis gethan.

Denn

Denn Sie wissen wol, daß man auch gerne etwas für sich behält. Doch solte ich einmal zu Ihnen kommen, so werde ich aufrichtig genug seyn, Ihnen noch manches zu sagen, das sich in unsere Briefe nicht gar zu wol bringen lässet. Eben darum, weil ich Ihnen schon ausfürlich von der Beschaffenheit unserer Freiheit geschrieben habe, wird es auch nicht nötig seyn, weitläuftig von den besondern Stüken zu reden, die man zu derselben rechnen mus. Solten Sie mir wol nicht willig zugeben, daß wir unmöglich frei handeln könten, ohne unserer wesentlichen Spontaneität eine Fertigkeit verschaft zu haben, sich bei allen Bedürfnissen anzuwenden? Ist auch irgend eine Freiheit ohne Spontaneität? Diese macht das Wesentliche aus, und wir würden ewig vergeblich nach Freiheit streben, wenn die Natur nicht unserer Seele die Spontaneität geschenkt hätte. Die vernünftige Freiheit gründet sich auf deutliche Erkentnisse von verschiedner Art, und eine kleine Einsicht in unsere Natur wird uns gewis lehren, daß die Deutlichkeit unserer Erkentnis so lange unmöglich bleibe, bis nicht bei nahe alle unsere Erkentnis Vermögen bei iedem Falle leicht in Würksamkeit zu sezen sind. Aber lassen Sie uns nur sicher behaupten, daß die Spontaneität allein über diese Würksamkeit iener Vermögen zu gebieten habe, und daß diese also eher eine Fertigkeit erhalten müsse, ehe die vernünftige Freiheit sich bei uns äussern kan. Woher komt es, daß man dem grössesten Teile der Menschen die vernünftige Freiheit abzusprechen sich erkünet, und dem andern den Misbrauch derselben schuld

gibt? Jene sind zu unbedachtsam, und zu wenig geschikt, durch sich selbst, und von sich selbst, das heist durch ihre Spontaneität so viel Erkentnis Vermögen zu erweken, als zur Deutlichkeit der Beurteilung nötig sind; und diese besizen zwar iene Fertigkeit der Spontaneität; aber sie wenden sie zu fehlerhaften Absichten an. In beiden Fällen ist das Merkmal sichtbar, daß iene Fertigkeit der Spontaneität zur vernünftigen Freiheit gehöre. Keine Freyheit ist ohne Bewegungs Gründe; aber sie müssen von uns selbst erfunden seyn; und die vernünftige Freiheit erfordert zu ihrer Wahl deutlich eingesehene Motiven. Lassen Sie uns sezen, daß uns ein Gegenstand zu begeren oder zu verabscheuen vorkomme, und es ist unvermeidlich, daß er seine eigne Bewegungs Gründe bei sich füre. Sie sind Vorstellungen des Guten und Bösen, Angenemen und Unangenemen, u. s. w. Wie aber? können wir auch ohne Verlezung der eignen Erfarung sagen, daß schon die ersten Jdeen eines Gegenstandes deutlich und gewis wären, oder werden Sie vielmehr einräumen müssen, daß sie nur dunkel und verworren zu seyn pflegen? Mithin sind es gewis noch keine solche Motiven, welche sich mit der Natur der vernünftigen Freiheit vertragen können. Vielmehr also erheischt diese eine gewisse Bezwingung seiner selbst, nicht nach den ersten Bewegungs Gründen zu handeln, und die Gewalt sich selbst zu bestimmen, den Gegenstand weiter zu untersuchen; und bedürfenden Falles die dunkle Jdee klar, und die klare deutlich zu machen, oder umgekehrt. Denn

eben

eben dis ist es, was das wesentliche der vernünftigen Freiheit ausmacht. Nur eben auf diese Art wird die aufsteigende Grösse und Stärke des Verhältnisses der Handlung zu einem deutlich eingesehenen End= zweke entdekt, und diese Bezwingung und Gewalt über sich selbst allein wird dieienigen Bewegungs Gründe verschaffen, die die vernünftige Freiheit vorzüglich erfordert. Die häuffigsten Fälle, in wel= chen sich unsere Freiheit äussern mus, sezen eine Wahl unter zufälligen mehrern Gegenständen zum voraus, und die vernünftige Freiheit bestimt diese Wahl nach einer deutlichen Einsicht in die vorzüg= lichere Grösse des Verhältnisses eines unter diesen Vorwürfen zu dem deutlich eingesehenen Endzweke. Wir sind zu eingeschränkt, als daß wir diese Grösse auf einmal zu übersehen vermögend wären, daß vielmehr allemal eine gleichgültige Untersuchung die= ser Gegenstände vorhergegangen seyn mus, und es ist also gewis, daß diese Untersuchung unsere un= verzügliche Pflicht bei iener Freiheit sei. Zween Hauptfälle sind es besonders, wo unsere Freiheit in sehr sichtbaren Graden sich äussern mus. Es ge= schicht oft, daß entgegenlauffende und ungleiche Be= wegungs Gründe zugleich erwekt werden, und lassen Sie uns in diesem Falle auf der schwächsten Seite das Uebergewicht geben, so wird die eine Würkung der Freiheit offenbar merklich seyn. Schwächere Motive bewegen und bestimmen schwächer, und sol von ihrer Seite ein Uebergewicht verursacht werden, so müssen notwendig diese schwächern Bewegungs Gründe eine überwiegende Stärke erhalten. Bewe=

gungs Gründe stüzen sich auf Vorstellungen des Guten oder Bösen, und diese müssen entweder durch Phantasie oder durch Deutlichkeit und Ueberzeugung verstärkt werden; überhaupt also durch eine vermehrte Würksamkeit unserer Erkentnis Vermögen. Diesen Vermögen aber befielet nur allein die Spontaneität, und es ist also gewis, daß diese eine Herschaft haben müsse, wenn eine Würkung geschehen sol. Dis ist der erste Beweis, daß dieser Fal zur Freiheit gehöre. Die vernünftige Freiheit richtet sich allezeit nach dem Geseze, und es stimt mit dem Laufe der Natur volkommen überein, daß das Gesez und die Pflicht ohne deutliche Erkentnis und Ueberzeugung allezeit die schwächsten Bewegungs Gründe habe. Denn Gewonheit, Triebe, und Leidenschaft kämpfen gegen dasselbe. Dem ohnerachtet aber mus die Pflicht allezeit überwinden, und es wird unmöglich seyn, wenn wir ihr diesen Sieg nicht durch die emsigste Bemühung nach einer immer deutlichern Erkentnis der Endzweke und Motiven des Gesezes verschaffen. Dis ist das Hauptgeschäfte der vernünftigen Freiheit. Lassen Sie uns also behaupten, daß es eine unzertrenliche Pflicht der vernünftigen Freiheit sei, sich eine Fertigkeit zu erwerben, bei entgegenlauffenden und ungleichen Bewegungs Gründen auf der schwächsten Seite, wo das Gesez ist, das Uebergewicht zu geben. Unschlüssigkeiten sind Beweise eines entstandenen Gleichgewichts in unserer Seele, und alle Welt hält es für eine sichtbare Würkung unserer Freiheit, einen Ausschlag im Gleichgewichte zu geben. Denn die

Spon=

Spontaneität mus abermals auf der einen Seite mehr Erkentnis Vermögen zur Erfindung stärkerer Bewegungs Gründe erweken. Ist das Gesez und die Pflicht in diesem Falle mit eingeflochten, und hat ihre Beobachtung Teil daran, so mus der Ausschlag für das Gesez geschehen, und eine deutliche Erkentnis allein mus das Uebergewicht würken. Dis thut die vernünftige Freiheit, und es ist also unsere Pflicht, sich eine Fertigkeit zu erwerben, im entstandenen Gleichgewichte für das Gesez den Ausschlag zu geben.

Kan es auch noch Schwierigkeiten kosten, Mamsel! die Verbindlichkeit zur Erwerbung dieser Fertigkeit, die vernünftige Freiheit zu gebrauchen, zu erweisen? Erinnern Sie sich nur, daß bei der Beobachtung einer Pflicht, eine Wahl zwischen dem Thun und Nichtthun, und anderes Thun stat finde, und daß sie also unvermeidlich die Würksamkeit unserer Freiheit erheische. Allein nur sinlich frei zu seyn, heist sich in die grösseste Gefar in Ansehung des Gesezes stürzen; denn die Erfüllung desselben hängt entweder gleichsam von einem blossen Ohngefehr ab, und ist doch nur eine halbe Erfüllung, oder sie wird gar unmöglich. Unserm Gesezе liegt nur gar zu viel an der deutlichen Erkentnis, und einer Beobachtung der Pflichten mit deutlichem Bewustseyn der höchsten Rechtmässigkeit. Und sind wir also dazu erschaffen, unsere Pflichten in so hohem Grade zu erfüllen, als möglich ist, so ist es gewis unsere angelegentlichste Schuldigkeit, uns eine

Fertigkeit, die vernünftige Freiheit zu gebrauchen, mit dem grössesten Fleisse zu erwerben. Die Gotheit sieht uns am liebsten in unserer grössesten Glükseeligkeit, und sie schuf uns dazu recht eigentlich mit. Alle Unternehmungen also, welche eben so viel emsige Bemühungen zu derselben sind, werden ein vorzügliches Wolgefallen der Gotheit erweken, und uns einen vorzüglichen Grad der Verbindlichkeit auflegen. Unsere Handlungen und die Ausübungen der Tugend sind die eigentlichsten Mittel zur Glükseeligkeit, und ie genauer wir diese wälen, und ie grösser die Fertigkeit ist, alle unsere Handlungen nach der deutlich eingesehenen Grösse und Stärke des Verhältnisses derselben zu unsern deutlich erkanten Endzweken des Gesezes zu bestimmen, desto herlicher ist unsere Tugend; mithin auch desto erhabener unsere Glükseeligkeit. Aber desto grösser ist auch unsere vernünftige Freiheit. Schuf uns der Schöpfer also zum Genusse der grössesten Glükseeligkeit, so macht dieser Zwek der Schöpfung die Bemühung zum möglichst grössesten Gebrauche unserer vernünftigen Freiheit zur stärksten Pflicht. Wir handeln alsdenn so, wie wir sollen; wir sind es im hohen Grade wert, Spontaneität und harmonisch schöne Erkentnis Kräfte erhalten zu haben. Die Schönheit unserer Seele ist völlig ausgebildet, sie ist glänzend. Wir handeln unfehlbar, ob gleich unsere Natur Schranken empfangen muste. Wir werden die edelsten unter den sichtbaren Geschöpfen, unser Adel der Natur nähert sich der Gotheit; wir ahmen sie nach, und wir müssen unsers grossen

Schöpfers

Schöpfers änliche Lieblinge werden. Sagen Sie, Ramsel! ist die vernünftige Freiheit nicht ein unschäzbares, ein höchstbegerungswürdiges Gut? Sie verbreitet über alle unsere Handlungen einen gewissen Glanz, der unserer Menschheit Ehre macht, und unser ganzes Leben wird in allen seinen Teilen die schönsten Verkettungen der besten Absichten und Mittel weisen. Es könte nicht fehlen, man müste das Laster ganz verkennen lernen, und die Welt würde aus Verknüpfungen und Ordnungen bestehen, die das allerprächtigste Ganze ausmachten. Denn würde sie der reinste Spiegel der Gotheit seyn.

Die Triebe und Affekte sind uns gewis nicht umsonst gegeben, sondern sie haben ihre schönen natürlichen Absichten. Sie kennen sie schon aus den vorigen Briefen, und ist es nicht andem, daß sie Beförderer der Tugend werden, und unsere Glükseeligkeit verstärken, wenn sie diesen Absichten getreulich folgen? Allein nimmer ist dis möglich, wenn die Triebe und Affekte nicht der Herschaft der Spontaneität und der Vernunft unterworfen werden, die mit vereinigten Kräften ihren rechtmässigen Gebrauch bestimmen müssen. Lassen Sie es uns also als eine Pflicht unserer vernünftigen Sittenlehre in Ansehung der Seele erkennen, die Triebe und Affekte allezeit nach den Regeln des Gesezes zu regieren, und sie nur zu diesen Bedürfnissen zu gebrauchen.

Die Natur pflanzte einen Trieb zur Eigenliebe in unser Herz, und bildete uns fähig, aus uns selbst

und

und dem unsrigen ein Vergnügen zu geniessen. Alles was uns angenem ist, schäzen wir, und die weise Natur hatte gewis diese Absicht dabei, um uns desto stärkere Bewegungs Gründe zu verschaffen, uns nach schäzbaren Fertigkeiten und Vorzügen zu bemühen. Seine Volkommenheiten zu schäzen, ist natürlich, und Pflicht; aber eben so natürlich ist es, daß iener Trieb ausschweiffe, und eine tadelhafte Fertigkeit erzeuge, die man die übertriebne Eigenliebe zu heissen pfleget. Dürfte ich es wagen, ein Frauenzimmer einmal von einer schlechten Seite aufzufüren, so würde ich den Charakter der Lalage mit lebendigen Farben zu schildern suchen; der Lalage, die sich so gern selbst lobet, die ihre eigne Schönheit, und Arbeiten, und Einfälle so hoch zu schäzen weis, und die ihr Schönpflästerchen so sehr erhebet, ob gleich alle gestehen, daß es ein Fehler in ihrem Gesichte sei. Ihr Porcellain übergeht allem in der Stadt an Feinheit, an Aechtheit und am Glanze und Mahlereien, und wer höflich seyn wil, lobt es nur darum, weil sie es lobt. Neulich hatte sie ein Paar Manschetten ausgenehet, und sie pries sie nach allen Stichen, daß ich beinahe bezaubert worden wäre. Sie sahen gut genug aus; aber Corilas hatte doch noch ein Paar schönere. Lalage tadelte sie, und ob ich gleich nichts davon verstehe, so schienen mir doch diese besser, als die ihrigen. Ich durfte nichts sagen, denn sonst hätte man mich ausgefilzt. Hätte ich indessen gewust, daß Lalage mir die ihrigen schenken würde, so wäre es mir gewis auf ein bisgen zu viel Lob nicht

angekommen. Ich hätte sie gerne auf die Art für ihre Eigenliebe bestraft, und einen kleinen Schnit für mich gemacht. Allein umsonst konte ich unmöglich loben; denn ich sahe, daß sie Fehler schäzen konte, nur weil sie sie selbst gemacht hatte, und die Manschetten die ihrigen waren. Doch ich mag nicht mehr daran gedenken. Lalage besas zu viel Eigenliebe, und ich zu wenig Schmeichelei. Lykas ist nicht ein Haar besser. Es ist wahr er besizt ein bisgen Wiz, aber lange nicht in so hohem Grade, als er selbst glaubt. Alle seine Einfälle gefallen ihm ausserordentlich wol; er findet in ihnen eine Schönheit, die das grösseste Lob verdienet, ohnerachtet ihnen andere nur etwa die Mittelmässigkeit zugestehen. Niemand redet von sich selber lieber, als Lykas, und man hat lange Erzälungen von seinen artigen Einfällen anzuhören, wenn man erst etwas mit ihm bekant geworden ist. Er ist scharfsinnig, um immer Vergleichungen zwischen sich und andern zu machen, und man kan eben nicht sagen, daß er nicht auch andere loben solte. Allein er behält doch beständig den Preis vor ihnen; in ihrem Lobe ist sein eignes Lob allemal zehnfach enthalten. Das schlimste ist, daß er ein Poete ist, und er liest fast iedem, den er kennet, seine Oden und Gedichte zur Bewunderung vor. Ich habe dis Glük mehr, als einmal gehabt, und ob es gleich ein Natur Fehler meiner Redlichkeit ist, daß ich da nicht loben kan, wo nichts zu loben ist, so habe ich mir doch bei dem Lykas das Vertrauen erworben, daß er mir das Richteramt anbietet. Neulich war ich in der

äussersten Verlegenheit. Lykas hatte ein Heldengedicht gemacht, und Sie können wol denken, auf den Schlag des Messias, oder besser in dem Schwunge des Herrn Klopstoks. Einer seiner besten Freunde hatte es gesehen, und sich erkünet, einige Bogen Critiken darüber aufzusezen. Lykas kam mit der zufriedensten Miene zu mir, und sprach: Mein Herr! Hier mus ich ihnen etwas besonders zeigen. Ich habe das Glük gehabt, meines Heldengedichts wegen Critiken zu erhalten. Vermutlich finden Sie sie schlecht, und ich glaube, Sie werden Recht haben. Denn was kan rürender, und natürlicher seyn, als diese, = = = und war, = = = und die dritte Stelle? Sehen Sie sie einmal an! ist es nicht etwas prächtiges? Sie werden mir gewis Gerechtigkeit wiederfaren lassen. = = = = Von Herzen gerne, antwortete ich, aber ich kan kein Richter in der Sache seyn. Ich wil sie lesen. Ich gestehe es Ihnen aufrichtig, Mamsel! sein Critiker hatte Recht; aber ich suchte mir doch durch Entschuldigungen, und durch zweifelhafte Urteile durchzuhelfen. Beinahe wäre er mir böse geworden, da er sahe, daß ich nicht mit der rechten Sprache heraus wolte; und ich sahe keinen Grund dazu, denn ich hätte noch mehr tadeln, und folglich seine Eigenliebe noch mehr beleidigen müssen. Er hat den Fehler, daß er in den mehr tiefsinnigen Wissenschaften nicht recht fortkommen kan. Allein das thut nichts; sie sind nach seinem Urteile doch nichts mehr, als Pedantereien, und die wizigen Arbeiten gehen ihnen in unendlichen Graden vor. Denn die schiken sich

für

für seinen Charakter am besten. Lykas ist der ärgste Feind des Ceremoniels, und einer regelmässigen Anständigkeit in den Sitten, und er ist überaus beredt, und verschwendet nicht selten seine grössesten Gaben des Wizes, um das Ceremoniel im Umgange lächerlich und verächtlich zu machen. Allein vernünftigere sagen, daß der Mangel desselben ein beträchtlicher Fehler sei, weil er gegen die Schönheit und Ordnung der Welt und des Umganges streite. Lykas ist recht törigt bei dem Frauenzimmer; aber weit gefehlt, daß er das Bessere einzusehen geschikt wäre. Er lobt sich selber deswegen; denn das ist seiner Meinung nach die ächte Galanterie, und die schönste Annemlichkeit des Lebens. So ist er in hundert Fällen mehr, und er beweist recht sichtbar, daß er die Fertigkeit besize, sich selbst über seinen waren Wert, und seine eignen Mängel und Fehler zu schäzen. Dis ist der ächte Begrif der übertriebnen Eigenliebe.

Was meinen Sie, Namsel! ist dis Bild nicht lächerlich genug? Vieleicht gibt es aber noch grössere Toren, die sich selbst zu sehr lieben, Sie beleidigen gewis alle das vernünftige Gesez, zu dessen Beobachtung sie erschaffen worden sind. Ist es nicht eine Pflicht, seinen Vermögen so grosse Fertigkeiten zu verschaffen, als nur immer möglich ist? Allein geht es auch irgend an, diese Obliegenheit zu erfüllen, so bald wir selbst Mängel und Fehler, und das, was noch würklich Volkommenheit ist, über seinen waren Wert zu schäzen gewont sind? Ein kleines

Mistrauen gegen sich selbst ist der Beobachtung des Gesezes, und der Beförderung der Glükseeligkeit eben so sehr zuträglich, als ihnen ein gar zu grosses Zutrauen, und eine falsche Einbildung einer chimärischen Grösse nachteilig ist. Kan auch irgend ein Mensch, der die Einbildung hat, daß sein Wohnzimmer das allerbeste sei, noch wol nach einem bessern verlangen? Man schäze seine Fertigkeiten, die man in kleinen Graden besizt, über ihren waren Wert, und folglich sehr hoch, und es ist unserer Natur sehr gemäs, sich schon in ihnen zu befriedigen, und alle Bemühungen zu sparen, durch welche wir grössere erhalten könten. Könte man einen Geizigen nur einmal dahin bringen, daß er glaubte viel zu besizen, so würde seine Habsucht völlig geheilet seyn. Denn seine grösseste Krankheit besteht in der Meinung, daß er noch viel zu wenig besizet. Die Eigenliebe ist das völlige Wiederspiel des Geizes, und sie bedürfte in der That, daß man ihr zeigte, daß sie zu wenig habe, um gros zu thun. Von der Seite ist sie gewis gegen das Gesez; und nur derienige kan obige Pflicht erfüllen, der sich selbst nach seinem waren Werte beurteilt. Andere Menschen denken gewis niemals so, als derienige denkt, den eine übertriebne Eigenliebe beherscht. Sie werden manche Fehler, manche Mängel mit der leichtesten Mühe entdeken. Lykas findet immer seine Tadler, und die Satyre ist sein geschworner Feind. Alles merkt er wol nicht, aber das meiste wird er doch merken müssen. Seine Glükseeligkeit wird die schwersten Hindernisse finden; denn Affekte,

tausend

tausend unangeneme Affekte, werden ihm täglich unvermeidlich seyn. Er ist selbst schuld daran, und ein unbedächtliches Selbstlob, und eine zu vortheilhafte Meinung von sich selbst werden die Quellen dieses Verdrusses werden. Las es seyn, daß er Pflichten gegen sich selbst, und gegen andere erkenne, und der grösseste Teil derselben wird ihm unmöglich scheinen. Sich selbst zu beherschen, ist keinem schwerer, als der ein Sklave der Eigenliebe ist, und vertragsam zu seyn, und andere grosmütig zu ertragen, ist eben diesem eine unmögliche Forderung des Gesezes. Der Trieb zur Eigenliebe schweift über seine natürlichen Grenzen aus, und er ist seiner gesezmässigen Absicht gerade entgegen. Stat daß er ein innerer Bewegungs Grund und Antrieb zur eifrigen Bemühung nach immer grössern Volkommenheiten und Schönheiten der Menschheit seyn solte, so erstikt er diese Neigung; er schweift aus, und wird fehlerhaft. Die schädlichsten Folgen begleiten ihn; denn seine Sprostriebe, und der Trieb zur Ehre erhalten verkehrte Richtungen; sie werden zugleich tadelhaft, und verlezen das Gesez. Darf man auch noch wol behaupten, daß Mängel und Fehler geschäzt werden dürften? Aber hat diese Gewonheit nicht vielmehr die sichere Würkung, uns lächerlich, und in den Augen der Welt verächtlich zu machen? = = = = Doch eben erinnere ich mich an unsere wizige Amalgen. Sie hat mir wol eher gesagt, daß die Meinungen des Menschen sein Himmelreich wären, und ich befürchte, daß sie in diesem

Falle ein gleiches behaupten mögte. Ich werde volkommen ihre Sprache reden, wenn ich behaupte, daß der ganze Genus der Glükseeligkeit doch auf Gedanken und Vorstellungen beruhe. Je nachdem man sich ein Gut vorstelle, nachdem mache es uns auch ein Vergnügen. Kinder halten Kleinigkeiten für grosse Güter, und sie geniessen ein grosses Vergnügen aus dieser Einbildung. Gesezt also, daß man seine kleinen Volkommenheiten über ihren waren Wert schäze, und daß man auch Fehler für Schönheiten halte, so verliert unsere Glükseeligkeit nichts dabei. Wir werden uns dennoch selbst als ein grosses Gut scheinen, und indem wir sehr mit uns selbst zufrieden sind, einer grossen Glükseeligkeit geniessen. = = = = Was werden wir antworten müssen, Mamsel! Vieleicht müssen wir unter einer eingebildeten und waren Glükseeligkeit unterscheiden? Es wird schwer seyn zu beweisen, daß wir nach unserm Geseze Kinder seyn dürften, und es ist gewis, daß Kinder ihre Torheiten, und ihre kindische Glükseeligkeit belachen, wenn sie zu besserer Erkentnis gelangen. Solte wol nicht die beste Erkentnis unsere Pflicht seyn? Eingebildete Güter geben auch nur eine eingebildete Glükseeligkeit, und diese ist es gewis nicht, wozu wir erschaffen sind. Je richtiger unsere Ideen und Gedanken sind, desto mehr stimmen sie mit unserm Geseze überein, und desto beständiger ist unser Vergnügen. Dis allein ist es, was Menschen, vernünftigen Wesen anstehet, und vieleicht hebt dis ienen Einwurf volkommen.

Der

Der Mensch mus weise und klug seyn; aber Argliſt iſt völlig verboten. Sie iſt eine Nachamung der Klugheit bei böſen Abſichten. Alles hält ſie ungemein heimlich; denn ihre Endzweke müſſen das Licht ſcheuen. Ihre Mittel gründen ſich auf Tüke, und hämiſche Streiche, und die Schande und Verabſcheuungswürdigkeit begleiten ſie, ſo bald ſie bekant werden. Das Geſez tadelt Argliſt; denn es kan unmöglich böſe Abſichten, und tükiſche Mittel dulden.

Wenn ich mehr Eigenliebe beſäſſe, Mamſel! als ich wirklich beſize, ſo würde ich Urſach genug zu glauben haben, daß ich die vornemſten Pflichten in Anſehung ſeiner Seele recht gut aus einander gelegt hätte. Denn ich ſchmeichelte mir mit Ihrem Beifalle. Allein bald zweifele ich, und ich wage es daher, Sie zu bitten, das noch ſelbſt hinzuzuſezen, was meinen Anmerkungen fehlet. Dis aber mus ich geſtehen, daß ich die gröſſeſte Verſuchung leide, mir etwas vorzügliches darauf einzubilden, daß Sie meine gütige Correſpondentin ſind. Wie Mamſel! verdiene ich es würklich, mich ſo frei zu nennen

Deroſelben

ergebenſten Freund?

Fünf und siebenzigster Brief.

Mein Herr!

Amalgen drohet Ihnen mit einem Feder Kriege; denn es scheinet Ihr, als wenn Sie Selbige bei allen Gelegenheiten dazu aufforderten. Seyn Sie ia wol auf Ihrer Hut: es ist wahr, Sie ist ein bisgen wizig und listig. Es ist freilich nicht alzu lobenswürdig, ein Verräter zu seyn; aber dismal konte ich es doch nicht übers Herz bringen, Sie von dieser heimlichen Absicht nicht zu benachrichtigen. Vieleicht finden Sie ein Mittel, diesen Krieg zu verhüten, wenn Sie sich sonst nicht eine Ehre daraus machen, von einem Frauenzimmer überwunden zu werden. So gefällig ich auch sonst wäre; so dächte ich doch Brandenburgisch; und es ist nicht selten sehr gut, daß man den Frauenzimmern begreiflich mache, daß sie von Natur eben nicht das Recht haben, weiter zu herschen, und zu siegen, als man es ihnen aus Höflichkeit erlauben kan. Verschweigen Sie meinen Einfal. Denn denken Sie, daß ich ein Frauenzimmer sei. Sie verpflichten mich immer mehr. Ihre lezten Abhandlungen sind recht gut geraten, und nunmehro werde ich doch gewis Pflichten in Ansehung des Leibes zu erwarten haben. Ihre vorherigen Urteile sichern mich, daß Sie kein Stoiker sind, und den Leib, als einen Kerker

der

der Seele, ansehen werden. Ich weis nicht, mir ist mein Leib lieb, und mein Leben auch. Und daher mag es natürlich gekommen seyn, daß es mir unerträglich fiel, alle die grossen Lobreden anzuhören, die man gewissen Personen gab, die sich aus Grosmut selbst ums Leben gebracht haben. Wie es mir schien, so war man durch einige prächtige Gedanken ganz geblendet, das strafbare des Selbstmordes einzusehen. Ich war in einer vornemen Gesellschaft, wo man diese Lobreden hielt, und ich konte mich nicht entbrechen, das Wiederspiel zu halten. Man pries die Selbstmörder als Helden, als grosse Geister, die den Tod nicht scheueten; und ich hingegen schilderte sie, als verzweifelnde, und kleinmütige, die nicht gesezt genug wären, sich in ihr Unglük zu finden. Wir gerieten auf die Frage: ob es nicht Fälle geben könte, wo der Selbstmord erlaubt sei, und wie weit es nach dem Geseze angehe, sein Leben für nichts zu schäzen, und dem Tode entgegen zu gehen? Ich leugnete das erstere, und ich muste wol Helden zugeben; aber ich behauptete, daß diese doch mitten in ihrem grösten Helden Mute, und mitten in der Gefahr ihr Leben schäzen und schonen müsten, wenn sie ware Helden seyn solten. Habe ich Recht gehabt? Wenigstens stekt doch in diesen Gedanken etwas sehr scheinbares. Ich erwarte Ihre Anmerkungen bald darüber, und habe ich Unrecht, so versichet Ihnen den gewissen Sieg

Dero

verbundenste Freundin.

Sechs und siebenzigster Brief.

Mamsel!

Ich bin zu friedfertig, als daß ich vorsezlich Krieg anfangen solte, und ob ich es gleich, wie billig, für eine Ehre schäzen müste, von einem so wizigen Frauenzimmer überwunden zu werden, so glaubte ich doch, daß es mit der Höflichkeit gar nicht stritte, Amalgen den Sieg auf das äusserste schwer, und mit Manier unmöglich zu machen. Was hätten wir aber am Ende beide davon? Und ich halte es also für das ratsamste, daß wir uns in der Güte vertragen. Ich wil eine Ehrenerklärung thun, wenn ich Amalgen reden lasse, so lege ich ihr gewis so wizige und so scharfsinnige Einwürfe in den Mund, als sich für ihren Charakter schiken, und zu welchen ich keine bessere Person, als die ihrige finden zu können glaube. Ihre Ehre verliert also nichts, und alle diese Reden sind Beweise der Hochschäzung, die ich gegen ihren wizigen Charakter hege. Was meinten Sie, Mamsel! solte sich Amalgen wol damit beruhigen? Ich kan nichts grösseres sagen, und solte ich auch wirklich ein Kriegsgefangener werden. Ich müste mich trösten; denn wie viel grosse Personen haben nicht dieses Schiksaal gehabt. Hat doch wol auch ein König von Frankreich ein Kriegs-

gefangner

gefangner seyn müssen, und wer weis, was die Zukunft noch über manchen Ritter beschlossen hat.

Das sei ferne, daß ich ein Stoiker werden solte, und den Leib für einen Kerker der Seele ausgeben. Solte dis seyn, so würde ich gewis die beste Ursach zu haben meinen, die französischen Lazarete anzupreisen, wo man durch abwechselndes Purgiegieren und Aderlassen bald erlöset werden könte. Nein! der Leib ist die andere Hälfte unserer Menschheit, und er verdient es gewis, daß man für ihn sorgende Pflichten beobachte. Ist es der Gotheit im Ernst daran gelegen, daß wir als ganze Menschen fortdauren sollen, um als ganze Menschen so lange, und so volständig in dieser Welt Pflichten zu erfüllen, als sie es uns vergönnen kan, so werden Sie leicht sehen, daß ich mich ganz gewis für Ihre Meinung erklären müsse. Es hiesse der Menschheit zu wieder lehren, ihr Grausamkeiten gegen ihren eignen Leib, und ihr eignes Leben aufzubürden, und ihr Bemühungen zu versagen, zu denen ihr der Schöpfer selbst unwiederstehliche Bewegungs Gründe eingepflanz hat. Wir alle empfingen einen Trieb zur Erhaltung, und eben deswegen ist uns unser Leben so lieb. Diesen Trieb kan auch der tolkühnste nicht ausrotten; aber ihn einigermassen betäuben. Daher haben Sie volkommen Recht, daß auch der grösseste Held sein Leben nicht für nichts schäzen, sondern es allerdings mitten in der Gefahr schonen müsse. Ich werde mich nachher umständlicher darüber erklären, weil Sie es befolen haben,

und

und alle Ihre Fragen beantworten. Izt ist es mir schon genug, wenn ich nur die Algemeinheit der Pflicht, sein Leben zu erhalten, gehörig beweisen kan. Das ist gewis einmal unter uns ausgemacht, daß der Mensch dazu erschaffen sei, ein Spiegel der Gotheit zu werden, und daß alle Handlungen, und Bemühungen, die dazu abzielen können, ware menschliche Pflichten sind. Von glükseeligen Menschen, und die sich auf die vernünftigst emsigste Art bemühen, glüklich zu werden, schliest sichs gewis ungemein sicher auf die höchsten Eigenschaften und Neigungen der Gotheit. Mithin werden Menschen in den aufrichtigen und vernünftigen Bemühungen zu ihrer Glükseeligkeit lebendige Spiegel der Gotheit. Denn es ist schlechterdings unmöglich, zu sagen, daß Gott einen gewissen Endzwek nicht wolle, ob er uns gleich alle zu erdenkliche Mittel dazu geschenkt, und eine Neigung zu demselben in unsere Natur gelegt hat. So ungezweifelt gewis diese Säze sind, so gewis ist es auch, daß die Erhaltung unseres Lebens unsere Pflicht sei. Denn ist auch eine Glükseeligkeit in dieser Welt ohne Fortdauer unseres Lebens? Der Schöpfer gab uns den Trieb zur Erhaltung, und er verband mit allen Narungsmitteln, und dem Genusse des Lebens selbst eine Menge von angenemen Empfindungen. That er es umsonst, oder wolte er uns nicht vielmehr dadurch unwiederstehliche Bewegungs Gründe zu einer oder der andern natürlichen Absicht verschaffen? Und welche könte es wol seyn? Sie wissen es schon, daß alles dasienige, was durch die natürliche

Würksamkeit eines Vermögens zunächst erreicht werden kan, und was die natürliche Würkung eines Mittels ist, auch seine Absicht seyn müsse. Lassen Sie uns also sicher glauben, daß die Erhaltung unseres Lebens eine götliche und natürliche Absicht sei. Es gibt unzäliche Absichten, die der Schöpfer in der Welt durch uns erfült wissen wil; aber es gibt einige unter denselben, daran der Ordnung und Fortdauer der Welt besonders gelegen ist, und die die Vorsicht eben deswegen nicht gänzlich unserm Willkühr überlassen konte, wenn sie im höchsten Grade weise seyn wolte. Hierunter gehört gewis die Erhaltung unseres eignen Lebens. Wäre sie der Wahl der Vernunft einzig und allein anheim gestelt, so könte man nach dem Lauffe der Natur sicher wetten, daß sie in häuffigen Fällen nur halb, und in eben so vielen gar nicht erreicht werden würde. Die Vernunft würde nicht selten eine Menge von Bewegungs Gründen zu haben vermeinen, den Tod einem beschwerlichen und verdrüslichem Leben vorzuziehen. Dis verhütete die Vorsicht, da sie uns einen Trieb zur Erhaltung einpflanzte, und wir können die untrügliche Anmerkung machen, daß uns zu allen den Zweken, woran der Welt besonders gelegen war, die Vorsicht Triebe gab. Eben daher aber entspringt uns auch ein grösserer Grad der Verbindlichkeit, uns durch die dazu gehörigen, wilkürlichen Handlungen zu bemühen, diese Absichten gewis zu erfüllen.

Zweifeln Sie nicht, Mamsel! unsere Verbindlichkeit gehet weiter, als nur überhaupt sich zu bemühen,

bemühen, sein Leben zu erhalten. Wir müssen es im besten Stande zu erhalten suchen; und Sie werden mir gewis Recht geben, wenn ich Ihnen selbst die Wahl unter zweierlei Beschaffenheit desselben lassen werde. Ich hoffe gewis, daß Sie die Entscheidung nach unserer algemeinen moralischen Regel machen werden, daß nur das unsere ware Pflicht sei, was mit der Erfüllung unserer natürlichen Absichten im möglichst grössesten Grade übereinstimt. Thun Sie dis, so habe ich gewis gewonnen, und wie werden Sie es auch anders können, da es die einleuchtendste Warheit ist. Philaleth mus täglich ungemein viel arbeiten, und besonders mit dem Kopfe, und diese Arbeiten haben ihn sehr abgemattet. Er sieht blas und verfallen aus, ob sich gleich noch manche Ueberbleibsel seines muntern Geistes auf seinen Wangen malen. Allein dis sind nichts als Schattenrisse einer verlornen Schönheit. Er klagt beständig über seinen Leib, und seine Lebens Bewegungen gehen ziemlich langsam, und unordentlich und fehlerhaft von statten. Es gibt bisweilen Zwischenzeiten, wo sie beinahe ganz aufgehört zu haben scheinen, und den wirft Philaleth sich auf sein Bette. Die wilkürlichen Aktionen werden ihm sauer, und bisweilen scheinen sie sich gar von der Herschaft der Seele auszunemen. Es sind immer schmerzhafte Empfindungen an verschiednen Teilen seines Leibes da, und er ist selten recht aufgeräumet. Es kan nicht fehlen, daß nicht die Seele an diesem Zustande verhältnismässigen Anteil nemen solte. Sie hat ihre Heiterkeit verloren, sie ist mat, sie ist

ver-

verdrüslich, sie ist misvergnügt. Nicht selten ist ihr ihr eigner Leib zur Last; sie hat zu nichts eben Lust, als höchstens zu schlaffen, und sie ist viel zu ungeschikt, ein lebhaftes Vergnügen zu geniessen. Kurz! Philaleth ist kraftlos, und sein Leben heist ein siechtes Leben. Vergleichen Sie einmal dieses Leben mit den natürlichen Zweken, die uns unser Schöpfer vorgeschrieben hat, um muntere, und lebendige Spiegel der Gotheit zu werden. Sagen Sie, werden wir auch bei einem siechen Leben behaupten dürfen, daß der Leib ein geschiktes Werkzeug zur Ausfürung der Aktionen der Seele bleiben könne? Die angenemen Empfindungen von der Welt gründen sich auf die Munterkeit unseres Lebens, und auf die Geschäftigkeit unserer sinlichen Vermögen, und des Körpers. Beides ist einem siechen Leben unbekant, und auf gewisse Art unmöglich. Und mit der Heiterkeit unserer Seele verlieren wir gewis unsere Gemütsruhe, und den besten Teil der Glükseeligkeit. Weit anders stehet es bei dem Pisistrat in Ansehung seiner Leibes Beschaffenheit aus. Sein Körper ist stark, und gesezt, und er blühet wie eine Rose. Seine Wangen sind Zeugen von der innern guten Beschaffenheit seines Leibes, und des muntern Umlauffes seines Blutes. Alle Lebens Bewegungen geschehen rasch, hurtig, und doch in einer volkommenen Ordnung. Es fehlet niemals, daß nicht eine hinreichende Menge von närenden Säften abgesondert, und durch alle Teile des Leibes verbreitet werden solte, und kein Glied kan den geringsten Abgang seiner Kräfte spüren. Eben daher geschicht es,

daß

daß die wilkürlichen Aktionen leicht, unmühsam, und mit einem heimlichen Gefüle des Vergnügens geschehen; denn die Natur selbst merkt ein Bestreben, und äussert gleichsam ein Verlangen, ihre reizenden Kräfte aufwenden zu können. Schmerzhafte Empfindungen sind dem Pisistrat völlig unbekant; denn der innere Grund dazu fehlet, und den äussern vermeidet er sorgfältig. Krankheiten kennet er eben so wenig, und er weis es nicht anders, als daß der Leib gemacht sei, die Befehle der Seele auf das allergenaueste, und mit der grössesten Bereitwilligkeit zu volstreken. Kaum wil seine Seele, und eben so geschwind richtet der Körper ihre Befehle aus. Die Seele ist volkommen heiter, und aufgeräumet. Sie handelt und befielt mit Lust, und sie fühlt sich selbst zu recht guten und nüzlichen Endzweken aufgelegt. Man kan mit Warheit sagen, daß alles an Pisistrat lebe, und man thut gewis nicht unrecht, wenn man ihm eine völlige Gesundheit zuschreibet. Vieleicht, Mamsel! ist der Zustand des Lebens des Pisistrats derjenige, den die Sittenlehre befielet, und den ieder Vernünftiger wünschen mus. Denn wünschen wir nicht alle eifrig unsere Glükseeligkeit? Und wo fänden wir sie gewisser, als in diesem Zustande? Ist unser Leib von der Beschaffenheit, so zweifele ich ganz gewis nicht, daß er nicht auf die beste Art mit seinen natürlichen Absichten übereinkommen solte. Die Welt drükt sich uns klärer und angenemer ein, und tausend besondere Zweke werden uns möglich auszufüren, wenn wir gesund sind, als wenn eine sieche Kränklichkeit unsern Körper durchschleichet.

Wie?

Wie? dürften wir wol nicht schliessen, daß die Sorge für unsere Gesundheit unsere vernünftige Pflicht sei? Denn wil sie nicht unsere Natur? wil sie nicht der Zwek unserer Schöpfung? Wir dächten viel zu unanständig für die höchste und beste Gotheit, wenn wir glauben wolten, daß sie sich über sieche Menschen freuen könte. Nein! sie sind nichts als viel zu frühzeitig abgenuzte Werkzeuge zu ihren Endzweken, und welke Blumen, welche den schönsten Flor verunzieren. Eben darum gab uns der Schöpfer so viel kostbare Mittel, unsere Gesundheit zu erhalten, weil er sie so gern wolte, ob es gleich die Weisheit erforderte, daß er sie unserer Freiheit von der einen Seite überlassen muste. Ich bin deswegen recht böse auf den so scharfsinnigen Bayle, daß er unter vielen irrigen Säzen auch auf diesen verfallen, daß die Gesundheit kein wares Gut sei. Unstreitig hatte ihn seine Liebe zu sonderbaren Meinungen, durch welche er der ganzen Welt öfters zu wiedersprechen sich erkünte, und eine gewisse Hartnäkigkeit, welche scharfsinnigen Geistern so natürlich zu seyn scheinet, dazu verleitet, oder vieleicht hatte er schon alle Süssigkeiten der Gesundheit vergessen, und verkennen gelernet, die er ehedem selbst genossen, weil sein mänliches Alter fast aus lauter Kränklichkeit zusammen gewebt war. Es gibt gewis Menschen, deren ganze Glükseeligkeit sich darin vereiniget, daß sie gesund sind, und von der Seite wird es mir wenigstens völlig unglaublich seyn, daß mehr Böses, als Gutes in der Welt sei, ob gleich mein Leben selbst mehr siech, als gesund ist, doch

ohne meine Schuld. Meine Tierchen, die ich zum Vergnügen ernäre, überzeugen mich täglich, daß die Gesundheit ein unschäzbares, ein unentbehrliches, ia das beste Gut zur Glükseeligkeit sei. Lassen Sie uns nur völlig aufrichtig reden. Es ist wahr, daß man auch in einem siechen Leben eine Glükseeligkeit geniessen könne; aber eben so gewis ist es, daß sie erstlich nicht so gros sei, als wenn eine ungestörte Gesundheit Leib und Seele erheitert, und daß sie überdem für den grössesten Teil der Menschen zu schwer und zu mühsam sei. Werde ich auch noch nötig haben, mich weitläuftiger zu erklären? Solte wol nicht der Zustand besser seyn, in dem alle schmerzhafte Empfindungen völlig unbekant sind, als der, in dem sie unzählich ofte das angeneme Gefül seiner selbst unterbrechen? Und wie vieler Arten von Vergnügen mus nicht ein siecher entbehren, derer ein gesunder ungestört, und unbesorgt geniessen darf? Ich fürte mich gerne selbst zum Beispiele an, wenn ich nicht besorgen müste, Ihr Mitleiden zu stark zu erregen. Ich bin ein Heavtontimorumenos, und mit diesem Worte habe ich würklich alles fürchterliche gesagt, was sich nur sagen läst. Lesen Sie Herrn Gellerts schöne Briefe. Um eine Glükseeligkeit in diesem Zustande zu geniessen, wird gewis eine ziemlich grosse Verleugnung der Welt, und eine erhabene Kunst, sich bisweilen von sich selbst zu entfernen, erfordert. Unsere Seele mus öfters nicht wissen, daß sie Seele ist, das ist, ein Wesen, welches einen Leib, einen verdrieslichen Leib, regieren mus, sondern sie mus glauben, daß sie pur Geist sei, und sich

alsdenn

alsdenn nur mit geistigen Gegenständen beschäftigen, oder sie mus moralische Briefe an Sie, Manisel! schreiben. Solten auch wol viele Menschen diese Kunst besizen können? Bisweilen kan ich es selbst nicht. Freilich mus man auch mit einem siechen Leben zufrieden seyn, wenn man es ohne seine Schuld ertragen mus; aber wäre es auch irgend möglich, daß dis die Pflicht aufheben könne, so weit es immer angehen kan, für seine Gesundheit zu sorgen? Sind wir hierin einig, so wird es ganz gewis nicht fehlen, einerlei Urteil von denenienigen zu fällen, die sich so oft den Tod wünschen. Nicht andem wir werden sie tadeln müssen? Freilich wird man meistenteils alle Ursach haben, zu glauben, daß diese Wünsche nicht rechter Ernst sind, sondern daß eine Menge tobender Empfindungen eines zu ergiebigen Affektes diese Wünsche erzeugt hat. Nichts destoweniger sind sie tadelhaft. Denn sie sind Beweise einer zu grossen, und von vielen Seiten wilkürlichen Schwäche unserer Seele, die zu nachlässig gewesen ist, sich bei einigem Unglüke zu beherschen. Sie sind Beweise der Unfähigkeit, ein Vertrauen auf die allerweisesten Fügungen der höchsten Vorsicht zu sezen, und sie sind Beweise des Mistrauens, daß die liebreichste Vorsicht allemal zu unserem Besten mit uns verfare. Sie wünschen ein Leben zu verlieren, dessen kleine Drangsaale eine lebendige Hofnung des Bessern der Zukunft gar leicht überwiegen kan, und sie bedenken nicht, daß sie sich zu gleicher Zeit der grössesten Gefahr, ewig unglüklich zu werden, preis geben, indem sie unterlassen,

Pflichten zu beobachten, die ihnen unveränderlich aufgelegt sind, und daß sie durch ihre unüberlegten Wünsche nur gar zu deutlich ihre Unzufriedenheit mit den göttlichen Absichten bei ihrem Leben zu erkennen geben. Wäre die Gotheit nicht viel zu gütig, so würde sie diese Toren nicht härter straffen können, als wenn sie ihre Wünsche so gleich auf der Stelle erfülte.

Ist es unerlaubt, sich den Tod nur zu wünschen, so wird es gewis noch viel unerlaubter seyn, sich selbst zu morden. Es ist wahr, man kan den Selbstmord von einer und der andern Seite ziemlich prächtig beschreiben. Aber Sie haben auch volkommen Recht, daß man nur durch einige schimmernde Gedanken geblendet werde, ihn für erlaubt zu halten. Wir wollen erst seine algemeine Sitlichkeit betrachten, und denn wil ich auf alles antworten. Der Selbstmord ist eine Selbstberaubung seines eignen Lebens durch gewaltsame Mittel. Dolch, Schus, Gift, Strang, Wasser sind die gewönlichen Waffen der Selbstmörder. Allein eben dis sind auch nur die gröbsten Arten derselben. Es gibt andere, die nicht so sehr ins Auge fallen, und Unmässigkeit, allerhand Arten der ausschweiffenden Wollust, übertriebne Schwermut, und heftige Affekte müssen auch unter die gewaltsamen Mittel zum Tode gezälet werden. Es sei, welches es sei, so bleibt der Selbstmord strafbar. Gemeiniglich meint man die erstern Arten, wenn man von ihm spricht. Grotius hat nach seiner Art einen sehr

schönen

schönen Einfal gehabt, wenn er sagt, das Leben ist zwar mein Eigentum, aber nicht es zu verderben, sondern es zu erhalten. Vieleicht stekt in diesem Gedanken der stärkste Grund der Unrechtmässigkeit des Selbstmords. Wir haben eigentlich nichts von uns selber, aber am allerwenigsten das Leben. Dis ist die grösseste Wolthat, die vorzüglichste Wolthat des Schöpfers; denn er gab uns unser Leben, indem er uns unser Seyn gab. Derienige, der das Recht haben wil, über unser oder sein eignes Leben zu gebieten, mus der ware Eigentums Herr über uns selbst seyn. Bedarf es aber noch der geringsten Beweise, daß nur allein die Gotheit das ware Eigentums Recht über uns selbst habe, und daß folglich auch sie es nur allein sei, die über unser Leben und Tod gebieten könne? Mithin ist der Selbstmord eine offenbare Beleidigung und Verlezung des höchsten Eigentums Rechtes der Gotheit. Der Mensch mithin mus sein Leben heilig halten, und es als ein Gut bewaren, das ihm die Gotheit vorzüglich anvertrauet hat, dessen er sich zwar bedienen darf, aber doch nur nach den götlichen Absichten. Folglich, wenn wir dazu erschaffen sind, die höchsten Rechte Gottes zu erkennen, und ihnen gemäs zu handeln, so wird der Selbstmord schlechterdings unter allen Bedingungen verboten seyn; denn er ist ein Beweis, daß wir Gott das höchste Eigentums Recht über uns nicht zugestehen, sondern völlig unabhänglich seyn wollen. Sind wir dazu erschaffen, die götlichen Absichten an uns zu erfüllen, so ist es durchaus in allen Fällen unerlaubt, sich

selbst das Leben zu nehmen. Denn die höchste Vorsicht thut nichts umsonst, und sie läst auch nichts umsonst geschehen. Mithin so lange sie nicht selbst befielet, daß wir unser Leben hergeben sollen, so lange wil sie es gewis auch nach den besten Absichten; und wir sind schuldig, ihren Absichten durch die fortgesezte Erhaltung unseres Lebens beförderlich zu seyn, so viel an uns ist. Ich stimme Ihnen also durchaus bei, daß der Selbstmord in allen Fällen unser Gesez und die Vorsicht beleidige. Ich wünschte, Mamsel! daß es Ihnen gefallen hätte, selbst einige Fälle anzugeben, in denen man in Ihrer Gesellschaft glaubte, daß der Selbstmord erlaubt sei. Dürfte ich weitläuftig werden, und dürfte ich zum voraussezen, daß unsere Welt izt noch eben so sei, wie vormals, so würde es mir nicht schwer werden, eine ganze Menge Fälle aus der Geschichte, und eben so viel mögliche anzufüren, darinnen sich der Selbstmord durch einen Misbrauch des Wizes noch ziemlich scheinbar verteidigen liesse. Sie würden gewis von dem römischen Cato, Lukretien, und einigen andern Alten, und von den Magdeburgischen Jungfern, die sich aus Furcht, von den österreichischen Soldaten gemishandelt zu werden, in die Elbe stürzten, besondere Ausfürungen zu lesen haben. Allein alles das scheinet mir überflüssig zu seyn, und vieleicht beurteilen wir diese Begebenheiten einmal mündlich. Izt hört man von dergleichen verwegenen Frauenzimmern nichts mehr, und es scheint, als wenn die Welt in der That gesitteter geworden wäre. Nur einiger Fälle wil

ich

ich gedenken, die vieleicht noch izt stat finden könten, und die vieleicht in iener vornemen Gesellschaft selbst angefürt worden sind. Lassen Sie uns den ersten Fal so bilden: Gesezt, daß man in solche Umstände gebracht und geraten sei, wo man der Welt auf keine einzige Weise mehr nüzen könne; gesezt, daß der Verstand stumpf geworden, oder eine langwierige Krankheit unsern Körper ausmergele, und uns zu allem Dienste der Welt ungeschikt mache; oder daß Blindheit, Taubheit, und ein betäubender Schlagflus uns nur ein faules, ein unnüzes, ein unerträgliches Leben übrig lasse. Denkt man so, wird man sprechen können, wie ein Weiser denken mus, erhaben, und gemeinnüzig, so mus uns der Tod ganz gewis ein sehr begerungswürdiges Gut scheinen. Ein Weiser lebt nicht sich, sondern der Welt; alle seine Bemühungen haben die Absicht gehabt, der Welt zu dienen, und eifrig bestrebte er sich, diese Zweke zu erfüllen. Wie unerträglich mus es ihm daher nicht fallen, sich unnüz zu erbliken; sein Leben wird ihm eine Last seyn; er ist sich selbst verächtlich; er ist müssig, unerträglich müssig, weil er der Welt nicht dienen kan, und nur der Tod, den ihm die Vorsicht zu misgönnen scheint, kan ihn allein von dieser Beschwerde erlösen. O! grosmütige That! wenn er den Dolch erareift, das unnüze Herz durchboret, und heldenmütig stirbt, weil er lieber Tod seyn, als unnüz leben wil! Mus nicht seine Seele eine Grösse besizen, die ungemein selten ist? und mus sie nicht einen Adel beweisen, der ihn unendlich erhabener denken lehret, als die meisten

Menschen, die unnüz sind, und doch glüklich zu seyn glauben?

Was denken Sie, Mamsel! bei diesen Urteilen? Vieleicht eben so klein als ich. Mir deucht immer, es werde keine so erhabene Grösse der Seele erfordert, sondern nur ein Aufrur der Neigungen, um stark genug zu seyn, sich die Pistole vor die Brust zu sezen. Lassen Sie uns nur ein Paar Anmerkungen bei diesem Falle machen, und vieleicht ändert sich seine Sitlichkeit ganz. Es ist wahr, ein Weiser mus schön, mus erhaben denken; nur Schade aber, daß iene Art nicht diesen Charakter behaupten kan. Nach meinen Begriffen denkt der Weise gerade am erhabensten, wenn er seinen Absichten gemäs, und als ein gehorsamer Knecht der Gotheit denkt. Nun kan es gewis nicht fehlen, wenn er ein Weiser ist, daß er nicht wissen solte, daß das Leben nicht ihm, sondern der Gotheit zugehöre, und daß nur diese allein das Recht habe, darüber zu befehlen. Denkt er also vernünftig, so mus er notwendig urteilen; wenn es die Vorsicht, die sonst so sehr genau in ihren Handlungen und Erlaubnissen ist, ertragen kan, daß ich unnüz lebe, so steht mir das Recht auf keine einzige Art zu, darüber zu grübeln. Ich folge ihren Befelen, und thue und leide das, was ich nach der mir möglichen Erkentnis für ihren Willen halten mus. Noch hat sie mir nicht befolen, zu sterben, und ich lebe mit gänzlicher Beherschung meiner selbst gerne so lange, bis ich diese Befehle erhalte. Was meinen Sie? Ist dis nicht ein anderer Ton, der sich besser für einen Vernünftigen

schikt,

schikt, als iener grospralerische? Ist es möglich unter dieser Art zu denken, den Selbstmord zu begeren? Wie aber? solte es im Ernst wol angehen, einen solchen Fal fest zu sezen, da wir ganz unnüz auf der Welt wären? Mir wenigstens scheint es unmöglich zu seyn, und eben um desto mehr versündigt man sich an seinen höchsten Oberherrn, aus unmöglichen oder eingebildeten Bewegungs Gründen eine in sich unerlaubte That vorzunehmen. Die höchste Vorsicht hat nicht selten heimliche Absichten, die durch uns erreicht werden sollen; und wer dürfte es leugnen, daß nicht eine ansehnliche Menge bei obigen Fällen möglich seyn solten? Viel zu verwegen demnach ist es, als gewis zu bestimmen, daß man unter diesen oder ienen Umständen völlig unnüz sei. Freilich ist es ein schöner Zug in dem Charakter eines Weisen, daß er sich bemühet, Pflichten gegen andere zu beobachten; aber es ist doch weit gefehlt, daß diese Pflichten die einzige Art seiner vernünftigen Schuldigkeiten ausmachten. Gesezt also, daß der unmögliche Fal war würde, daß man völlig ausser Stand sei, noch Pflichten gegen die Welt zu beobachten, so ist doch darum die ganze Absicht unseres Lebens noch nicht umgestossen. Es gibt noch Pflichten gegen Gott, und gegen sich selbst, und man gebe nur einen einzigen Fal an, wo es nach dem Lauffe der Welt völlig unmöglich sei, keine einzige von diesen zu erfüllen. Wenn uns auch nur noch die allerkleinste zu beobachten möglich bleibt, so dürfen wir noch nicht behaupten, daß wir völlig unnüz, oder müssig in dieser Welt wären.

Sehen Sie, so wenig Grund hat iener ausgeschmükte Einfal. Vieleicht gilt aber dis von allen folgenden. Lassen Sie uns sezen, daß wir bisher in grossem Ansehen, Würden, und Reichtume gelebt haben; aber das Unglük stürze uns von dieser Höhe in die äusserste Tieffe, in Schande und Spot, und in eine unerträgliche Armut. Wird es hier wol nicht erlaubt seyn, seinem höchst unglüklichen Leben ein kurzes Ende zu machen? Leben wir nicht darum, um glüklich zu seyn; aber werden in diesem Falle nicht alle mögliche Mittel zur Glükseeligkeit unzureichend? Hätte man nie ein besseres Glük gekant, so würde diese glükliche Unwissenheit allein es machen können, daß man gleichsam mit dem allerkleinsten und einem Nichts zufrieden zu seyn geschikt wäre. Aber viel bedurft, viel gehabt, und viel genossen zu haben, und nachher alles zu verlieren, ist gewis unserer Natur nach unerträglich, und verursacht ein Leben, das tausendmal schlechter ist, als der Tod. Ehre verloren, alles verloren, und ein Leben voller Schande und Spot ist gewis das allerelendeste, das man sich nur immer gedenken kan. Der Tod entzieht uns den Augen der Menschen, und ihren Urteilen, und wir selbst empfangen alsdenn keine Anblike mehr, welche unsere Seele schmerzhaft durchdringen können. Es ist besser grosmütig und schnel gestorben zu seyn, als elend und verachtet zu leben. Bei diesem Falle, Mamsel! so scheinbar er auch ist, bin ich völlig Ihrer Meinung, daß, weil man verzweifelnd denkt, man auch in der That für einen Helden zu klein denke. Ich irre vieleicht nicht,

wenn

wenn ich in ienen Urteilen die Verzweifelung antreffe; denn ein Aufrur der Neigungen und Vorstellungen über ein unerträglich geglaubtes Unglük ist doch gewis da. Eine warhaftig grosse Seele ist im Glüke eben sowol, wie im Unglüke, gros, und ihre Urteile sind immer gleichförmig. Hätte ich nach dem Plan meiner Abhandlung die volle Freiheit, weitläuftig zu seyn, so solte es mir gewis nicht schwer werden, Ihnen in ienem Vortrage eine Menge von falschen Schlüssen zu zeigen, die nur durch den äussern Schein blenden. Ich wil nur ein Paar besondere Anmerkungen machen. Entweder unser Fal ist durch unsere eignen Sünden und Vergehungen geschehen, oder er ist uns als unschuldigen durch hämische Bosheit anderer begegnet. Ist der erste Fal, so ist alles unser Unglük eine gerechte und sichtbare Straffe der Gotheit für unsere Uebertretungen. Schande und Spot ist die richterliche Vergeltung für unsern Hochmut und Stolz und für die Laster, die uns die Hoheit unseres Standes leicht machte, und die Armut die Strafe für Verschwendung, und alle andern Sünden, die aus unserm Ueberflusse entsprungen sind. Ganz gewis ist die Duldung dieser Straffen eine wolüberlegte, und noch dazu liebreiche Absicht des Schöpfers. Wir müssen auch bei auferlegten Straffen gehorsam seyn, und der Selbstmord, der uns davon erlösen sol, ist also ein Beweis, daß wir durchaus, und selbst durch gewalsame Mittel, die götlichen Absichten an uns vereiteln wollen, und ein offenbares Wiederstreben gegen die Gotheit. Dürfen wir glauben, daß der

Selbst-

Selbstmord unter diesem Gesichtspunkte erlaubt seyn könne? Ist aber der Umsturz unseres Glüks nicht unsere Schuld, sondern eine unverdiente Würkung der Bosheit anderer, so ist es eine völlig ausgemachte Sache, daß wir unmöglich in einer waren Schande leben können. Unser eigen Herz, das gewisse Bewustseyn unserer Unschuld, wird uns trösten, und wir werden in uns selbst, und in unserer Tugend den unerschöpflichsten Quel einer erhabenen, und von allen irdischen Gütern abgesonderten Glükseeligkeit finden können. Die Pflicht der Beruhigung in den Wegen der höchsten und unbegreiflichen Vorsicht wird unsere Gemüts Ruhe auf das festeste gründen, und uns verzweifelnde Affekte dämpfen lehren. Die Armut wird uns nicht lästig seyn; denn ein erhabener Geist schikt sich in alle Umstände, weil er sich selbst beherschen kan. Das Vertrauen auf die gerechteste Vorsicht wird uns die angenemste Hofnung des Besten und unserer gewissen Rechtfertigung einflössen, und diese Hofnung wird die Geschichte durch tausend Beispiele wieder erhöheter Personen, die die Bosheit gestürzt hatte, verstärken, und uns einen weit hellern Glanz unseres Ruhmes in der Zukunft zeigen. Mus ein Weiser erhaben denken, so darf er sich gewis nicht selbst morden. Und was würde man in beiden Fällen gebessert seyn? Im erstern bleibt doch unser Andenken in Schande und Spot, und die Rache der Gotheit verfolgt uns bis in iene Welt; im andern entziehen wir der Gotheit die beste Gelegenheit, sich in unserer Rechtfertigung gros zu zeigen, wir beleidigen sie,

wir

wir verraten ein Mistrauen an ihrer gerechten Hülfe, und machen uns einer Glükseeligkeit völlig unwürdig, die doch die Gotheit über uns bestimt hatte. Ich wenigstens kan mich nach diesen Gründen nicht überreden, daß der Selbstmord erlaubt sei. Allein, Mamsel! wenn eine Schwermut, die eine Krankheit unseres Körpers ist, und, aller gebrauchten Arzeneien ungeachtet, dennoch anhält, uns zum Selbstmorde verleidete, und wie wird alsdenn zu urteilen seyn? Ist er hier zu entschuldigen? Nicht gänzlich. Die Schwermut hängt nicht allein von unserm Körper ab, und so weit sie sich auf unsere Seele erstreket, bleibt sie immer noch etwas, das unserer Spontaneität unterworfen ist. Mithin wird es nur eine Nachlässigkeit in dem Gebrauche unserer Spontaneität seyn können, durch dienliche Betrachtungen, oder andere Mittel, die aufrürischen Neigungen zum Selbstmorde zu unterdrüken, und die Entfernung, die schleunige und nie versäumte Entfernung mörderischer Gedanken, so bald sie entstanden sind, wird hier das vornemste Gegenmittel seyn müssen. Dis ist gewis in unserer Gewalt, eben so, wie das Ernären und Nachhängen dieser Einfälle. Auch von der Seite gewinnen die Verteidiger des Selbstmordes nicht das geringste. Es gibt unstreitig Helden, und Sie haben ganz wol gethan, daß Sie Existenz und Gesezmässigkeit zugegeben haben. Aber eben so sehr haben Sie auch Recht gehabt, sie von Selbstmördern zu unterscheiden. Das charakteristische eines Helden ist sein Heldenmut, und dieser besteht in einer vernünftigen Verachtung des

Todes,

Todes, und der Unterdrükung der Furcht vor demselben. Eben durch das Vernünftige unterscheidet sich der Heldenmut von der Tolkünheit. Jener handelt nach gesezmässigen Absichten, und diese aus einer Wildheit oder Leichtsinnigkeit der Natur. Mithin wird ein Held sein Leben so viel schäzen, als ihm die Pflicht befielet; aber auch den Tod verachten, und die Furcht vor demselben unterdrüken, so bald Beruf, oder Pflicht, oder gesezmässige Endzweke es erheischen. Er schont sein Leben so lange, und so vorsichtig, als es geschehen kan, aber keine Gefahr, es zu verlieren, ist vermögend, ihm ein Hindernis zur Erfüllung seiner Schuldigkeiten zu werden. Ist der Held gros genug, alle Handlungen seines Berufs, und seiner Pflichten, welche zur besten Erfüllung derselben gehören, und welche nicht ohne Gefahr des Lebens ausgefürt werden können, heldenmütig zu unternehmen, so heist ihn alle Welt tapfer. Sehen Sie also, daß eine vernünftige Sorge für die Erhalhaltung seines Lebens so wol mit dem Heldenmute als der Tapferkeit sehr gut bestehen könne. Sie haben in allem Recht, und mit einer ungemein grossen Freude schreibe ich dieses Urteil nieder; eben so gern, als ich mich izt, wie nimmer, unterschreiben darf

Deroselben

ergebenster Freund.

Sieben und siebenzigster Brief.

Mamsel!

Und wenn auch alle Welt dagegen stritte, daß uns unser Leben lieb, und die Sorge für unsere Gesundheit uns sehr natürlich sei, so würden alle ihre Gründe nichts ausrichten, denn die eigne Erfarung hat mich nur gar zu ofte, und noch vor einigen Tagen überzeugt. Daher komt es, daß Sie meinen Brief später, als gewönlich, erhalten. Ich bin krank gewesen, recht krank, und doch nahm ich die ekelhaftesten Arzeneien sehr gern ein; blos nur, weil mir mein Leben und meine Gesundheit lieb war. Es bedürfte auch wenig Kopfbrechens, mich zu überzeugen, daß es meine vernünftige Schuldigkeit sei, alles anzuwenden, mein Leben zu erhalten. Ich fühlte, daß die Gesundheit meine natürliche Absicht sei, und der Schlus folgte von selbst, daß ich eben deswegen alle Mittel, die uns die Vorsicht geschenkt, schlechterdings gebrauchen müsse. Sie wissen, daß ich in dem vorhergehenden Briefe den Selbstmörder zu häslich gemalt hatte, als daß es mir nicht hätte einfallen müssen, daß ich selbst einer werden würde, wenn ich nicht alles versuchte, was dienen könnte, meine Gesundheit nur einigermassen wieder herzustellen. Nichtandem? Sie sind doch mit mir zufrieden, daß ich noch nicht sterben wolte? Bald aber wäre es doch

dazu gekommen, wenn mich meine Gelassenheit nicht gerettet hätte. Ich hatte das Unglük, unter schlimme Hände zu geraten. Klagen Sie aber ia meinen Arzt nicht an, das ist ein sehr vernünftiger Mann. Hören Sie nur, Arist kam zu mir, der eine eisenfeste Gesundheit besizt, und sahe einige Gläser Tropfen und Pulver auf meinem Tische. Gleich lief seine Galle über, und es fehlte nicht viel, daß er nicht alles zum Fenster hinaus geworfen hätte. Was? sprach er, sind Sie auch ein Thor durch die Doktors sich quälen zu lassen? Alles ist nichts! die nären sich blos von Betrügereien, sie uud die Apothekers solten billig in einer guten Republik nicht geduldet werden. Die eigne Natur ist der beste Doktor, und kan die uns nicht helfen, so helfen diese wolriechende Betrüger gewis noch weniger. Essenzen und Tinkturen, ia das ist etwas schönes! die sind nur dazu erfunden, daß die Welt nicht zu volkreich werde, und daß sich einige müssige Leute desto besser nären können. Ich habe sehr viel Doktors gekant, die selbst nichts einnamen, wenn sie krank waren, und sie hätten doch gewiß für sich das Beste gewust. Er sagte noch mehr Thorheiten; aber ich antworte ihm nur kurz: Vorurteile schlichten die Sache nicht, und Erfarung und Vernunft gelten bei mir mehr. Die Natur mus sich bei den meisten Begebenheiten selbst helfen, aber es ist doch auch zugleich eine eben so gewisse Wahrheit, daß man sie in unzähligen Fällen zwingen kan, so und nicht anders zu handeln. Ich nehme auch nur Arzeney, entweder um ihre Kräfte zu stärken, oder

sie

sie zu gewissen Würkungen zu zwingen, die sie sonst nicht hervorgebracht haben würde, und von denen ich weis, daß sie meine Gesundheit herstellen werden. Ich hatte viel Streit mit ihm, und ich unterlies nichts, was zur vernünftigen Ehre der Aerzte gereichen konte. Kaum war ich den Arist los, als mich eine meiner Anverwandtinnen besuchte. Die gute Frau, sie war schon ein Bisgen alt, und daher muste ich ihr mit einiger Ehrfurcht zuhören, wie sie mir die Hausmittel so eifrig anpries, und alle andre künstliche Arzeneien verachtete. Sie wuste tausend Fälle zu erzälen, wo kein Doktor mehr hatte helfen können, und wo ihre Hausmittel den Augenblik geholfen hatten. Wäre es nicht meine Anverwandtin gewesen, so hätte ich ihr gern ins Gesicht gesagt, daß sie eine Marktschreierin wäre. Doch frug ich gelassen, ob sie wisse, was ich für eine Krankheit hätte? und sie antwortete augenscheinlich so, daß sie es nicht wuste. Ich sagte ihr also, daß ich mich unmöglich aufs Geratewol kuriren lassen könte, und daß ich keine Arzenei glaubte, die für alles mögliche hülfe. Izt sei es schon lange aus der Mode, daß die Essentia Dulcis, oder ein Theriak, oder sonst eine Latwerge Wunder in allen Krankheiten thun müsten. Hausmittel sind nicht zu verachten, aber alsdenn nur, wenn sie mir ein verständiger Mann, der meine Krankheit kent, rät, und wenn ich keine andere und bessere aus Armut bezalen kan. = = = Aber warum schreiben Sie mir alle diese Kleinigkeiten? = = = Um Sie vor Kleinigkeiten zu warnen, die sehr beträchtlich sind,

und die nur gar zu häufig unter den Menschen vorkommen, und meistens zu ihrem Unglüke. Mir ist ein Has gegen die alten Weiber recht sehr natürlich, wenn sie durch allerhand unsinnige Mittel kuriren wollen; denn er scheint mir sehr vernünftig zu seyn. Und wenn ich rachgierig wäre, so würde ich gewis, um meinen ärgsten Feind sicher ums Leben zu bringen, ihm einreden, sich durch die Arzeneien und Hausmittel zweier alten Weiber, die verschieden dächten, kuriren zu lassen. Doch vieleicht reichte eine schon hin.

Nimt man die Menschen so, wie sie izt sind, so ist es freilig unvermeidlich, daß sie bisweilen eine Krankheit überfält, und nicht selten sind gewisse Krankheiten von gewissen Lebensarten unzertrenlich. Allein ich wolte doch wetten, daß ihrer viel weniger in der Welt wären, wenn die Menschen ihre Pflichten in Ansehung ihrer Triebe beobachteten. Man darf eben kein Arzt seyn, und kein Geiziger, um die Mässigkeit und Nüchternheit als Mittel zur Gesundheit zu preisen. Denn die Erfarung redet zu stark für diese Warheit. Von diesen Stüken und von ihren verwandten Fehlern, werde ich noch etwas anmerken müssen. Freilich werde ich die Männer von dieser Seite mehr, als das Frauenzimmer anzuklagen haben, und vieleicht urteilen Sie gar, daß ich diese Anmerkungen sicher weglassen dürfe, weil meine Moral für ein Frauenzimmer bestimmt ist. Wenn alle so wären wie Sie, Mamsel, so dürfte ich gar keine Sittenlehren schreiben. Aber ist es

nicht auch ein würkliches Vergnügen, Pflichten zu kennen, und Fehler zu bemerken, welche erstern man nie übertreten, und welche leztern man nie begangen hat? Vieleicht liest einmal ein Mann diese Abhandlungen bei Ihnen, und lernet sich schämen. Doch im Vertrauen Mamsel! Unmässigkeit und Trunkenheit sind dem weiblichen Geschlechte keine völlig unnatürliche Laster, sonst wäre es nicht möglich, daß ich nur ein einziges Frauenzimmer kennen könte, welche sie beginge, und ich kenne doch eine ziemliche Anzal. Dymas ist nach dem Geständnisse aller Menschen mässig, und er fürt doch nach seinem Stande und seinem Vermögen einen ungemein niedlichen Tisch. Das Lekerhafte seiner Tafel würde manchen sehr leicht verfüren, mehr zu essen und zu trinken, als er zur Erhaltung seines Lebens gebrauchte. Nur den Dymas nicht. Es ist wahr, er isset sich recht sat, und trinkt auch gut: aber gerade eben so viel erfordert auch sein Leib zu seiner Unterhaltung. Ein anderer würde mit der Hälfte zu sättigen seyn, und wenn er eben so viel, als Dymas äsfe oder tränke, so würde er ohne Zweifel unmässig werden. Dymas isset und trinket sich nur sat. Niemals werden Sie ihn klagen hören, daß er sich durch zu viele Speisen den Magen überladen und verdorben habe, es sei denn, daß er aus Unwissenheit eine Speise genossen, die gar zu schwer zu verdauen ist. Kein Rausch macht ihm Kopfweh, und kein zu voller Magen befördert oder verhindert seinen Schlaf. Er hat immer ganz guten Appetit, und die regelmässige Ordnung in seinem

Essen und Trinken erhält ihn beständig munter. Dymas kan wol, wenn er Musse hat, beinahe zwo Stunden am Tische sizen, und er scheint immer zu essen: aber er isset nicht mehr, als ein anderer in einer halben Stunde verschlingen würde. Er spricht munter, oder liest, oder läst sich vorlesen, und isset und trinket immer ganz langsam dazwischen. So bald ihn die Natur den Wink giebt, daß sie zufrieden sei, so hört Dymas den Augenblik auf, und kein Nötigen zwingt ihn weiter, so dringend es auch seyn mag. Ich wolte wetten, daß man dem Dymas hundert Gerichte auftragen könte, und er ließe sich doch nicht verfüren. Er äsfe sich nicht mehr als sat. Dymas ist mässig, und er besizt eine Fertigkeit, die Narungsmittel nur zu Erhaltung seines Lebens, und zu ihren natürlichen Absichten zu gebrauchen. Eine Tochter der Mässigkeit ist die Nüchternheit, und der Sprachgebrauch lehret uns, sie auf den Trunk einzuschränken. Es giebt sehr berauschende Getränke, deren kleines Maas schon uns den Gebrauch der Vernunft berauben kan, aber es giebt auch andere, die nur in der grössesten Vielheit eine gleiche Würkung thun. Es wird also vollkommen möglich seyn, daß man bei einigen Graden der Unmässigkeit noch nüchtern seyn könne: aber nicht umgekehrt. Denn ein Genus der Narungsmittel der so gewaltsame Würkungen, als der Rausch hevorbringt, ist gewiß grösser, als er zur Erhaltung unseres Lebens nöthig ist. Wir sind es nach der Erfarung und dem Sprachgebrauche gewont, denienigen nüchtern zu nennen, der nie so viel

Ge-

Getränke zu sich genommen, daß er dadurch seine Seelenwürkungen im geringsten geschwächt hat. Nie mus ein Rausch die Sinnen betäuben, und die höhern Kräfte unwirksam machen, und soll dis geschehen, so mus man gewis nicht mehr Getränke zu sich genommen haben, als unsere Natur erfordert. Man mus das Getränk nur zu seinem natürlichen Endzweke gebraucht haben, und man wird mässig gewesen seyn. Vieleicht ist es so schwer nicht, den Grund zum Ursprunge der Unmässigkeit anzugeben. Es herschen ein paar Triebe in dem Herzen der Menschen, die völlig zureichend sind, die Mässigkeit zu verhindern, und ist es uns darum zu thun, sie als eine Pflicht zu beobachten, so müssen notwendig diese beiden Triebe beherscht werden. Sie kennen doch den Trieb zur Erhaltung, und den Trieb zum sinlichen Vergnügen? Diese beiden sind der Mässigkeit so sehr feindseelig. Von dem erstern hangt es ab, daß wir die Narungsmittel begeren; aber er für sich würde vieleicht mit wenigen vergnügt seyn. Denn Hunger und Durst sind es vornemlich, die ihn in Würksamkeit sezen; und was wäre natürlicher, als daß auch er zufrieden gestelt sei, wenn iene beiden körperlichen Reize verschwunden sind? Allein die Erfarung lehret es, daß man in dem Genusse der Narungsmittel nicht selten ein anziehendes sinliches Vergnügen empfinden könne. Von der Seite wird der Trieb zum sinlichen Vergnügen gereizt. Ist irgend ein Instinkt in unserem Herzen, der leicht ausschweift, so ist es dieser. Ich werde mich nachher erklären, daß es unmöglich verboten

seyn könne, ein solches Vergnügen zu geniessen, aber doch nicht weiter, als es das Gesez und eine erhabene Glükseeligkeit erlauben können. Und nur gar zu gewis ist es, daß das sinlich Angeneme der Narungs Mittel einen Trieb zu Ausschweifungen veranlassen könne. Je empfindlicher eine Art des Vergnügens ist, desto hefriger reizt sie, und ich erküne mich nach der Erfarung, dem sinlichen Vergnügen bei den meisten Menschen den grössesten Grad der Anziehungs Kraft zuzuschreiben. Was Wunder also, wenn die Vergnügungen des Geschmaks und Geruchs, die nicht selten einander unterstüzen, den Instinkt zum sinlichen Vergnügen bei dem Genusse der Narungs Mittel sehr stark reizen. Man wird mehr essen und trinken, als man zur Erhaltung des Lebens gebraucht, man wird um eines betäubenden Vergnügens willen essen und trinken, man wird Mässigkeit und Nüchternheit verlezen. Es ist Unglüks genug, daß der Verstand sich bisweilen nach den Trieben richten mus, und es geschicht doch mehr als zu gewis. Daher ist es vollkommen möglich, daß man aus Vorurtheil glauben kan, zu seiner Erhaltung mehr nötig zu haben, als die Natur selbst erfordert. Man beschönigt das Uebermaas in Essen und Trinken durch eingebildete Krankheit und auf tausendfach andere Art. Es ist demnach unmöglich mässig und nüchtern zu seyn, ohne die Kunst zu besizen, seine Triebe zur Erhaltung und zum sinlichen Vergnügen zu beherschen. Schade, Mamsel! daß so wenig diese Kunst verstehen. Alles komt auf Aufmerksamkeit, gute

Grund-

Grund Regeln, und Entschlüsse, und eine schnelle Würksamkeit der Spontaneität an. Wir müssen die natürlichen Absichten unserer Triebe sehr wol kennen, und stark genug seyn, ihnen nicht zu erlauben, über dieselben auszuschweiffen. Ohne philosophisch bekehrt zu seyn, wird also die Beobachtung der Mässigkeit und Nüchternheit, es sei denn daß sie durch lebhaftere entgegen ausschweifende Triebe verhindert werde, wol eben nicht gar zu leicht stat finden. Denn nur durch diese Bekehrung wird man Herr seiner selbst, und lernt Pflichten aus Bewustseyn der Schuldigkeit, und aus schönen Bewegungs Gründen erfüllen. = = = Doch was mache ich? Vermutlich beleidige ich die Urteile und Neigungen sehr vieler Menschen. Vieleicht zieht man aus meinen Säzen die voreilige Folge, daß der Genus der Leker Bisgen, und eines ieden sinlichen Vergnügens im Essen und Trinken unerlaubt sei. Vermutlich wäre es die Schuldigkeit eines Vernünftigen mit lauter gelben Rüben, und Erdäpfelgen, und andern schlechten Gerichten vorlieb zu nehmen, weil sie gewis hinreichen den Hunger zu stillen, und ein Trunk Wasser oder dünne Bier den Durst eben so gut, als besseres Bier und Wein löschet. Es solte mir Leid thun, Mamsel! wenn diese Folgen aus meinen Lehren flössen, und ich würde mich selbst tadeln müssen, die niedliche Bewirtung von Ihnen angenommen zu haben, da ich die Ehre hatte, bei Ihnen zu seyn. Nein durchaus nicht! Man darf niedlich essen und trinken, ohne die Mässigkeit zu verlezen, und man kan auch bei

dem schönsten Weine nüchtern bleiben. Ein sinliches Vergnügen ist nicht unerlaubt, und teils die wolgetroffene Abwechselung der Speisen, teils die Langsamkeit ihres Genusses, teils ihr eigner Wolschmak wird dieses Vergnügen ohne Beleidigung des Gesezes verursachen können. Man darf nicht mürrisch werden, um ein Moralist zu seyn, und wenn Sie sich erinnern, was ich ehemals von der Verleugnung der Welt geschrieben habe, so stimmen gewis meine Sätze unter sich vollkommen überein. Ich glaube gewis, daß ich eine Schale Coffee und ein Glas Wein zum Vergnügen trinken darf; aber ohne aufzuhören mässig zu seyn. Unser Sitten Gesez streitet gar zu eifrig für die Mässigkeit und Nüchternheit, als daß man nicht lebhaft fülen solte, daß sie unsere Pflichten wären. Es kann nicht fehlen, daß wir nicht in allen Fällen Spiegel der Gotheit werden solten, denn wir sind dazu erschaffen, und wir werden es, wenn wir alles nur nach natürlichen und götlichen Absichten gebrauchen. Der Schöpfer muste durch die eigne unendliche Schönheit seiner Natur wollen, daß wir unser Leben fortsezen solten, und daß wir auf eine natürliche Art dasselbe erhielten. Darum gab er uns den Trieb zur Erhaltung, und schenkte uns so vielerlei Narungs Mittel. Diese also nur zu dem Endzweke zu gebrauchen, wozu sie bestimmt sind, heist dem Willen der Gotheit gemäs handeln, und wenn wir nun dis thun, so können wir nicht anders, als mässig und nüchtern seyn. Sich selbst zu beherschen ist besser, als Länder zu gewinnen, und diese Beherschung

herschung erstrekt sich gewis auch auf den Trieb zum sinlichen Vergnügen, wenn er von der Seite der wolschmekenden Narungs Mittel ausschweiffen wil. Wir verleugnen unstreitig das Erhabene unseres Charakters, und machen uns der Freiheit unwürdig, wenn ieder Instinkt uns lenken darf, wie er selbst nach physischen Gesezen durch die Eindrüke des Angenemen bestimt wird. Uns und unsern Instinkten sind Absichten vorgeschrieben, und es ist unmöglich, der Gotheit angenem zu werden, ohne diese auf das genaueste zu erfüllen. Müssen wir also dem Schöpfer Ehre machen, so mus der Trieb zum sinlichen Vergnügen nach der Absicht des Triebes zur Erhaltung beherscht werden, und Mässigkeit und Nüchternheit sind unsere Pflichten. Nicht andem, Mamsel! unser Leben ist eine Wolthat des Schöpfers? aber nur in so fern es der Grund zur Glükseeligkeit ist. Dis mus es durch uns selbst werden; der Schöpfer that alles, was er thun konte, da er uns durch die Vernunft Gesezе, und Geschik zu dieser Absicht gab, und uns selbst muste das Uebrige überlassen werden. Wir sollen mehr als Maschienen seyn, und darum lebten wir, und konten, durch eine Seele regiert, wilkürliche Handlungen vornehmen. Wir waren Menschen, und solten als Menschen glüklich seyn, und darum muste die Glükseeligkeit an unsere freien Handlungen, die die Vernunft zu Pflichten machen konte, von der regierenden Gotheit verknüpft werden. Eben darum, weil wir Menschen waren, ward unser Leib unter gewissen Bedingungen ein Werkzeug zu unserer Glükseeligkeit, und unter

andern ein Hindernis. Jene kommen alle darin zusammen, daß der Leib beständig geschikt sei, alle seine natürlichen und wilkürlichen Handlungen in der schönsten Harmonie, ohne Schwierigkeit, und mit ungestörter Munterkeit zu verrichten. Lassen Sie uns aber alles thun, was erfordert wird, um unserm Leibe dieses Geschik zu erhalten, und es kan nicht fehlen, daß wir überaus mässig und nüchtern seyn müssen. Die Glükseeligkeit erheischet eine angeneme Heiterkeit der Seele, und diese hängt teils von der Munterkeit, und dem gehörigen Maasse der Lebens Geister des Leibes ab, die wol und rein zubereitet sind, teils von dem Mangel schmerzhafter Empfindungen unseres Körpers. Empfängt der Leib nach den Regeln der Mässigkeit und Nüchternheit nicht mehr Speise und Trank, als zur Erhaltung desselben nach dem Maasse der Arbeiten gehört, so wird sein Mechanismus und die innern Ursachen seiner Würksamkeit nicht übertrieben; der Magen wird nicht geschwächt, die Säfte nicht verdiket, das Blut weder angehäuft, noch sein Umlauf schwer gemacht, und die allerzartesten Gefässe des Gehirnes werden nicht ungewöhnlich verändert. Eine iede innere Maschiene des Körpers würket nur in dem Grade, und ohne gewaltsame Reizungen, nur nach den Gesezen und in der Ordnung und Uebereinstimmung, die der Schöpfer zur besten Gesundheit des Leibes für ihn festgesezt hatte. Die Seele ist eben so gesund, weil ihr getreuer Körper weder Krampf noch Erschlaffung seiner Teile empfindet. Ihr Leib ist ihr das beste Werkzeug zu Empfindungen,

bungen, und zu ihren wilkürlichen Handlungen. Beide beschweren einander nicht, und dis alles ist eine gewisse Würkung der Mässigkeit. Ihr Leib ist wie ein marmorner Pallast, der keine Zerstörungen kent, und der Mangel seiner innern Baufälligkeit macht ihr alle Furcht seines Einsinkens unbekant. In der ungestörtesten Sicherheit lebt sie heiter, und vergnügt. Sie liebt, und fühlt ihre Glükseeligkeit, und darum ist sie sorgfältig, nie die Pflichten der Mässigkeit zu verlezen. Wir sind zur Tugend erschaffen, und in ihr liegt der reichste Stof zu unserer Glükseeligkeit. Solten Sie wol glauben, daß die Mässigkeit und Nüchternheit auch auf die Tugend einen Einflus habe? Es kan nicht fehlen. Die Tugend erfordert eine lebhafte und ungestörte Würksamkeit der Leibes und Seelen Vermögen, und das Band, welches beide Substanzen aneinander knüpft, macht es, daß sich die Seele allemal nach dem Leibe richten mus. Allein nur durch Mässigkeit und Nüchternheit wird der Leib in seiner Munterkeit erhalten, und die Tugend empfängt durch diese beiden Pflichten, daß ich mich so ausdrüke, ein sinliches Leben. Ohne völligen Gebrauch der Spontaneität, und ohne feine Empfindungen ist die Tugend nichts, und ist vieleicht eine und die andere Beobachtung des Gesezes äusserlich da, so scheue ich mich im geringsten nicht, sie mechanisch zu heissen. Und lehrt nicht die tägliche Erfarung, daß Verlezungen der Mässigkeit und Nüchternheit zugleich Bedrükungen der Spontaneität sind, und die Feinheit der Empfindungen hindern? O nein, Mamsel! die Tugend

mus

mus uns heilig seyn, und iede Bemühung, iede Pflicht mus eben diesen Vorzug geniessen, so bald sie als ein Mittel zur Tugend gepriesen werden kan. O! schöne Menschen, die mässig und nüchtern sind, und o häsliche Sterbliche! die sich in dem Laster der Unmässigkeit und Trunkenheit herumwälzen. Lassen Sie uns ihren Charakter noch etwas beleuchten.

Orgon ist es, den ich schildern wil. Seine grösseste Lust ist Essen und Trinken, und er isset und trinkt nur, um zu essen und zu trinken, und das sinliche Vergnügen des Wolschmaks zu empfinden. Sein Herz im Leibe lacht ihm, so bald er volle Schüsseln und Bouteillen sieht. Neugierig und emsig forscht er nach der Zeit zu essen, und sein ganzes Leben besteht aus Essen, Trinken, und Rausch ausschlaffen. Kein Mensch kan ihm auf der Welt einen grössern Gefallen thun, als wenn man ihn zu einem recht grossen Gastgebote bittet. Neulich hatte ich Gelegenheit seinen ganzen Charakter in seiner völligen Blösse zu sehen. Ein Freund hatte uns eingeladen, und weil er reich war, und mir den Orgon in seiner ganzen Grösse zeigen wolte, so lies er es an nichts fehlen. Kaum waren wir erschienen, als Orgon sich auf das allerfreundlichste bedankte, daß er heute wieder einen recht frohen Tag haben solte. Er war sehr bereit, um die Regungen seiner Freude und seiner Hofnung auszudruken, und versprach, auf dem Ehrentage seines Freundes recht lustig zu seyn. Ich meine gewis, er war es. Es war ohngefähr 11 Uhr des Morgens,

als

als wir ankamen, und man bot uns Confekt und Bitterwein zur Erfrischung an, denn wir waren eine gute Meile gefaren. Ich trank ein Glas, aber Orgon nötigte sich selbst. Er bat sich eine gute Portion Magentropfen aus, weil er glaubte, daß zu einem guten Schmause auch ein guter Magen gehöre. Man reichte es ihm sehr willig, und Herr Orgon erkundigte sich unter vielen Possen nach den Gerichten, die er recht gerne ässe, und mir deucht sie waren alle recht. Kaum waren wir mit der Erzälung und den Lobeserhebungen der Gerichte fertig, als sich Orgon auch das lezte Glas aus seiner Flasche Bitterwein einschenkte; denn auf die Hofnung eines ieden guten Gerichtes trank er ein Glas. Aber nun hungerte ihn auch. Man eilete, aufzudeken, und Orgon lies sich tapfer vorlegen. Wir empfingen wol zehenerlei Speisen, und wenn ich nur wenig rechne, so hat Orgon nahe an die funfzehen Pfund gegessen. Allein trokne Speisen möchten im Magen anbrennen, und Fische, wie er sagte, müsten schwimmen. Er trank redlich, und innerhalb drei Stunden nahm er mit der grössesten Bequemlichkeit vier Flaschen zu sich. Nun fieng er schon an sehen zu lassen, daß er gegessen und getrunken hatte. Denn er weigerte sich, da man ihn nötigte. Wäre er nicht gar zu vol gepropft gewesen, so hätte er sich gewis zureden lassen. Es schmakte ihm nur gar zu gut, und er schien selber darüber verdrüslich zu werden, daß sein Magen nicht grösser war, und ich glaube gewis, daß er etwas ans Waisenhaus schenken würde, wenn er noch einen Magen erhalten

könte.

könte. Nur noch etwa einige Minuten, nachdem wir vom Tische aufgestanden waren, beehrte er uns mit einigen verwirt vorgebrachten Erzälungen; iähnte alsdenn, und schlief ein. Er war so sat, daß er sich nicht im geringsten rüren konte. Man wekte ihn endlich, er rauchte Tobak, und trank eine Tasse Coffe, und algemach kam er wieder zu sich selbst. So ein bisgen schwindlicht war er noch wol; aber er konte doch mit ziemlich bezwungener Zunge noch rümen, wie gut es ihm geschmekt habe. Er war sehr vergnügt. Der Abend näherte sich, und man trug von neuem auf; er verlangte wieder eine Portion Magentropfen, und er as abermals weidlich darauf los. Der Tisch war dismal nicht so reich besezt, aber man hielt sich an den Trunk. Kaum war es gegen neun Uhr, als es schien, daß dem Herrn Orgon das Licht vor den Augen ziemlich dunkel würde, und es war recht so, als wenn die Erde einen grössern Schwung um ihre Axe bekommen hätte. Zum Glüke war er kein Whistonianer, sonst würde er gewis schon den Cometen gesehen haben, der diese Schwankungen der Erde verursachte. Denn alles gieng rings herum. Die Füsse sanken, er ward mat, er muste sich niedersezen, und nun erzälte er Dinge, die eben so lächerlich durcheinander lieffen, als sich die Gegenstände vor seinen Augen herumdreheten. Er fieng schon an, uns unerträglich zu werden; denn seine Vernunft war in dem lezten Glase Wein umgekommen, und es war Zeit, daß er wieder feste einschlief, weil man an ihm weiter nichts mehr, als die äussere Gestalt eines

Menschen

Menschen wahrnam. Man schlepte ihn in eine Kutsche, und vermutlich wird er ganz wolbehalten in seiner Unmässigkeit zu Hause angelanget seyn. Nicht andem, Orgon ist gewis unmässig, und der Trunkenheit ergeben? Und wäre also nicht die Unmässigkeit eine Fertigkeit, die Narungs Mittel über ihre natürlichen Endzweke zu geniessen? War die Mässigkeit eine Würkung der Beherschung der Triebe zum sinlichen Vergnügen und Erhaltung, so wird wol kein Zweifel übrig seyn, daß nicht die Unmässigkeit für eine Ausschweiffung eben dieser Instinkte gehalten werden müste. Denn eben die Vielheit der Narungs Mittel macht ein betäubendes sinliches Vergnügen. Aber eben so klar ist es, daß die Unmässigkeit durch unser vernünftiges Gesez durchaus verboten sei. Die Triebe wurden uns aus Gütigkeit zu vernünftigen Absichten geschenkt, und allen Dingen sind gewisse Endzweke vorgestelt, über welche ihr Gebrauch nicht schreiten darf, weil das Gesez ihre Endzweke nur zu der Richtschnur ihrer Rechtmässigkeit angenommen hat. Geht es wol in Ansehung der Triebe zum sinlichen Vergnügen, zur Erhaltung, und bei dem Genusse der Narungs Mittel anders? Es wäre beleidigend zu sagen, daß die Gotheit uns etwas geschenkt hätte, ohne nur allein zu wollen, daß es ein Mittel seyn solle, gütige Absichten zu erreichen, und so gewis es ist, daß wir dazu erschaffen sind, unser Leben zu erhalten, eben so gewis ist es, daß wir in den Augen der Gotheit, die uns diese Pflicht auflegte, verwerflich werden, wenn wir in dem Genusse derselben

durch

durch Unmässigkeit ausschweiffen. Eben so grosse Dankbarkeit als die Wolthat unsers Lebens verdient, eben so erkentliche Regungen erheischen auch die für uns bestimten Narungs Mittel. Orgon fühlt diese Regungen nicht; er ist undankbar gegen seinen besten Wolthäter; denn er misbraucht das, was ihm zu seiner Glükseeligkeit gegeben ist. Er verschwendet Güter, die ihm nur zu einem weisen Gebrauche geschenket worden. Meinten Sie wol, daß es Orgon bei seiner Art zu leben lange aushalten könne? Er hat schon schwere Krankheiten ausstehen müssen, und es ist wahr, er scheint eine überaus harte Natur zu haben. Aber auch Eisen und Stahl kan man zu Grunde richten. Seine Gesundheit schwankt schon, und mit ihr seine Glükseeligkeit. Wäre Orgon mässig und nüchtern, so würde er vom schwachen Magen, und Coliken, und Seitenstechen nichts wissen, das ihn doch häufig genug überfält. Sein Leben ist meist ein Taumel, und seine besten Seelen Kräfte sind mat. Sehr oft wird er äusserst verdrüslich, und denn sol ein neuer Rausch sein Misvergnügen vertreiben. Die Tugend kent er nicht, und ware menschliche Glükseeligkeit auch nicht. Sein Bauch ist sein Göze, und er verläst ihn gewis, wo er seiner Hülfe am bedürftigsten wäre. Orgon erniedriget sich unter den Wert der Menschheit. Sieht man ihn am Tische, so solte man schwören, daß sein einziger Endzwek zu essen und zu trinken wäre. Ein Vieh frist niemals mehr, als bis es sat ist, und behält alsdenn den Gebrauch seiner Seelen und Leibes Vermögen. Aber man betrachte den Orgon,

da er auf dem Stuhle lag, und da man ihn fühllos in den Wagen werfen muste. War er ein Mensch? Dem Ansehen nach nicht weiter, als nach der äusserlichen Gestalt. Er blieb eine unbelebte Maschiene, und seine Unmässigkeit zeigte deutlich, daß er seine eigne Menschheit nicht zu schäzen wisse. Vernünftige urteilen, daß man nur es wert sei, ein Mensch zu seyn, wenn man sich seiner Menschheit bewust ist, und sie zu schäzen weis. Orgon hätte verdient, daß man ihn in einem Stal versperrete, wo er gemästet würde, und ihm die menschlichen Verrichtungen abnäme; denn dazu ist er ohnedem schon zu unbrauchbar. Sie hätten ihn nur sehen sollen, wie lächerliche Reden er fürte, und wie lächerliche Stellungen und Handlungen er vornam. Wir musten lachen, aber das rürete ihn nicht. Wir spizten ihn; aber er hatte das Gefühl verloren. Sein Trieb zur Ehre war vieleicht schon längstens ertrunken, und ihm mangelte gewis eine reiche Quelle zu gefälligen Handlungen. Weil er uns nichts übel nam, so glaubte er auch, das volle Recht zu haben, uns alles zu sagen, was ihm einfiel. Wären wir iünger gewesen, und weniger Herr über uns selbst, als wir würklich waren, so hätte er gewis Streit bekommen, und wäre ich kein Moralist gewesen, so hätte ihn ein Officier, der mit in der Gesellschaft war, gewis derb abgefuchtelt. Er wurde uns in der That auf die Lezt ziemlich unerträglich. Schikt sich dis für einen Menschen? Das war noch das Beste, daß Orgon unter vernünftigen Händen war, und keinen hizigen Charakter hatte. Aber

sezen Sie eine Person von cholerischen Temperamente, die sich betrunken hat, und die unter gleichgesinnete Geselschafter geraten ist. Ich wolte wetten, daß sie allemal in der äussersten Gefahr schwebe, auf ewig unglüklich zu werden. Traurige Geschichte sind nur gar zu häuffig in der Welt bekant, als daß man an der Warheit dieser Anmerkung zweifeln könte. Ein Trunkener ist zu allen Lastern fähig, denn seine Vernunft ist kraftlos, und die Triebe dürfen ungescheut rasen, wie sie durch die Gelegenheiten gereizt werden. Er ist häslich, er verdient Mitleiden, wenn er zu bessern ist, aber Verachtung, wenn er sich nicht bessern lassen wil. = = = Ei nun denn, ein christlich Räuschgen wird doch wol von diesen strengen Urteilen ausgenommen seyn? = = = Nachdem die Umstände sind. Lasterhaft würde ich es wol eben nicht heissen, wenn es durch eine zu schleunige Berükung der Sinne geschehen ist. Aber ein Fehler wäre es doch. So bald sich eine Fertigkeit anspint, sich dergleichen Räuschgen zu trinken, so ist es unmöglich, dem Tadel der Sittenlehre zu entgehen. Doch vieleicht gibt es Fälle, in welchen sich ein solches Räuschgen noch wol verteidigen liesse. Ich habe es selbst erlebt, daß von einem Arzte in einer gewissen Beschwerung einer phlegmatischen Dame ein kleiner Rausch in gutem Weine angeraten wurde, und nachdem sie diesem Rate innerhalb acht Tagen zweimal gefolget war, so ward sie würklich viel besser. Hier war der Rausch völlig erlaubt. Allein in keinem gar zu grossen Grade, und sie behielt doch allemal noch den grössesten Teil ihrer

Ver-

Vernunft übrig. Bisweilen gerät man unvermutet in solche Gesellschaft, wo man ohne schlimmere Folgen zu übernehmen, es nicht verhüten kan, einen kleinen Rausch zu erhalten, und ich werde ihn entschuldigen, wenn man sich so viel geschont, als möglich, und unserer Freiheit überlassen war. Denn ein kleines Uebel zu Verhütung eines grösseren ist allemal zu wälen erlaubt, wenn eines von beiden unvermeidlich ist. Lustig kan man sich ohne alle Sünde trinken; aber das ist kein Rausch. Und Ramsel! Sie sind doch begeisterten Poeten gut? Wenn das ist, so werden Sie es ihnen auch nicht übel nehmen, wenn sie sich um ihre Begeisterung zu verstärken feurige Einfälle trinken. Der unvergleichliche Hagedorn weis schlechte Dichter nicht besser zu bestraffen, als wenn er sie verdamt, Wasser zu trinken. Ja! ia! der Wein erfreut des Menschen Herz, eben so sehr, als das süsse Bewustseyn des Rechts, mich unterschreiben zu dürfen

Deroselben

ergebensten Freund?

Acht und siebenzigster Brief.

Ramsel!

Wo ich nicht irre, so habe ich schon einmal die Anmerkung gemacht, daß es eine götliche Absicht sei, ein sinliches Vergnügen unter gewissen Bedingungen zu geniessen. Ich ziehe gewis nicht zurük. Denn ich bin volkommen überzeugt, daß der Schöpfer die grösseste Glükseeligkeit seiner Creaturen wolle. Und wil er diese, so mus er uns Menschen auch denienigen Teil derselben gönnen, an welchen unser Leib und Triebe Anspruch haben; denn er gab sie uns, und flochte in den Zusammenhang der Dinge eine unzähliche Menge von ergözenden Gegenständen ein. Wir sind dazu erschaffen, unsere ganze Glükseeligkeit in so hohem Grade zu bewürken, als nur möglich und erlaubt ist, und ich glaube daher, daß es eine würklich vernünftige Pflicht sei, ein sinliches Vergnügen unter gewissen Bedingungen zu geniessen. O! wie sanft thut es mir nicht, wenn ich durch Denken ermüdet auf meinem Claviere oder Flöte ein wolgesextes Stükgen spiele. Meine Seele erheitert sich wieder, und sie bekomt gleichsam neue Kräfte. Auf die Art erhalte ich meine Gesundheit grössesten Teils, wenn ich noch dazu einen angenemen Spazier Gang, oder ein unschuldiges Schä-

kern

kern füge. Von dieser Seite also wird ein sinliches Vergnügen gewis unsere Pflicht seyn, und Moralisten, welche dis Vergnügen zu verbieten sich bemühen, lehren würklich der Glükseeligkeit der Menschen feindseelig. Freilich aber müssen Bedingungen dabei seyn; denn die Erfarung lehrt es, daß das sinliche Vergnügen von manchen Gesichtspunkten sehr schädlich seyn könne. Lassen Sie uns also die Bedingungen des rechtmässigen Genusses entwikeln. Ich wil sie in eine algemeine Regel zusammen fassen. Weil das sinliche Vergnügen ein würkliches Vergnügen ist, so versteht es sich von selbst, daß es als ein Teil einer waren Glükseeligkeit betrachtet und beurteilt werden müsse. Und habe ich hierin Recht, so kan bei folgender Regel nicht der mindeste Zweifel übrig bleiben, daß dis Vergnügen ein Teil unserer Glükseeligkeit seyn könne, wenn es ein wares Vergnügen ist, und den Zustand eines beständigen, sanften, erhabenen, und geistigen Vergnügens nicht störet. Denn alsdenn ist es ein wares Gut, worauf sich unser Glük gründen mus, und iener Zustand ist das wesentliche unserer Glükseeligkeit. Nie aber ist es möglich nach dieser Regel als ächt erkant zu werden, es sei denn, daß es ein unschuldiges, ein unschädliches, und mässiges sei. Unschuldig ist ein sinliches Vergnügen, wenn man keinen Grund angeben kan, warum es nach dem Geseze verboten seyn solte, und wenn es uns nicht an der Beobachtung irgend einer Pflicht hindert. Die Anhörung einer Musik in Stunden, wo wir Musse haben, der Genus eines guten Gerichtes, wenn wir es ohne

Verlezung der Sparsamkeit und Gesundheit anschaffen können, und eine Lustreise, wenn Kosten und Versäumnis nach dem Geseze völlig erlaubt sind, sind Beispiele dieser Art. Es ist unschädlich, wenn es keine solche Folgen hat, welche entweder einen desto grössern Verdrus nach sich ziehen, oder unsere natürlichen Absichten hindern. Sich zu betrinken ist schädlich; denn es macht Nachreue, Kopfweh, und andere Arten von Verdrus. Aber ein gut Glas Wein zu trinken, um den Körper ein munteres Leben zu verschaffen, ist unschädlich, ist nüzlich. Bisweilen seinen Freunden ein recht lustiges Gastmal von dem Ueberflusse seines Ehrenpfenniges zu geben, ist, wenn es vernünftig zugehet, ein unschädliches, und nüzliches Vergnügen; aber herlich traktirt zu haben, und dagegen ein Schuldner von zehn ungestümen Personen und Creditoren geworden zu seyn, ist warhaftig schädlich genug. Bisweilen einen muntern Tanz zu wagen; aber sich durch Erhizung nicht in die Gefahr der Krankheit, oder einer süssen Verfürung zu stürzen, ist abermals völlig unschädlich. Und gleiche Beschaffenheit hat es, sich zum Vergnügen ein artiges Hündgen, oder Kätergen zu ernären. Einen Kus in Ehren kan niemand verwehren; aber zu häuffig küssen, sezt in gefärliche Affekte. Zu lange Charten zu spielen, oder einen halben Tag Musik anzuhören ermüdet die Seele, und ich heisse es ein unmässiges Vergnügen. Unser Ergözen also ist mässig, wenn es uns weder in einen zu starken Affekt sezt, noch die Seele ermüdet. Versuchen Sie es einmal nach diesen dreien

Kenzei-

Kenzeichen die verschiednen Arten des sinlichen Vergnügens unter den Menschen zu mustern, und ich wette, daß Sie meine Moral loben, und sehr viele Menschen tadeln werden. Sie müssen meine Moral loben, denn sie enthält die sicherste Regel zum Unterschiede der sinlichen Ergözlichkeiten. Ein sinliches Vergnügen nach diesen Bedingungen ist ein wares Vergnügen; denn es ist unschuldig, und es mus auch bei der deutlichsten Erkentnis und Beurteilung ein Vergnügen bleiben. Es hindert den Zustand eines sanften, beständigen, und erhabenen Vergnügens nicht; denn es ist unschädlich, und artet also nicht in einen Verdrus aus, der ein Feind unserer Glükseeligkeit ist. Es ist mässig, und es berauschet also nicht; es stört das Sanfte unserer Glükseeligkeit nicht; die Heiterkeit unserer Seele bleibt unverlezt, denn es ermüdet nicht; und erhabene Empfindungen können völlig mit ihm bestehen, oder abwechseln; denn es ist mässig. Ich wenigstens bedenke mich keinen Augenblik, ein solches Vergnügen zu geniessen, wenn ich überzeugt bin, daß es mit iener Regel übereinstimt. Ich weis, daß ich alsdenn meinem Schöpfer gewis gefalle.

O! Glük für die Welt, wenn alle Menschen solche Gesinnungen hegten, und wir würden keine Wollust zu tadeln haben. Eine Benennung, Mamsel! welche bald im guten, bald im bösen Verstande genommen wird. Um ein recht reizendes Vergnügen, und einen grossen Grad desselben auszudruken, bezeichnet man seinen Begrif mit dem

Namen der Wollust. Aber eigentlich hat doch dis Wort eine böse Bedeutung, und zeigt eine lasterhafte Fertigkeit an. Die Wollust ist eine Fertigkeit, in dem Genusse des sinlichen Vergnügens auszuschweiffen. Verzeihen Sie, daß ich hier von meiner Gewonheit abgehen mus, nur zu den besten Charakteren Frauenzimmer zu erwälen. Dismal mus ich eine Ausname machen; denn Floretgen erläutert durch ihre Handlungen alles, was ich von der Wollust zu sagen habe, dismal auf das Beste und Feinste. Es gibt Wollüstige, die sich den Tieren nur gar zu stark nähern, aber diese mag ich nicht schildern; denn mein Bild behielte kein bisgen Annehmlichkeit übrig. Ich wil lieber die schöne, die artige Floretgen malen, und zwar so, wie sie mir einer meiner vertrauten Freunde beschrieben hat, der sie recht wol kennet. Floretgen besizt ein sehr lebhaftes Genie, und einen überaus muntern Leib. Ihre Sinnen sind immer lebhaft würksam, und vorzüglich geschikt, ihrer Seele ein lebhaftes Vergnügen zuzufüren. Hierin scheint auch ihre grösseste und einzige Glükseeligkeit zu bestehen, und wo kein sinliches Vergnügen zu geniessen ist, da dauret auch Floretgen nicht lange. Sie schikt sich volkommen in die angeneme Welt, und ihre ärgsten Feinde sind Krankheit und der Tod. Ihr ganzes Leben ist eine Kette von lauter sinlichen Ergözungen, und ich wil ihre täglichen Handlungen erzälen. Sie ist reich, und es fehlt ihr nichts, was sie sich zu ihrem Vergnügen wünschet. Sie schläft gar zu gerne ein Bisgen lange, und recht weich. Ihr Bette mus

auf

auf das sorgfältigste gemacht werden, und alle ihre Sorgen, deren ohnedem nur sehr wenig sind, begräbet sie mit sich in einem angenemen Schlaffe. Ihre Seele ist immer lustig, und mit sinlich angenemen Bildern erfüllet. Ihre Phantasie hat also den reichsten Stof zu neuen Einbildungen. Daher komt es, daß Floretgen immer von etwas angenemen träumet, und dis um so viel leichter, ie lebhafter und eifriger sie alle Abend, ehe sie zu Bette gehet, noch die Empfindungen ihres genossenen Vergnügens zurükruffet, und tausend Proiekte zu den Ergözungen des folgenden Tages entwirft. Ihr Mädgen hat alle Morgen gewis ein paar süsse Träume zu hoffen, die ihr ihre Gebieterin erzälet. Floretgen ist ieder Tag ein Festtag; denn sie weis von Arbeiten nichts, und ihre täglichen Beschäftigungen folgen ohngefehr nach dieser Regel auf einander. Wenn sie aufgestanden ist, so mus die Seele auch recht aufgewekt werden, und sie spielt daher eine lustige Arie auf ihrem Clavecymbel, und singt auch wol dazu. Das hilft etwas; sie besieht sich in dem Spiegel, und lacht auch wol dazwischen; denn wie leicht fält ihr nicht etwas lächerliches aus ihrem Traume ein. Denn seufzt sie nach einem Schälchen Coffee, und ihre Lisette eilet, ihn bald herbei zu schaffen. Nun erzälet sie ihre Träume volständig, beide machen allerhand angeneme und ergözende Auslegungen, und besprechen sich, was für ein Anzug heute Parade machen solle. Er wird gewält, und geholt. Floretgen läst sich frisiren, und liest einen Roman unterdessen. Nun ist sie

völlig angepuzt, und nun spricht sie mit ihrem Spiegel, und sie loben und schmeicheln einander beiderseits. Floretgen ist schön, und das weis sie, und viele Stuzer wissen es auch. Sie zeigt sich am Fenster, und eben trit Damon herzu, der so wol gepuzte Damon, und der aller Herzen erobert. Er wünscht ihr mit den einnehmendsten Mienen, und den artigsten Complimenten einen guten Morgen. Sie scherzen, und schäkern zusammen, und endlich empfielet sich Damon, denn er mus weiter gehen. Floretgen ist sehr vergnügt. Er lobte ihren Anzug, und sie seine schöne Weste. Sie tanzt wol ein bisgen auf und ab in ihrem Zimmer, küst ihr Möpsgen, geht ans Fenster, und denn spielt sie wieder ein Operetgen. Nach gerade wird es wol zwölf Uhr seyn; man ruft sie zu Tische, und alles ist auf das wolschmekendste eingerichtet. Floretgen kostet hin und wieder; denn viel essen kan sie nicht. Sie scherzt über Tische, sie tändelt, sie ist lustig, sie spielt mit ihrem Hündgen, und die Zeit gehet immer hin. Wenn Floretgen vom Tische aufgestanden ist, so geht sie wieder ans Fenster, und liest ein lustig Werkgen. Ehe man sichs versiehet, so sinkt sie auf ihren weichen Lehnstuhl hin, und hält etwas Nachmittags Ruhe. Lisette wekt; denn nun gehet die Visiten Zeit an. Allerhand muntere Personen finden sich ein, man trinkt Coffee, man lobt sich, man schäkert, und man lästert auch wol ein bisgen. Ist es schön Wetter, so geht oder fährt man unter tausend Schäkereien spazieren, oder ist die Luft nicht angenem, so spielt man Charten so lange, bis die

Zeit

Zeit zu den Comödien, oder Opern, oder Tänzen und Bällen herannahet. Man genieſt verſchiedene Erfriſchungen, und mancher ſüſſer Herr iſt wol ſo glüklich, ein duzend Küſſe halb gutwillig, halb mit Zwang, zu erhalten. Pfänder müſſen ia auch bisweilen eingelöſet werden, und ſo ſchlägt die Uhr zehen oder eilfe. Man nimt mit vielen angenemen Worten, und Küſſen Abſchied, und Floretgen läſt ſich auskleiden. Denn bekömt Cubach auch noch ein halb viertel Stündgen ſein Recht, und nach ihm Fontaine, oder ein anderer luſtiger Dichter. Denn ſchläft Floretgen ein. Es kan nicht fehlen, daß ſie nicht bisweilen kränklich würde, und denn iſt ſie überaus eigenſinnig, und verdrüslich; doch tröſtet ſie ſich noch damit, daß ſie allerhand neue Arten von Ergözungen erfindet, und die Hofnung, ſie bald zu genieſſen, anfeuret. So lebt Floretgen beſtändig, und müſſen Sie nicht geſtehen, Mamſel! daß ſie auf eine feine, aber doch ſichtbare Art wollüſtig ſei? Freilich werden es ihr wenige nachmachen können, aber die meiſten wünſchten doch wol es zu thun. Ein ieder wird andere Arten vom ſinlichen Vergnügen genieſſen und begeren nach der Beſchaffenheit ſeiner Lage in der Welt, und alle werden doch wollüſtig ſeyn, ſo baid ſie in dem Genuſſe dieſes Vergnügens ausſchweiffen. Es iſt wahr, in dem Charakter der Florette iſt etwas angenemes, aber nur wenig Geſezmäſſiges. Und ſolten Sie nicht deutlich genug einſehen, daß die Wolluſt verboten ſei? Sind wir denn dazu erſchaffen, nur einzig und allein ein ſinliches Vergnügen zu genieſſen,

oder mus dis nur der kleinste Teil unserer Glükseeligkeit seyn, der zur Abwechselung in derselben dienet? Wir müssen in einer angenemen und schönen Welt glüklich seyn, und daher sie empfinden. Aber wir müssen doch als Menschen in derselben glükseelig werden, und unser eigen Herz mus es bei dieser Betrachtung fühlen, daß der Genus des sinlichen Vergnügens unmöglich die ganze Absicht unseres Lebens seyn dürfe. Ein Wollüstiger ist trunken im sinlichen Vergnügen, und alle seine Handlungen zielen zum Genus desselben, als dem einzigen Endzweke des Lebens, ab. Ein Wollüstiger kent keine höhere Glükseeligkeit, als ein gedehntes, ein rauschendes sinliches Vergnügen. Der Trieb zu diesem Vergnügen ist heftig, ist ausschweiffend, und verursacht eine so merkliche Disharmonie der Begerungen und Neigungen mit dem Geseze, daß man sicher behaupten darf, die Tugend fliehe den Charakter eines Wollüstigen. Ein sinliches Ergözen, welches zu häuffig und in zu starkem Grade genossen wird, ermüdet die Seele. Die Heiterkeit derselben verschwindet, und die Gemüts Ruhe wird durch rauschende Affekte gestöret. Es scheint zwar, als wenn eine Zufriedenheit mit sich selbst bei der Wollust stat finden könne, aber niemals eine erhabene, und eine solche, welche der vernünftigen Glükseeligkeit eigen ist. Man kan nur mit seinen Sinnen zufrieden seyn, und diese sind nicht die besten Vermögen unserer Seele. Die ware Zufriedenheit gründet sich auf das deutliche Bewustseyn schöner, und tugendhafter Handlungen, und ie grösser ihre

Harmo-

Harmonie, und ie reicher die Anzal ihrer Arten ist, unsern schönsten ganzen Lebenslauf zu bilden, desto erhabener und gesezmässiger ist das Vergnügen der Selbstzufriedenheit. Darf auch ein Wollüstiger hierauf den geringsten Anspruch machen? Seine Begriffe fliehen die Deutlichkeit, und Ordnung, und sein eignes Bewustseyn ist einem gemässigtem beständigem Affekte gleich. Seine Handlungen sind nicht warhaftig schön; denn das Gesez hat sie nicht bestimt, und sie verfehlen ihres vornemsten Endzwekes. Es ist wahr, bei Floretgen haben alle ihre Bemühungen eine gewisse Ordnung und Harmonie unter einander, doch aber nur mit der einzigen Absicht der Wollust, und es ist eine gewisse ekle Einförmigkeit unter denselben, die der waren Schönheit zuwieder ist. Denn es fehlen ihnen hundert andere Absichten des Gesezes, durch deren Abzielungen erst die ware und ächte Schönheit des ganzen Lebens bestimt wird. Tausend andere vortrefliche und schöne Handlungen, und das reizendste Bewustseyn erhabener Pflichten sind ihr unmöglich. Die Seele fület sich nur von der sinlichen Seite, und ihre besten Vermögen sind mat, oder gar unwürksam, oder doch ungesezmässig geschäftig. O! erinnern Sie sich an das schöne Bild der Juliane, und an die Pflichten der Würksamkeit unserer Vermögen, die die Zweke der philosophischen Bekehrung uns vorgeschrieben haben, und ich stehe dafür, daß Sie die grösseste Unänlichkeit erbliken werden. Die Wollust hat dis eigne, daß sie unersätlich ist, und daß sie immer neue Arten von Ergözungen verlangt,

weil

weil ihr die andern gar zu bald ekel werden. Ein deutlicher Beweis von einer gedoppelten wichtigen Warheit, daß das sinliche Vergnügen keine beständige Glükseeligkeit geben könne, weil es ekelt, und daß es die Zufriedenheit mit seinem eignen Zustande unvermeidlich hindere. Er ist nie vollständig so, als wir ihn wünschen, sondern er müste nach den Begierden immer besser und zalreicher an Ergözungen seyn, und wir billigen ihn nicht so, wie es zur Zufriedenheit erfordert wird. Es ist unmöglich, daß ein Wollüstiger einen so grossen Besiz sinlicher Güter haben, und stets in der Verfassung sie zu geniessen, seyn könne, als seine Wünsche und Begierden es erheischen, und es kan also nicht fehlen, daß er öfters auf das Aeusserste misvergnügt werden müsse. In Warheit, Mamsel! mehr als zu deutliche Beweise, daß die Wollust die grösseste Feindin unserer waren menschlichen Glükseeligkeit sei. Zu dieser allein sind wir erschaffen; denn die Gotheit konte uns zu keinen kleinen Absichten bestimmen, und unser Gesez verbietet also die Wollust auf eine sehr ernstliche Art. Erinnern Sie sich nur einmal noch an Floretgen, und wollen Sie wol glauben, daß sie zu den besten Pflichten gegen Gott völlig ungeschikt sei? Sind nicht die Liebe gegen Gott, und die Beruhigung in den Wegen der Vorsicht Pflichten, die den allervortreflichsten Reiz haben, und unser Herz durch die sanftesten Züge beherschen können? Florette kent sie nicht, denn ihre Seele ist viel zu klein dazu. Nur ein reiner Verstand kan die Gotheit liebenswürdig fühlen, und

sinliche

sinliche Ideen verhindern dis Gefühl. Wenn die Gotheit in sinlicher Schönheit, und mit vollen Händen sinlicher Ergözungen der Florette beständig sichtbar wäre, so ginge es noch einigermassen an, daß sie einige Regungen der Liebe, einer sinlichen Liebe, gegen sie empfinden könte. Allein nunmehro ist ihr die Gotheit völlig unfühlbar, und ihr Geist wird durch die Ueberschwemmungen von sinlichen Ideen viel zu viel nieder gedrükt, als daß er sich zu erhabenen Betrachtungen aufzuschwingen vermögend bliebe. Die Vorsicht kan es unmöglich allen Menschen recht machen, und am wenigsten wollüstigen. Sie mus aus den weisesten und gerechtesten Ursachen nicht selten unangeneme Schiksale in unsern Lebenslauf einflechten, und dis heist gerade Wollüstige von der empfindlichsten Seite ihres Herzens anzugreiffen. Sie werden ungeduldig, es wallen verdrüsliche Affekte auf, sie murren, und keine Beschuldigung ist zu gros, die sie nicht der Vorsicht zu machen sich unterstünden. Sagen Sie, werden Wollüstige in dieser Gestalt Spiegel der Gotheit seyn können, oder beweisen sie nicht vielmehr, daß eben die Wollust sie unwürdig mache, von der höchsten Gotheit zu den schönsten Absichten geschaffen zu seyn? Gewis das leztere. Florette übertrit ihr Gesez, sie ist lasterhaft, ob sie es gleich auf eine feine Art ist.

Die Wollust hat viel Töchter, denn es gibt ungemein viel Arten sinlicher Ergözungen, in denen man ausschweiffen kan, und alle sind doch Ausschweif-

schweiffungen des Instinkts zum sinlichen Vergnügen. Manche Arten sind recht garstig, und bald solte ich mich entschliessen, gar nichts von ihnen zu sagen, um Ihre schönen Empfindungen nicht zu beleidigen. Mir fehlen ohnedem die rechten Bilder, um die ganze Häslichkeit dieser Charaktere zu malen. Wolte Gott, daß alle Beschuldigungen unwahr wären, die man so vielen Menschen macht, daß sie Hurerei begingen. Sie ist ein Genus des Beischlafs ohne rechtmässige Endzweke, und blos um des sinlichen Vergnügens willen. Die Begerung des Beischlafs ist uns natürlich; denn der Trieb zum sinlichen Vergnügen wird selbst durch innere Reizungen des Körpers gegen diese Art gezogen; aber es bleibt doch allemal ausgemacht, daß es unsere vernünftige Pflicht sei, diese Reizungen des Triebes zu beherschen, weil der Schöpfer demselben eine eigne Absicht, welche er nicht überschreiten darf, deutlich genug vorgeschrieben hat. Daher komt es, daß der Genus des Beischlafs in einigen Fällen erlaubt, in andern schlechterdings unerlaubt ist. Die Absicht des Schöpfers ist die Erzeugung junger Menschen, und damit sie desto sicherer erreicht werden könte, so verknüpfte sie der Schöpfer an den Trieb zum sinlichen Vergnügen, indem er eine anziehende Lust damit verband. Wenn ich nicht irre, so wird sich ganz leicht eine gedoppelte Folge aus dieser Anmerkung ziehen lassen. Wir werden nach unserer Moral unvermeidlich behaupten müssen, daß der Genus des Beischlafs allemal unrecht-

unrechtmässig sei, wenn er nicht aus Bewustseyn der götlichen Absicht, neue Menschen zu erzeugen, begeret wird: und eben so gewis, daß der Genus des sinlichen Vergnügens desselben ohne iene Absicht unerlaubt sei. Denn beide können nicht von einander getrent werden, weil das Vergnügen nur um der desto sichern Erfüllung der Absicht mit dem Beischlaffe verbunden wurde. Die Hurerei sucht das Vergnügen, und verabscheuet die Absicht und Regel des Genusses desselben. Kan auch wol etwas gewisser seyn, als daß das Gesez und der Zwek unserer Schöpfung die Hurerei verbieten? Die Ordnung und Schönheit der Welt, die ebensals ein grosser und unverlezlicher Endzwek der Vorsicht ist, hat die rechtmässige und volständige Erreichung iener götlichen Absichten nur auf die Ehe eingeschränkt. Denn die Menschen musten gesellig leben, und die Kinder bedurften in einer regelmässigen Welt gewisse Verhältnisse, die ihnen nur durch das Entsprossenseyn aus einer gesezlichen Ehe mitgeteilt werden konten. Lassen Sie uns daraus den Schlus ziehen, daß der Genus des Beischlafs nach der Ordnung unserer Welt nicht anders, als in der Ehe erlaubt seyn könne. Werden wir also nicht sicher sagen dürfen, daß die Hurerei ein Genus des sinlichen Vergnügens des Beischlafs ausser der Ehe sei? Eben um dieser Gründe willen haben die Republiken aus sehr klugen Ursachen mit der Hurerei Schimpf und Schande verbunden, und sie haben volkommen recht gethan. Denn wenn bei sehr vie-

len Personen beinahe alle andere Bewegungs Gründe kraftlos geworden sind, so hat doch noch die Schande einige Gewalt übrig behalten. Ein Frauenzimmer scheint unüberwindlich zu seyn, wenn es durch Furcht vor Schande seinen Trieb zum sinlichen Vergnügen bezwingen lernen kan, und vieleicht ist dis die Ursache, warum die Unehre der Hurerei mehr auf das weibliche Geschlecht, als das mänliche zurük fält. Vieleicht aber wäre es gut, wenn beide gleichen Teil daran nämen. Wenigstens läst sich doch daraus schliessen, daß der Ordnung und dem Glüke der Republiken sehr viel daran gelegen sei, daß die Hurerei vermieden werde, und ich zweifele nicht, daß ein Vernünftiger, der allemal harmonisch denkt, mir völlig Recht geben müsse, daß es seine Pflicht sei, die Ordnung und Schönheit der Welt befördern zu helfen, und folglich die Hurerei zu hassen.

Von dieser Seite gibt es ganz gewis ungemein garstige Charaktere unter den Menschen, und man pflegt sie geile zu heissen. Sie sind gar zu häslich, als daß ich sie zu schildern, recht eben zu schildern, mich entschliessen könte. Kaum kömt Gargil in eine Geselschaft Frauenzimmer, und es wird ihm ganz besonders zu Mute; er fült ungewönliche Regungen, und wenn ihn nicht noch der Wolstand die verwegenen Hände bände, so würde er wie ein Bok darauf losfaren, und die unanständigsten Handlungen wagen. Aechte Liebe kent er

nicht

nicht, sondern nur ein wildes Feuer durchglüht seine Adern. Es ist ihm alles gleich, und bei ihm findet kein Unterschied der Personen stat. Die unzüchtigsten Romane sind seine liebsten Handbücher, und sein Wiz ist mit den unsaubersten Einfällen angefült. Er spricht fast nichts als Zoten, und seine feinsten Reden haben doch allemal eine sichtbare Spur der schmuzigsten Zweideutigkeit an sich. Er überläst sich seinen wilden Trieben ungescheut, und mit dem heftigsten Affekte, wo gleich lasterhafte Personen des andern Geschlechts in ihre Abzielungen willigen. Ich glaube gewis, daß einem ehrbaren Frauenzimmer nicht ärger geflucht werden könte, als wenn man sie in die Gesellschaft geiler Mansperſonen bringt. Die Geilheit ist eine Fertigkeit, das Vergnügen des Beischlafs mit Affekt und ohne Unterschied zu begeren; und ich werde gewis nicht nötig haben, weite Gründe anzufüren, um ihre Unrechtmäſſigkeit zu erweisen. Die Häslichkeit des eignen Charakters ist viel zu sichtbar, als daß man auch mit dem allergeringsten Scheine behaupten könne, daß nur der kleinste Zug mit dem Charakter der Tugend, und der philosophischen Bekehrung bestehen könne. Die Geilheit ist eine sehr grobe Art der Wollust, und sie mus also nach dem Geseze abscheulich seyn. Die Geilheit schliest eine Fertigkeit in der Hurerei ein, und es ist unmöglich, daß unsere Sittenlehre eine einzige Begerung derselben billigen könne. O! wenn sie nur den Gargil sehen solten, er sieht scheuslich aus. Man sieht ihm eine innere Krankheit

an, und er verschwendet die besten Säfte seines Leibes. Man sagt, daß er schon durch eine schmuzige Krankheit sehr mitgenommen worden, und ein inneres Gift schleicht gewis in seinen Adern. Gargil ist ein Mörder an seinem eignen Leibe; denn er bringt sich gewis frühzeitig genug ums Leben. Er ist ein grausamer Beleidiger anderer. Denn solte er sich endlich kraftlos zu einer Heirat entschliessen, so ist gewis seine Ehe von seiner Seite eine förmliche Hurerei; denn er hat sich schon unvermögend gemacht, ihre natürliche Absicht zu erfüllen. Seine Gattin ist zu beklagen, und im Ernst beleidiget, weil sie, durch ihn betrogen, an ihrem Endzweke gehindert wird. Oder wenn ia auch ein geringer Ueberbleibsel seiner Kräfte eine schwache Familie anfängt, so wird doch mit ihr das Elend zugleich geboren. Ein natürliches Gift pflanzt sich auf seine Kinder fort, und die Schwachheit des Leibes derselben ist ein Beweis von den Ausschweiffungen ihres Vaters. Er beleidigt sie mit ihrer ersten Geburt. Das weibliche Geschlecht ist von dieser Seite eben so sehr, wo nicht noch mehr, anzuklagen. Dis sind gewis die Beleidigungen noch nicht alle. So bald sich Gargil so weit vergehet, einem Frauenzimmer seine Lüste zu erkennen zu geben, so bald beleidigt er sie. Denn er mus zum vorausseżen, daß sie sich gleicher Uebertretungen schuldig machen könne. Es ist unmöglich iemanden Hurerei zuzumuten, ohne zu glauben, daß sie garstig genug denke, darin zu willigen. Ein ieder von diesen Gedanken ist eine

Belei-

Beleidigung der Ehre und des moralischen Charakters dieser Personen. Würklich Tugendhafte können sie auch nicht anders aufnehmen, und nur verstelt und scheinbar gute Charaktere lachen über diese Absichten, und freuen sich heimlich. Nicht an dem, Mamsel! geile Personen, als Gargil und Phryne ist, werden sehr verächtlich werden, so bald man sie vernünftig beurteilt?

O! ich bin ganz müde, noch mehr so ekle Charaktere zu malen. Unser Gesez sei uns lieb, und die Uebertreter wollen wir bedauren, und verachten. Doch noch eins mus ich Ihnen sagen, ich weis eine Art einer vernünftigen Wollust, und daß ist diese, wenn ein Paar regelmässige Herzen sich hochschäzen, und eben das Vergnügen empfinden, das ich fühle, wenn ich gewis weis, daß ich sei

Deroselben

ergebenster Freund.

Neun und siebenzigster Brief.

Mainfel!

Was werden Sie gedacht haben, daß ich zulezt von so groben Ausschweiffungen der Menschen habe reden müssen? Ja! ich habe gemust; denn ich habe mir sagen lassen, daß Hurerei und Geilheit ein Paar Mode Laster geworden wären. So ein Bisgen warscheinlich ist es wol; aber vieleicht ist es doch nicht alles wahr, was die Leute reden. Speise und Trank und Sitten machen das Gerichte glaublich genug; und Sie werden es meiner Sittenlehre also nicht verdenken, wenn sie Laster tadelt, die warscheinlich sind. Noch lieber aber lobt sie Tugenden, und ich schike mich schon an, das liebenswürdige Bild der Keuschheit zu entwerfen. Die Keuschheit ist eine Fertigkeit, den Trieb zum sinlichen Vergnügen von der Seite des Beischlafs nach dem Geseze zu beherschen. Nerine ist vom lebhaften Temperamente; aber Nerire hat eine sehr schöne Erziehung gehabt, und man hat sich sehr frühzeitig bemühet, ihren Charakter schön auszubilden. Weit gefehlt, daß sie die Gesellschaft der Mansperſonen fliehen solte, wenn sie vernünftig, artig, und gesezt sind. Ein höflicher und munterer Scherz, aber durchaus kein

zwei-

zweideutiger, oder schmuziger, ist ihr angenem, und alle loben ihren artigen Umgang. Von der Torheit, Herzen zu Sklaven zu machen, und sich närrisch verliebt schmeicheln zu lassen, ist sie sehr weit entfernet. Sie bewacht ihren Trieb zum sinlichen Vergnügen von der Seite sehr scharfsichtig, und ihre Phantasie darf ihr durchaus keine geile Bilder vorstellen. Sie bezwingt ihre Regungen, und sie hat es gewis so weit gebracht, daß der Unterschied des Geschlechtes keine gefärliche Gewalt über ihr regelmässiges Herz hat. Liebes Geschichte sind ihr verächtlich, und scheinen ihr gefärlich, und sie duldet es schlechterdings nicht, daß man schlüpfrige Erzälungen in ihrer Gegenwart vorbringe. Der iunge M* erhielt eine verzweifelte Satyre, und eine sehr demütigendes Gesichte, als er sich unterstand, eine Zote auszuspeien, und Nerinen durch einen vergnügten Blik um Genehmhaltung zu fragen. Ich hätte mich todt geschämt. Weis sie, daß wo Geselschaften in diesem Stüke zu viel Freiheit erlauben, so wendet man alle Mühe vergeblich an, sie dahin zu bewegen, sie zu besuchen. Nerine hat manche Partie zum Heiraten gehabt, und sie sieht in der That ziemlich gut aus. Vor einiger Zeit hielt ein iunger Edelman um ihre Liebe an, und es war wahr, daß er zu leiden gewesen wäre, aber er war ihr zu verliebt, und Liebes Processe verlacht sie. Sie antwortete ihm nur kurz: Mein Herr, werden Sie vernünftiger; die Liebe hat manchen zum Toren gemacht. Ich bedaure Sie; aber ich denke zu kaltsinnig und

troken, als daß ich ihr Feuer löschen könte. Ist ihnen ihre Ehre und Tugend so lieb, als mir die meinige, so sparen sie ihre Zärtlichkeit, bis ihnen der Himmel eine Gemalin schenkt, die sie aus Pflicht und Gewogenheit annehmen kan, und mus, wie sie mir es verbietet. War Nerine nicht ein bisgen grausam? O nein! sie war keusch. Byant schrieb ihr einen Liebes Brief, und bat wie ein armer Sünder um ein geneigtes Verhör; aber er erhielt die Antwort: Mein Herr! sie sind nicht klug. Glauben Sie nicht Mamsel! daß Nerine dis alles aus einem spröden Hochmute gethan habe. Nein! sie hat sich würklich verheiratet, und auch schon ein Paar allerliebste Kinder. Ich kenne ihren Ehegatten, und ich weis es gewis, daß sie auch in ihrem Ehestande die billigsten Regeln der Mässigkeit von der Seite des Genusses des Beischlaffes beobachtet habe. Ich kan mich nicht entbrechen, den Charakter der Nerine keusch und schön zu nennen. Denn ist es nicht andem, sie beherscht sich nach harmonischen Ideen und Absichten? Sie verschmähet das nicht, was ihr der Schöpfer vergönte; aber sie geniest es auch nur nach seinem Endzweken. Beide haben einander von Herzen lieb; aber Nerine denkt doch so weit volkommen schön, daß sie nicht ieden Genus dieses Vergnügens selbst in der Ehe für erlaubt hält. Sie verdienet es, daß sie einer heitern Gesundheit geniesset, und daß ihre Glükseeligkeit gleichsam auf ihren Wangen abgemalet ist. Ihr Gemal ist ihr bester und zärtlichster Freund, und sie wil eben deswegen durch=

durchaus nicht, daß ihre beiderseitige Liebe nur blos eine körperliche sei. Die Wollust ist ihr von ihrem Geseze verboten, und sie weis es nur gar zu gut, daß sie bei der Unmässigkeit in dem Genusse dieses Vergnügens selbst in der Ehe ungezweifelt stat finde. Ihr Charakter ist tugendhaft, ist schön; denn alle Pflichten stimmen unter einander überein, und beschränken ihre Begerungen und Handlungen. Um keusch zu seyn also, muß man harmonisch gedenken, und eben deswegen erfordert diese Pflicht, den Beischlaf auſſer der Ehe niemals, und in derselben nur mässig, und nach vernünftigen Endzweken zu begeren. Sind wir dazu erschaffen, schön zu denken, und schön zu begeren, so ist die Keuschheit gewis unsere Pflicht. Wie aber? Ist nicht die Liebe ein ungemein glüklicher Zustand? Versüst sie nicht tausend Beschwerlichkeiten? Und solte es also wol nicht erlaubt seyn, Liebes Verständnisse zu errichten? Wenn die lezte Folge nicht daraus gezogen werden solte, so würde ich nicht das geringste Bedenken tragen, die erstern Fragen zu beiahen. Und warum denn izt nicht? Weil ich sie anders verstanden haben würde, als izt unter der Bedingung dieser Folge. Ist die Liebe eine unkörperliche, und eine Liebe einer zärtlichen Freundschaft, so müssen noch tausend schöne Fragen mehr beiahet werden. Aber ist sie eine Liebe, welche Liebes Processe gründet, so ist sie körperlich, und tadelhaft genug. Ihre Abzielung ist nicht die Vereinigung der Seelen, sondern eine lüsterne Vereinigung der Leiber, oder

deutlicher, ihr Zwek ist die Hurerei, wenn nicht der Entschlus zu heiraten, schon vorhergegangen ist. Wir reden von der so genanten Galanterie, und man beschönige sich, wie man wil, und man wird doch ienen Zwek gewis nicht verbergen können. Es würde unbillig seyn, hierin dem algemeinen Lauffe der Dinge zu wiedersprechen, und eben dieser befielt uns, iene Anmerkung zu machen. Ich wil mich bescheiden, daß nicht durchgängig dieser Zwek würklich erreicht, und Sünden begangen werden, aber so ist doch die Absicht, und es sind tausend Regungen und Empfindungen da, die heimlich die Brandmäler der Geilheit tragen. Hätte ich Lust zu spotten, so würde es mir leicht seyn, die verliebten Ritter und Heldinnen in ihrem ganzen Betragen ziemlich lächerlich abzumalen. Ich würde törigte Seufzer röcheln, verliebte Blike schielen, tändlichte Hände sich drüken, Fechtel spielen, und Nacht Musiken und Arien erschallen, und tausend andere Torheiten erscheinen lassen müssen. Allein bald bin ich zu ernsthaft dazu; denn es komt mir gar zu kindisch vor, und ich wil nur dis anmerken, daß dergleichen Processe eben wegen ihrer tadelhaften Absicht selbst tadelhaft sind, unsere eigne Ruhe und Zufriedenheit stören, mit Torheiten anfangen, und sich meistens mit Sünden endigen. Nicht andem Mamsel! ein edler Geist denkt viel zu gesezt, als daß er sich diesen Kindereien überlassen könte?

Noch ist die lezte Pflicht in Ansehung unseres Leibes übrig, eine Pflicht, die es wirklich ist; aber

die

die von sehr strengen Moralisten vieleicht nicht dafür erkant werden mögte. Es ist eine vernünftige Sorge für die Schönheit und Geschiklichkeit des Leibes. Es ist gewis, daß der Schöpfer Schönheit liebet, und er selbst hat sich bemühet genug, durch seine schaffende Hand auch unserm Leibe eine sichtbare Schönheit zu schenken. Man findet allezeit mehr wolgestalte Kinder, als häsliche, und es wäre gewis unverantwortlich, die schönen Werke der Natur ausarten und verwildern zu lassen. Ein Tugendhafter denkt immer harmonisch, und es kan nicht fehlen, daß er sich nicht auch eifrig bemühen solte, schöne Harmonie bei seinem Leibe hervorzubringen. Er wird also gewis vernünftige Sorge für den anständigen Schmuk, für das äusserliche gute Ansehen, und artige und muntere Geschiklichkeiten seines Leibes tragen. Und ist es nicht andem, daß Vernünftigen der Wunsch zu gefallen eigen ist? Dürfte man es denn aber leugnen, daß ein schöner, ein gepuzter, ein geschikter Leib mehr gefalle, und bei andern geneigtere Neigungen gegen uns erweke, als ein plumper, schmuziger, und ungeschiklicher? Ich glaube gewis, daß durch iene Sorge unser Leib mit allen unsern Absichten viel harmonischer werde, und daß diese Sorge daher allerdings unsere vernünftige Pflicht sei. Ich werde Amalgen also mit Recht loben, daß sie so schön auf dem Claviere spielen, so nett tanzen kan, und allemal einen überausgefälligen und regelmässigen Geschmak in ihrem Anzuge herschen läst. Gefält sie Ihnen nicht auch tausendmal

besser,

besser, als Phyllis, die diese Künste, sich regelmässig zu puzen, gar nicht verstehet. Urteilen nicht alle Leute, daß sie vom Dorfe sei? Lacht man nicht über ihren krummen Gang, und ihre lächerlichen Stellungen und Verbeugungen? Sizen ihr nicht ihre Kleider, die bisweilen ziemlich kostbar sind, schlecht, und gleichsam als gehörten sie ihr nicht zu? Und ist nicht meistenteils eine schlechte Wahl des Anzuges sichtbar. Phyllis gefält durch ihr gutes Gesicht, aber alles Gefallen verschwindet, so bald man ihre Taille und ihren Anpuz betrachtet. Tanzen kan sie nicht, und daher läst ihr auch alles so lächerlich zu. Was meinten Sie, welches wäre nach dem Geseze und vernünftigen Absichten besser, wie Amalgen volkommen zu gefallen, oder wie Phyllis sich zum Gespötte zu machen? Freilich ist diese Pflicht verhältnismässig, und richtet sich nach dem Stande eines ieden, und der Geschmak im Anzuge ist auch nach dem Stande verschieden, und hat bald mehr, bald weniger Regeln. So sehr, wie man durch die Sorge für die Schönheit und Geschiklichkeit des Leibes gefallen kan, so sehr kan man auch tadelhaft werden, wenn man sie entweder aus eitlen Absichten unternimt, oder in derselben ausschweiffet. Um diese Fehler von iener Pflicht auszuschliessen, verlangt das Gesez, daß diese Sorge eine vernünftig sei.

Bald, Mamsel! solte ich mich entschliessen, Sie bei dieser guten Gelegenheit ein bisgen zu loben. Ich weis es mir noch sehr lebhaft zu erinnern, wie unvergleichlich mir Ihr Geschmak in allen Ihren

Dingen

Dingen gefiel, und er verdient auch gewis nicht wenig Lob. Ich hätte es vieleicht gewagt, eine oder die andere Anmerkung über denselben einzustreuen, wenn ich nicht befürchten müssen, daß Sie mich von der Seite sehr weit übersehen würden. O! wie würden Sie und Amalgen gelacht haben, wenn ich hie und da gefehlt hätte! Nein! so einsichtigen Richtern seze ich mich gewis nicht aus. Vieleicht frage ich Sie erst bei einer guten Gelegenheit aus, und denn wil ich schon noch Plaz zu meinen Anmerkungen finden. Aber Mamsel? aber = = = Izt mus ich Ihnen ankündigen, daß ich wieder eine kleine Pause in meinem Briefwechsel machen müsse. Ich bedaure dieses Schikfal; aber es hilft doch nichts dafür. Ich werde eilen, mich von dem Zwange los zu machen, und denn werde ich wieder mit frischen Kräften anfangen. Ich habe noch vieles zu sagen, aber izt kan ich doch nicht mehr, als dieses, daß ich immer unverrükt seyn werde

Derselben

ergebenster Freund?

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Drukfehler.

Seite	Zeile	stat	lies
64	3	Moatan	Montan
78	16	an	von
113	15	Urschen	Ursachen
114	14	Verstellungen	Vorstellungen
123	4	oder	aber
136	22	Inzwischenkunft	Dazwischenkunft
148	7	wir	mir
151	17	nenlichen	ähnlichen
160	23	hinter lassen	mus das Punkt weg.
162	20	leeren	lernen
167	9	haben	heben
173	11	wenn	einige
	31	einigst	einiges
176	26	Unangenemen	Angenemen
181	14	Werke	Werte
182	3	erdenklich	ordentlich
197	21	maleriellen	materiellen
239	2	dauerhaft	tugendhaft
242	7	den sie	der ihr
246	4	leben	loben
253	19	wahr	beglükt
261	26	entfernen	entwerfen
266	6	nären	rüren
312	30	und sich	oder ihn
313	8	würden	würken

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scholz, Johann Friedrich,

Die Vernünftige Sittenlehre in Briefen an ein Frauenzimmer

Bd.: 2

Halle [e.a.] 1758

Bamberg, Staatsbibliothek -- Ph.o.362#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11760439-6
VD18 8030897X-001